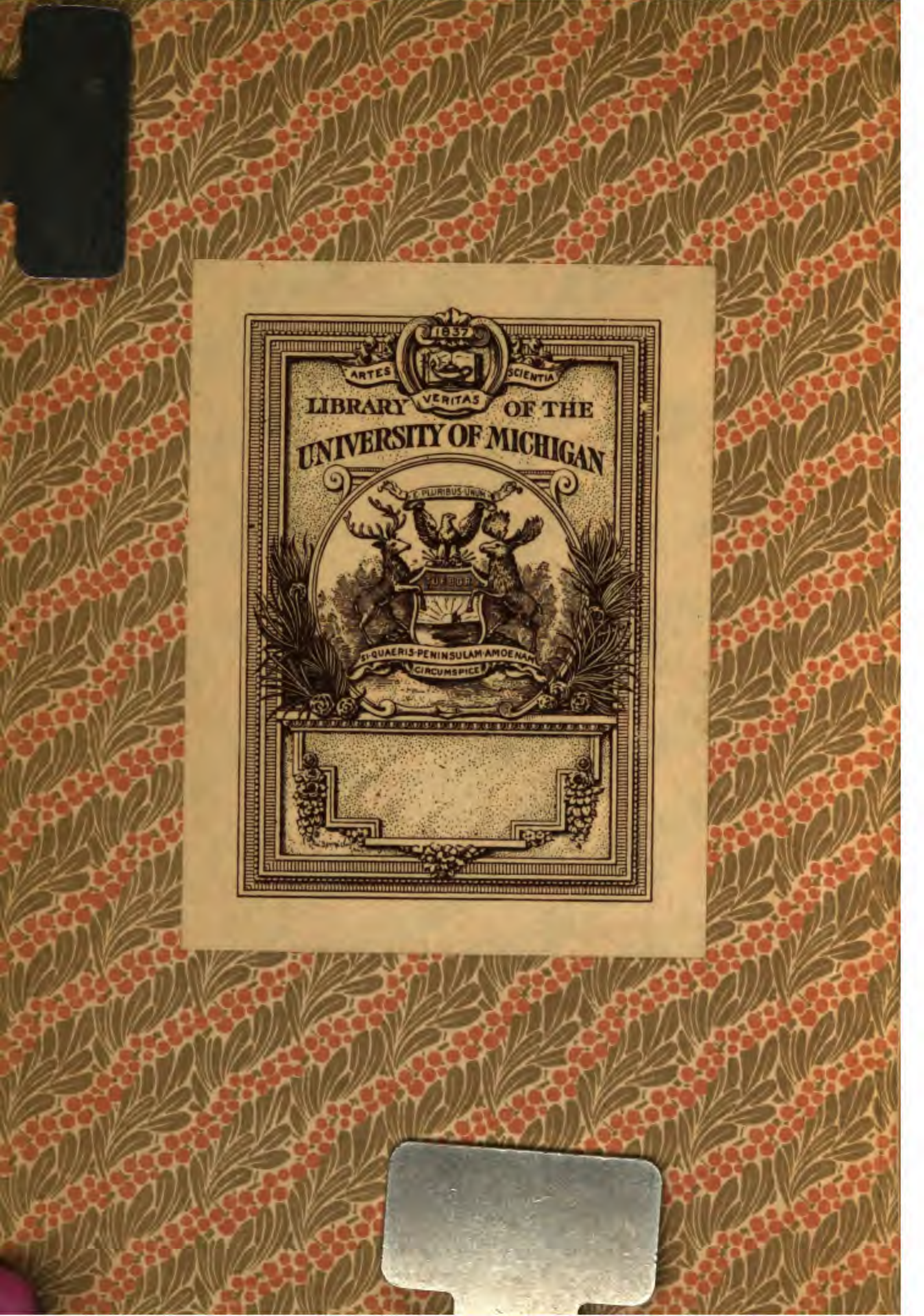

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Die Leute
vom
Blauen Guguckshaus

Roman

von

Emil Ertl

Umschlagzeichnung von Professor Alfred von Schrötter



Leipzig
Verlag von L. Staackmann
1906

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Meiner lieben, guten Mutter

zugeeignet.

Durch die stillen Gassen bin ich wieder einmal gegangen, in denen ich meine ersten Jugendträume träumte, und durch die ganze friedliche Vorstadtgegend, wo ich geboren und aufgewachsen bin, und die ich liebe, wie man nur seine Heimat lieben kann, so unscheinbar und wenig bemerkenswert sie auch sein mag. Es war ein holder Frühlingsabend, und die sinkende Sonne spiegelte sich und glühte in den Fenstern der alten, schmucklosen Häuser, die dort noch stehen, eingezwängt freilich zwischen vereinzelten hohen und stattlichen Neubauten, sonst aber unverändert und von demselben bescheidenen Aussehen wie zur Zeit, da die Seidenweber vom Schottenfeld ihre Schütze noch aus der Hand durch die Kette warfen. Goldene Fluten warmdurchsonnter Luft ergossen sich in breiten Strömen durch die einsamen Straßen, und in ihrem verklärenden Scheine grüßten mich aus den langen Zeilen städtischer Wohngebäude auch die altvertrauten stillen Häuser, in denen meine Großeltern und deren Väter und Großväter gelebt haben, und hinter deren wenig ansehnlichen Mauern sie aus den schimmernden Fäden des Seidenspinners auf großen hölzernen Handwebstühlen kunstvolle Gewebe verfertigten, Bänder und Zeuge, schwere und leichte, glatte und gemusterte. Denn alle meine Vorfahren, so weit ich von ihnen weiß, sind Seidenweber gewesen, und alle betrieben sie, ebenso wie viele andere ihrer Zunftgenossen, ihr bürgerliches Gewerbe in dieser westlichsten und höchstgelegenen

Vorstadt von Alt-Wien, auf den ehemaligen schottischen Freigründen. Alle saßen sie hier, auf diesem gewerbfleißigen Boden, in ihren Werkstätten und kleinen Fabriken, emsig nach dem Rechten sehend und wacker selbst mit Hand anlegend, durchdrungen von dem Ernst ihrer Arbeit, auf der der Segen ruhte, stolz auf ihre Kunstfertigkeit und auf ihr Bürgertum, Freunde der Ordnung und der Gewissenhaftigkeit, bodenständig wie die Bauern, eigenwillige Herren über das Ihrige. Denn die Benediktiner-Abtei zu den Schotten, der sie als Grundholden zinsten, war ihnen keine harte Obrigkeit.

Nun ruhen sie längst von ihrer Arbeit aus, draußen auf dem alten Friedhof, der in der Nähe des Schottenfeldes auf dem weiten Blachfeld der Schmelz liegt, und ihre Herzen, einst so voll von Hoffnungen und von Enttäuschungen wie die unsrigen, haben aufgehört zu sorgen und sich zu sehnen. . . . .

Die Erinnerung, die die Tochter der Liebe und die Mutter der Treue ist, war in mir wach geworden an jenem goldnen Frühlingsabend, an dem ich nach so langer Zeit wieder die Stätte meiner Kindheit betrat, und es wurde der Wunsch in mir rege, die Hingeschiedenen zu besuchen. An ihren schlichten, ernsten Gräbern wollt' ich wieder einmal stehen, sie sollten nicht glauben, die stillen Toten, daß ich ihrer vergessen hätte. Und ich schlug die Richtung gegen die Schmelz ein.

Als ich aber an jenem alten, verträumten Hause vorüberkam, in dem zur Zeit, da ich ein ganz kleiner Junge war, meine Urgroßmutter noch gelebt, und das vor vielen, vielen Jahren den wunderlichen Namen „Zum blauen Guguck" geführt hat, da mußte ich unwillkürlich meine Schritte hemmen; denn aus einem der offenstehenden Fenster klang das eintönige Klappern eines alten Handwebstuhles an mein Ohr. Es war dieselbe Musik, die noch meine Jugend begleitet hatte, nur daß sie damals nicht aus einem Fenster,

sondern aus all den vielen Fenstern der Hinterhäuser und Fabriksgebäude ertönte, die unsern Hof und Garten einschlossen. Es war die Musik, die seit den Tagen der großen Kaiserin Maria Theresia und ihres aufgeklärten Sohnes dieser fleißigen und tüchtigen Vorstadt ihr besonderes Gepräge aufgedrückt hatte, bis zu dem Zeitpunkt, wo der Großteil der Fabrikation mechanisch geworden war und allmählich in ferne Provinzorte hinaus verlegt wurde.

Und wie nun dieses einförmige und stete, unendlich schlichte und doch so kluge und freundliche Geräusch der ehrwürdigsten und vielleicht ältesten aller edleren Handarbeiten in meine Seele drang und mein Herz schwellen machte, da erwachte in meinem Innern ein leises Klingen und fröhliches Gedankenspinnen, wie die Saiten, wenn man in ein Instrument hineinruft, bedächtig widerhallen und einen langsam verschwebenden Akkord zurücktönen. Und es versanken vor meinen Augen wie mit einem Schlage die hohen, stattlichen Neubauten ringsum in den Boden, und nur die alten, treuen Häuser standen noch in den Gassen, und ich konnte in viele stille Höfe und in manchen schönen, träumenden Garten hineinsehen, zwischen dessen Gesträuchern ich ab und zu ein paar Gestalten in völlig veralteter Tracht zu erblicken glaubte, wie sie gleich nebelhaften Schemen über die Kieswege huschten und hinter blühenden Jasmin- und Fliederbüschen entschwanden.

Und als ich meinen Weg fortsetzte, da kamen mir auch die Leute, denen ich auf den Bürgersteigen begegnete, auf einmal so wunderlich altväterisch vor, und es war, als trügen manche von ihnen noch Fräcke und hohe weiße Halstücher und gemusterte Atlaswesten, und alle schritten so seltsam bedächtig und zufrieden an mir vorüber und sahen aus wie Menschen, denen alles wohlgerät, die sich nicht überstürzen, und die dabei doch etwas vom Fleck bringen.

Ich weiß nicht, wie es geschah, aber ich kam

mir auf einmal wie verzaubert vor, und es muß wohl das alte Weberblut in mir in Wallung geraten sein, daß ich jetzt aus allen Häusern und aus allen Fenstern zugleich die alte, trauliche Musik der biederen Handwebstühle orgeln zu hören glaubte, wie sie vor hundert Jahren und teilweise noch in meiner Jugend diese emsigen, heute wie damals abseits von dem brausenden Verkehr der Weltstadt liegenden Gassen erfüllt hatte. Es war wie ein ganzes Konzert: dieses Klappern und Ächzen der Weberschemel und des Geschirrs, das mit den Schäften bedächtig auf- und niederrasselte, dieses Kollern des Gerölls und Klopfen des Bandmacherrechens, dieses Knarren der Korden und Klirren der Platinen, begleitet von dem leidenschaftlichen Schwirren der Winden und dem besonnenen Schnurren der Schweifrahmen, während die behaglichen Spulmaschinen in der Tiefe mitbrummten und das gleichmäßige Pochen der Weberladen langsam und gemessen den Takt dazu schlug. Und hoch über all diesen plötzlich entfesselten Rhythmen der Arbeit schwebte es wie ein fernes, leises Lied aus Altvätertagen, das sang von der Zeit, da der Urgroßvater die Urgroßmutter nahm, und alte Familiengeschichten aus Kriegs- und Friedenstagen, die die Winterabende meiner Kindheit gekürzt und seither halbvergessen in meinem Herzen geschlummert hatten, schlugen versonnen ihre Augen auf. Da wurde auf einmal das ganze wackere Völkchen der Seidenweber vom Schottenfeld um mich lebendig, und die Alten und die Toten waren wieder jung und lebten und liebten und sorgten und hofften und sehnten sich und hatten ihre schweren Zeiten und ihre liebe Not und blieben doch aufrecht dabei und tüchtig.

Träumend und in mich verloren war ich immerzu und immerzu gegangen, durch die stille Seidengasse, in der wir als Kinder an schneereichen Wintertagen mit dem Handschlitten auf- und niederfuhren wie in einer Dorfstraße auf dem Lande. Durch den Linien-

wall, der einst den ganzen, am rechten Ufer des Donaukanals gelegenen Teil der Stadt wie ein beengender Gürtel umschnürte, war noch bis vor wenigen Jahren die Welt, da wo die Seidengasse aufhörte, wie mit Brettern verschlagen. Heute scheint sie, dem unersättlichen Zeitgeist Rechnung tragend, überhaupt nicht mehr aufhören zu wollen; denn sie hat in die westliche Häuserzeile der Kaiserstraße ein großes Loch gestoßen und sich einen Weg ins Freie gebahnt. So fand ich mich denn unversehens auf dem Neubaugürtel — da entfloh der wunderliche Spuk und war dahin. Das rollende Getöse der Dampfwagen und das Poltern der elektrischen Trambahnen hatte ihn verscheucht. Denn es laufen dort heute eine Menge Schienenwege kreuz und quer, und man kann elektrisch oder mit Dampf nach allen Himmelsgegenden fahren.

Unwillkürlich sah ich mich nach dem Linienwall um, dem ich in meiner Jugend so bitter Unrecht getan habe, indem ich, weil er die Verzehrungssteuerlinie abgrenzte, sein ganzes Dasein für eine fiskalische Bosheit hielt. Denn die bucklige Marie, die im Geschäft meines Großvaters ihr Leben mit dem Kavilieren von Seidensträhnen und dem Erzählen unwahrscheinlicher Geschichten hinbrachte, hatte mir weisgemacht, er sei vor vielen Jahren auf Befehl der Polizei zur Strafe für den Bäckerrummel*) angelegt worden. Damals habe man die Verzehrungssteuer eingeführt, um zu zeigen, daß justament nicht nachgegeben wird, und deswegen müßten seither die Leute das Brot noch viel teurer kaufen als früher und alle andern Lebensmittel noch obendrein auch. Und das geschehe ihnen ganz recht, denn warum haben sie den Rummel gemacht!

Das erzählte sie mit vieler Befriedigung, denn

*) Ein kleiner Volksaufstand, der 1805 wegen der Brotteuerung in Wien ausbrach, mit der Beraubung und Verwüstung vieler Bäckerläden endete und erst durch das Einschreiten der militärischen Gewalt niedergeworfen werden konnte.

sie stand immer auf Seite der Obrigkeit und der unumschränkten Gewaltherrschaft. Natürlich hab' ich es auch geglaubt, denn es gab eine Zeit, wo ich alles glaubte, was die bucklige Marie erzählte. Aber ich verachtete fortan den Linienwall aus tiefster Seele. Erst später geriet allmählich das Ansehen der buckligen Marie bei mir ins Schwanken, und den Todesstoß gab ihm eine verstaubte Geschichte der Stadt Wien, die ich einmal, als ich schon lesen konnte, in der aus sechs oder acht Büchern bestehenden Bibliothek meines Großvaters entdeckte. Dort stand es gedruckt, daß der Linienwall zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in fortifikatorischer Absicht gegen die aufrührerischen Horden der Kuruzzen angelegt worden war, als sie unter Franz Rakoczy II. den unglaublichen Mut fanden, die Kaiserstadt mit einem Überfall zu bedrohen. Da sah ich erst, wie böswillig die bucklige Marie ihn verleumdet hatte, und leistete ihm Abbitte.

Seither ist der brave Linienwall ebenso wie manches andere Denkmal einer überlebten Verteidigungskunst spurlos vom Erdboden verschwunden, und man kann ohne Umweg aus der Seidengasse nach dem Schmelzer Friedhof gelangen. Und da stand ich auch schon an dem grünen Eiland des Gottesackers, an den die Flut der neuerbauten Häuser näher und näher herandrängt. . . .

Die Sonne war untergegangen, der zartblaue Himmel mit hellem, durchsichtigem Gold übergossen, der Kahlenberg und der Leopoldsberg, die aus der Ferne über die Friedhofsmauer grüßten, standen im ersten Grün des Frühlings, und an derselben Stelle, wo einst die Burg Leopolds des Heiligen geragt, und wo später ein Habsburgischer Leopold dem Babenbergischen eine Gedächtniskirche gestiftet hatte — auf dieser altehrwürdigen, weit ins Donauland hinausschauenden Höhe, die seit einem Jahrtausend so viele gegen deutsche Art und deutsche Sitte heranwälzende Völkerbrandungen der Ungern, Böhmen, Türken und

Franzosen zu ihren Füßen hatte zerschellen sehen, da spiegelte sich jetzt das bereits untergesunkene Tagesgestirn in einem blitzenden Fenster, als könne es sich nicht losreißen von dem Anblick der prangenden Hügel und der weiten dämmernden Ebene und der uralten, zum Himmel ragenden Türme dieser einzig schönen Stadt. Und wie von einem funkelnden Rubin strahlte ein heller, weithin leuchtender Widerschein von diesem Fenster aus und warf seinen Glanz über das schon im Abendschatten atmende Häusermeer. Es war gleichsam wie ein leise segnender Gruß, dieses Licht aus der Höhe, wie ein trostreiches Aufleuchten von Zuversicht und Vertrauen, wie eine glühende Mahnung an das hastende und sich überstürzende Leben dort unten, der großen Vergangenheit nicht zu vergessen, in der ein ehrenfestes, wackeres und freimütiges Bürgertum diesen vorgeschobenen Posten des deutschen Volkes zu einem seiner treuesten Bollwerke und, trotz mancher widriger Verhältnisse, zu einer Stätte von eigenartiger und beachtenswerter Kultur gemacht hatte.

Bis zu meinen Gräbern herüber zitterte der blendende Glanz und vergoldete die Inschriften auf den Steinen. Da gedachte ich, wie auch diese Toten in ihrem kleinen Kreise und auf ihre Art, eng verwachsen mit dem Ganzen, mitgeholfen hatten, es zu einem blühenden Gemeinwesen zu entwickeln, Namenlose in der Menge nur, wunderlich oft in ihren Mitteln und beschränkt in ihrem Blicke, aber durchdrungen von der Verantwortung, die das Leben uns auferlegt, und von der Heiligkeit der Arbeit. . . . . .

Eine frische, herbe Brise hatte sich erhoben und wehte von den Hängen des Wienerwaldes und bewegte seufzend und flüsternd die Wipfel und Zweige der Lebensbäume, die über den einfachen Grabhügeln ragten. In den Hängeweiden, die an der Mauer standen, zwitscherten die Vöglein, und eine Amsel, die sich auf dem Dachfirst des Totengräberhauses niedergelassen hatte, sang ihr Abendlied. Und da wurde mir

weicher ums Herz, als es im zwanzigsten Jahrhundert vielleicht ratsam ist zu gestehen, und mir war, als spürte ich etwas wie einen salzigen Geschmack an den Lippen — was mochte es sein? Sollte unbemerkt ein kleiner, heller Tropfen aus meinem Auge gefallen sein, weil schon einmal an diesem Abend mich mein Träumen in Zeiten zurückgeführt hatte, die nahe an die Epoche der Empfindsamkeit grenzten, wo Grabturnen und Trauerweiden einen beliebten Gartenschmuck bildeten?

Ich weiß es nicht. Aber mit einmal wurden mir die stummen Laute der Natur rings um mich her zur Sprache, und ich verstand, was die Vöglein sangen, verstand die Stimme des wehenden Windes und das Raunen und Rauschen, das durch die dunklen Lebensbäume ging.

* *
*

Auch meine Urgroßmutter ist einmal ein junges Mädchen gewesen und ein hübsches dazu. Noch heut' besitzen wir in der Familie ein Bild, wo sie mit frischen, rosigen Wangen in einem grasgrünen Garten sitzt und einen bebänderten Strohhut von Anno dazumal zwischen den schlanken Fingern hält, das feine Blondhaar an den Schläfen in zierliche Löckchen gelegt und vom Nacken aufwärts mit einem Kamme aufgesteckt. So trutzig und lebensfroh blitzen wasserblaue Augen selten in die Welt wie die ihrigen auf diesem Bilde. Und ein munteres und herzhaftes Mädel ist sie auch gewesen, die ehr- und tugendsame Bürgerstochter Barbara Rebach, die blaue Guguckswettl genannt.

Das war in der Zeit, wo die Häuser noch nicht nach Gassen und Konskriptionsnummern bezeichnet wurden, sondern nach ihrem überlieferten Hausnamen, und der ging nicht selten auch auf die Bewohner über. Da gab es zum Beispiel in den west-

lichen Vorstädten, auf den sogenannten schottischen Freigründen, als da waren: St. Ulrich, Neudeckerlehen, Neustift, Wendelstadt, Neubau und Schottenfeld, die alle unter der Grundobrigkeit des Benediktiner-Stiftes der Schotten standen, unter vielen andern Häusern auch ein Haus „Zu den fünf Spulen" und eines „Zum langen Degen", eines „Zur goldenen Flauten" und eines „Zur schönen Ungarin", eines hieß „Zum wunderbarlichen Glück" und ein anderes „Zur Parforcejagd", eines „Zum geduldigen Job", eines „Zum graden Michel", und andere hießen wieder anders. Im Hause „Zum blauen Guguck" in der Zieglergasse betrieb der Seidenzeugweber Kebach sein Fabriklein, im Haus „Zur stillen Andacht" in der Siebensterngasse der Samtmacher Mestrozzi das seine; der Appreteur Woitech hatte sein Geschäft im „Roten Igel" in der Kaiserstraße, der Bandmacher Pointner, der Seidenhändler Kähnel und der Zeugweber Reckenschuß die ihrigen im „Grünen Paperl" in der Bandgasse, im „Auge Gottes" in der Seidengasse und bei der „Munteren Tyrolerin" in der Zieglergasse. Und an all den zierlich benamsten Häusern war über der Torfahrt ein bunt bemaltes oder vergoldetes Hauswappen und Wahrzeichen angebracht, das dem Eintretenden freundlich entgegengrüßte, und in allen regten sich emsig kunstfertige Hände, und sproßten vielverheißend die ersten Blütenknospen eines nach Entwicklung strebenden gewerblichen Lebens und eines in seinen bescheidenen Ansätzen bereits vorgedeuteten behaglichen bürgerlichen Wohlstands.

Der kleine, runde Kebach war in der Stadt gewesen, um Geschäfte abzuschließen und Bestellungen entgegenzunehmen. Ja, dazu gehören aber ihrer zwei. Kein Fabrikant kann Bestellungen entgegennehmen, wenn der Kaufmann und Händler ihm keine aufgibt. An diesem Tage aber lag es in der Luft wie eine allgemeine Entmutigung. Alles klagte darüber, daß

die Geschäfte stockten und die Leute nichts kaufen wollten. Und so hatte auch niemand den Mut, etwas zu unternehmen und zu wagen. Sogar in der neuen großen Modewarenhandlung „Zur schönen Wienerin“ neben dem Stock im Eisen, wo seit einiger Zeit die lebensgroße Wachspuppe in der Auslage stand, die wie ein wirkliches Frauenzimmer aussah, war es nicht anders: Auch dort nur ein bedauerndes Achselzucken auf alle Anbote Kebachs, und ein unlustiges Wiegen des Kopfes auf seine Vorschläge. Und im Grunde war es begreiflich: außen, auf dem Bürgersteig, drängten sich die Gaffer, um die Modedame im Schaufenster als etwas bisher noch nicht Dagewesenes zu bestaunen; innen jedoch, wo man die neuesten Musseline und Batiste, die geschmackvollsten Zitze, Ribse und Kaschmirs, die glänzendsten Tafte, die kostbarsten glatten, schillernden und gemusterten Seidenstoffe zu kaufen bekam, da war es fast leer.

„Alsdann, so gehn wir halt wieder, und sagen wir, es war nichts,“ meinte Kebach etwas bedrückt. Er wickelte sorgfältig seine Warenproben wieder ein, nahm das schmale, längliche Paket unter den Arm und machte sich auf den Heimweg.

Jetzt hastete er mit seinen kurzen, lebhaften Schritten über den Kohlmarkt gegen das Burgtor. Den großen Zylinder aus rauhem Filz, der sich nach oben wie ein Tschako erweiterte, drückte er in die Stirn und machte ein verdrießliches Gesicht: Schlechte Zeiten, schlechte Zeiten!

Aber es war ihm nicht gegeben, lange griesgrämig zu sein.

„Eine geköperte Levantine will ich machen,“ dachte er; „mit feinen broschierten Tüpferln drin. Ganz aus entschälter Seide, mudellind, zum Hineinbeißen! Und in dem Karmoisin, wie es seit der Kaiserkrönung von Paris her in die Mode gekommen ist . . . Wie die Wespen auf den Honig wird das schöne Geschlecht darauf fliegen!“

Er war an die innere Umwallung herangekommen und trat in den mehrere Klafter langen finsteren Torweg, der unter der Burg-Bastei durchführte. Es herrschte dort ein arges Gedränge von Fußgehern, man konnte nur Schritt für Schritt vom Fleck kommen. Gemächlich spann er seine Gedanken weiter.

„Warum sie gerade das Karmoisin so bevorzugen, die französischen Damen? Wahrscheinlich dem neuen Empereur zu Ehren ... Soll es an den Krönungsmantel erinnern, oder an Blut? .... So ein Menschenschlächter! Daß wir aber auch alles nachmachen müssen, was aus Paris kommt! Wie die Affen! ... Kruzitürken übereinander!“

Jetzt trat er auf die lange Brücke hinaus, die über den Stadtgraben führte, und sah jenseits das Burgtor vor sich liegen. Sein erster Blick galt den offenstehenden Torflügeln.

„Richtig! Noch immer nicht angestrichen! Man weiß nicht, ob es schwarz-gelb oder weiß-rot sein soll! Ich tät' mich genieren!“

Das Stadttor zeigte breite Streifen von unbestimmter, verwitterter Farbe. Ein Streif, der ungefähr nach grau aussah, wechselte immer mit einem andern Streifen ab, der mehr grünlich schien. Und beide Farben waren von einer feingezeichneten Landkarte rotbraunen Eisenrostes durchsetzt. So oft Kebach durch das Burgtor ging, sah er nach, ob noch immer nicht frisch angestrichen sei. Sein Nettigkeitssinn empörte sich, wie man das Holz so verwittern und das Eisenblech so verrosten lassen könne! Überdies fand er es unpassend, gerade vor der Burg, gewissermaßen unter den Augen des Kaisers, eine solche Vernachlässigung!

„Ein Kaiser von Österreich — und so ein Burgtor!“ pflegte er ganz bekümmert zu sagen.

Und immer wieder ärgerte er sich, so oft er hinein- oder herausging. Wessen Sache es eigentlich

war, die Torflügel anzustreichen, wußte er nicht recht. Vielleicht Sache des Militärärars? Vielleicht Sache des Magistrats? Vielleicht gar Sache des Kaisers selbst? Er behalf sich, indem er die verantwortliche Behörde oder Persönlichkeit einfach „sie“ nannte. „Sie“ als plural, nicht als femininum. Und also sagte er jedesmal, wenn er von einem Stadtgang heimkehrte, zu seiner Tochter Wettl, während er den braunen Frack ablegte und den Hausjanker anzog, mit einem tiefen Seufzer:

„Das Burgtor haben sie noch immer nicht frisch angestrichen!“ —

Inmitten der Brücke, über die eine Menge Menschen ein und ausgingen, blieb er auf dem Gehsteig stehen und sah den Wagen zu, die langsam und vorsichtig über die Bohlen humpelten. Diese Brücke war die zweite Anklage, die er gegen „sie“ auf dem Herzen hatte. Er trat an das hölzerne Brückengeländer vor, um in den Stadtgraben hinunterzuschauen. Mit der Hand faßte er die Brustwehr an und rüttelte ein wenig, er wollte sich überzeugen, ob das Geländer immer noch wackle.

„Wirklich! Noch alleweil! Bis einmal ein Unglück passiert! Wenn die Kuh aus dem Stall ist, nachher werden sie das Tor zumachen. Aber früher nicht! Es hat ja noch Zeit, bis einmal ein paar Leut' hinunterfallen!“

Vorsichtig lehnte er sich über das Geländer und blickte behaglich in den Abgrund. Es machte ihm Freude, daß der Stadtgraben so tief war, und daß die roten, von der Nachmittagssonne beschienenen Backsteinmauern der Burg-Bastei so steil und hoch darüber aufstiegen und sich so klar gegen den dunkelblauen Herbsthimmel abzeichneten, mit ihren scharfgeschnittenen Zinnen, zwischen denen man ein paar Haubitzenrohre schlummern sah.

Auf einmal lehnte ein anderer neben ihm auf der Brüstung, so dicht, daß ihre Ellenbogen sich berühr-

ten. Waren das Manieren! Er fand es ein bißchen sonderbar. Hatte der Mensch auf der ganzen langen Brücke keinen andern Platz als knapp neben ihm? Mit einem kleinen Brummen rückte er etwas beiseite. Aber sofort rückte der andere nach und berührte wieder seinen Ellenbogen.

„Fix noch einmal!“

Mit einer heftigen Bewegung fuhr er in die Höhe und faßte den zudringlichen Nachbar ins Auge. Der riß den Mund groß auf und lachte still in sich hinein.

„Grüß dich Gott, blauer Guguck!“

„Da schau her, du bist es! Warum hast denn das nicht gleich gesagt?“

Der Färber Kitzinger war es, aus dem „Paradeisvogel“ im Ratzenstadtl! Sie waren gut Freund miteinander, soweit eben ein Zeugmacher und ein Färber gut Freund miteinander sein können.

Kebach rüttelte ein wenig an dem Geländer.

„Jetzt schau dir einmal so etwas an!“

„Es trägt ihnen halt kein Ausbessern,“ meinte Kitzinger gleichmütig. „Geht alles auf Uniformen und Kanonen auf. Und vielleicht wird die alte Brücke eh' bald abgerissen, wenn die Franzosen wieder kommen.“

„Na sei so gut!“ polterte Kebach. „Dasmal wird ihnen der Generalissimus doch früher einen Riegel vorschieben, daß sie nicht bis auf Wien kommen? Wo wir so viel Geld für die Landwehr gezahlt haben!“

„So, seid ihr auch geschröpft worden? Ich hab' gemeint, das hätt' nur die Bezirke unter magistratischer Grundobrigkeit betroffen.“

„Was, geschröpft! Niemand ist geschröpft worden! Was glaubst denn? Lauter freiwillige Spenden! Zwölftausend Gulden haben wir schottischen Freigründe in einer einzigen Woche für die Land-

wehrmänner und ihre mittellosen Familien aufgebracht! Was sagst denn da dazu? Gelt, da schaust?"

„Alle Achtung! Alle Achtung!" sagte Kitzinger.

Kebach fühlte sich geschmeichelt und meinte gutmütig:

„Na, ihr vom Magdalenagrund und vom Gumpendorf, ihr habt euch sicher auch angestrengt. Jeder halt so viel, als er kann."

Der väterliche Ton ärgerte den Färber. Er sah nicht ein, warum er Gumpendorf und das Ratzenstadtl sollte behandeln lassen wie einen Armeleut'-Grund.

„Tröst dich, blauer Guguck," sagte er protzig; „wir werden noch gerade soviel aufbringen wie das Schottenfeld. Wir sind schon mit dem guten Beispiel vorangegangen, wir Färber aus dem Ratzenstadtl."

So —? Eben war es noch geschröpft, und jetzt auf einmal ein gutes Beispiel? Das reizte ihn. Und noch mehr, daß die Färber es den Fabrikanten und die Ratzenstadtler es den Schottenfeldern gleichtun wollten. Überdies war es noch geflunkert auch!

„Ihr Färber habt es leicht," sagte Kebach. „Ihr habt nicht nötig, euch spotten zu lassen!"

„Und warum hätten denn gerade wir es besonders leicht?"

„Wer leicht verdient, gibt leicht aus. Greift nur ordentlich hinein, in euren Sack, recht tief, bis auf den Grund! Da findet sich mancher Gulden, von dem ihr selber nicht recht wißt, wie er hineinkommt. Wenigstens soviel solltet ihr schandenhalber beisteuern, als die Seide wert ist, die ihr uns Fabrikanten schon geschnipft habt. Fürs Vaterland und zur heilsamen Buße!"

Er sprach das Vaterland wie „Vatterland" mit hellem A aus. Immer, wenn er das Ehrwürdige und Unantastbare der väterlichen Gewalt betonen wollte, sagte er „Vatter" statt Vater.

Jetzt geriet Kitzinger ein wenig aus dem Gleichgewicht.

„Weißt, blauer Guguck, da muß ich schon bitten! Einen G'spaß versteh' ich, aber alles was recht ist! Es kann schon sein, daß bei andern manchmal etwas vorkommt; was geht mich das an, dafür bin ich doch nicht verantwortlich? Aber in meinem Geschäft geht es streng redlich zu! Und das kann ich beschwören: So lange der ‚Paradeisvogel' steht . . . . ."

Er hob sogar die Schwurfinger. Aber schnell fiel ihm Kebach ins Wort und legte fast wie erschrocken seine Hand auf Kitzingers Mund.

„Pst! Pst! Um Himmelswillen! Nur nicht schwören, nur nicht schwören! Du sollst den Namen Gottes nicht eitel anrufen!"

Daß er ihn am Ende zu einem Meineid verleitet hätte! Der Gedanke war ihm peinlich.

„Weil es nicht wahr ist!" maulte Kitzinger beleidigt. „Weil es die reine Lug' ist! Immer wieder muß man das zu hören kriegen! Und die Seide wird ja eh' gewogen?"

„Na ja, wir wissen's schon, streng dich nicht an!" lenkte Kebach gemütlich ein.

Er sah schmunzelnd von der Seite nach dem Freunde hinüber und fächerte mit der offenen Hand ein paarmal vor den Augen hin und her.

„Durch die Finger muß man halt hie und da ein bissel schauen, bei euch. Das ist eine alte Geschichte. Liegt schon so im Färberblut."

Es schien, daß der Kitzinger sich nicht ungern hatte unterbrechen lassen. Wenn es ohne heilige Beteuerung abging, war es ihm vielleicht doch noch lieber. Und das „Durch die Finger schauen" konnte er ja allenfalls auf sich sitzen lassen. Wem mußte man nicht durch die Finger sehen? Sind wir nicht alle nur Menschen, in denen der Wille oft stärker ist als das Fleisch?

Er gab sich zufrieden, und sie lehnten wieder versöhnt ihre Ellenbogen nebeneinander auf das

Brückengeländer und schauten gemeinschaftlich in den Stadtgraben hinunter.

„Daß sie vor drei Jahren die Parlezvous ganz gemütlich da hereingelassen haben . . . . ?“ sagte Kebach den Kopf schüttelnd. „Ich, wenn's auf mich angekommen wäre, ich hätt' sie ruhig in den Graben springen und an der hohen Wand da drüben hinaufkraxeln lassen. Das hätten sie nur einmal probieren sollen! Da wär' ihnen der Übermut schon vergangen!“

„War halt nichts zu machen,“ bemerkte Kitzinger gemächlich. „Verflixte Kampeln sind sie schon, diese Franzosen mit ihrem kleinen général! Das ist damals gegangen, Schlag auf Schlag, wie Blitz und Donner, daß die Unsrigen nur so den Mund aufgerissen haben. Na ja, unsere armen Soldaten haben ja nichts dafür können. Wenn wir solche Generäle haben! Ein Plutzer nach dem andern! Leicht gemacht haben wir's ihnen! ‚Nous avons pris le général Mack comme une prise de tabac.‘ So sind wir auch noch ausgelacht worden.“

„Versteh' kein Französch!“ brummte Kebach.

„Weißt, wie eine Schnupftabaksprise, haben sie gesagt, so mit zwei Fingern, hätten sie den Mack in Ulm genommen. Ihn und zwanzigtausend Mann Soldaten! So mit zwei Fingern! Zwanzigtausend Mann! Ah, das sind schon Kampeln! Alle Achtung, alle Achtung!“

„Na weißt, Paradeisvogel, gar so bewundern sollte man den Feind des Vatterlandes halt doch nicht!“ sagte Kebach bestimmt.

Aber Kitzinger ließ sich nicht irre machen.

„Und wenn man sie dann gesehen hat! Da ist einem erst alles begreiflich geworden. Schöne Leute, prächtige Leute! Ich hab' mir's angeschaut, wie sie die Mariahilferstraße hereinmarschiert sind, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel . . .“

„Pfui Teufel!“ warf der Guguck dazwischen, empört in Erinnerung an die erlebte Schmach.

„So ein fünfzehntausend Mann werden es gewesen sein, Reiter und Fußvolk. Regimenter wie die Mauern! Da hat man wirklich Respekt kriegen müssen! — Du wirst sie ja auch gesehen haben?" fragte er.

„Ich bin nicht hingegangen," murrte Kebach. „Hab' zu tun gehabt. So fleißig bin ich nie gewesen, als wie die Franzosen herinnen waren. Zehn Ochsen hätten mich von meinem Webstuhl nicht weggebracht. Hab' mir gedacht: sollen machen, was sie wollen — ich arbeit'; wenigstens brauch' ich sie nicht anschauen auch noch!"

„Sehenswert war es! So etwas sieht man nicht alle Tage!" beteuerte Kitzinger. „Diese Grenadiere! Lauter Riesen! Leute zum Fürchten! Mit ihren schweren Musketen, oben das blitzende Bajonett! Fast ganz in weiß alle, weiße Hose, Weste und Gamaschen. Mit der Bärenmütze und links einen roten Federnstoß. Dazu blauer Frack mit roten Aufschlägen. Du, das war dir ein Blau! Französischblau! So eins bringen wir hier nicht heraus, nicht einmal im ‚Paradeisvogel'. Ich gesteh's offen, so ein Französischblau bring' ich nicht heraus!"

„Patzer!" sagte der Guguck.

„Wie meinst du?"

„Patzer!" wiederholte er. „Das bissel Französischblau nicht herausbringen! Was wird da weiter dabei sein? Ich bring' alles heraus, was sie in Lyon herausbringen, ganz das nämliche — wär' nicht aus! Aber weil wir gerade von den Farben reden: Ein feines Modekarmoisin will ich mir nächstens bei dir aussuchen. Es muß aber etwas besonderes sein. Denk derweil ein bissel nach, mach's Hirnkastel auf, vielleicht kommt was heraus."

Kitzinger versicherte, daß die neuesten Schattierungen bei ihm zu finden wären.

„Wie geht denn jetzt das Geschäft?" fragte er.

„Hm! So ungefähr wie die Bankozetteln. An

jedem Gulden verliert man wenigstens fünfundvierzig Kreuzer."

„Aber einen Haufen Bestellungen tragst doch heim, was?"

„Ja natürlich, du stellst dir das sehr einfach vor! Ihr Färber habt es gut! Sei froh, daß du mit keinem Kaufmann zu tun hast! Weißt du, was sie mir heute gemacht haben? Sogar in dem großen, neuen Geschäft am Stock im Eisen, weißt, wo die ‚Schöne Wienerin' in der Auslag' steht? Dasselbe haben sie mir gemacht, was unsere Voreltern vor langer Zeit einmal dem Sultan Soliman gemacht haben."

„Und was wär' denn das nachher?" fragte Kitzinger.

„Kannst es nicht erraten? Also, der Soliman, als echter Heide, hat es besonders scharf auf den Stephansturm gehabt und hat alle seine Stücke gerade auf ihn richten lassen. Da schicken die Wiener eine Bittabordnung, das Gott'shaus wenigstens mög' er schonen. Ja, sagt er, wenn sie das Kreuz herunter- und Stern und Halbmond dafür hinauftun. Ihnen ist nichts anderes übriggeblieben, als zu folgen. Damit sie aber auch eine Freud' dabei haben, da ist es ihnen eingefallen, und sie haben in den Halbmond eine Hand eingravieren lassen: So!"

Er zeigte seine Faust und steckte den Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger durch. Kitzinger lachte.

„Eine Feige?"

„Jawohl, eine Feige. Die haben damals die Wiener dem Soliman und mir heut' die Kaufleute gemacht. Die Wiener auf dem Turm oben, und die Kaufleut' freilich nur im Hosensack, aber gespürt hab' ich's doch. Und eine Feige bedeutet bekanntlich auf deutsch: Geh nachhaus und sag, es war nichts."

Er zog seine Uhr.

„Und nachhausgehn muß ich aber jetzt auch

endlich einmal. Die Wettl wird schon mit der Jausen auf mich warten und glauben, ich bin in Bach gefallen. Grüß dich Gott, Paradeisvogel!"

„Wart ein bissel, wart ein bissel!" sagte Kitzinger und hielt ihn zurück. „Ich hab' noch etwas sagen wollen ..... Was war es denn nur? Etwas Wichtiges! . . ."

Es fiel ihm nicht ein.

„Alsdann, denk halt derweil nach, bis wir uns wiedersehen," sagte Kebach sich losmachend und wollte gehen.

In dem Augenblick fiel es ihm aber doch ein.

„Ja, richtig! Und hat denn der Halbmond auf dem Stephansturm etwas genützt? Trotz der Feige?"

„Den Halbmond haben sie doch nicht bombardieren können!" sagte Kebach. „Und die Sultansfeige — vielleicht haben sie die gar nicht bemerkt. Aber mein Herr Großvater selig hat mir immer erzählt, die Belagerten hätten doch eine große Freud' daran gehabt. Denn so haben sie den Türken einen Spott angetan und dabei noch ihren Turm gerettet."

Der Paradeisvogel freute sich und der Guguck auch.

Sie empfahlen sich von einander. Kitzinger wendete sich stadtwärts. Kebach aber setzte seinen Weg in der Richtung gegen das Glacis fort.

* *
*

Außerhalb des Burgtores führte der Gehsteig zwischen zwei Mauern hin, die niedrig und mit Quadern belegt waren. Darauf saß allerlei Volk, Straßenjungen und beschauliche Raucher, auch Leute, die verschiedene Waren feilhielten, lebendige und tote: Vögel in Käfigen, kleine Hunde mit Bandschleifen geschmückt, Schwefelfäden und Kämme. Ein italienischer Gipsfigurenhändler pries mit lauter Stimme die Erzeugnisse seiner Kunstfertigkeit an, und ein fliegen-

der Buchhändler hatte die Fläche der behauenen Steine als Ladentisch benutzt und seine blau gehefteten Geistesschätze, meist Nachdrucke aus dem Trattnerschen Verlag, vor den Augen der Vorübergehenden ausgebreitet. Hier lag auch ein Büchlein in kleinem Quartformat auf, mit einem etwas umständlichen Titel in rotem und schwarzen Druck: „Österreichischer Toleranz-Bote, das ist neu eingerichteter allgemeiner Reichskalender für alle Religionsgesellschaften in den k. k. Erbstaaten, worin nebst den nötigen Kalenderanzeigen auch noch besondere Gesundheitsregeln und Klugheitslehren bei jedem Monate gegeben werden, samt einer Einleitung in allerhand gemeinnützige und angenehme Kenntnisse."

Kebach erblickte das Heft und freute sich, daß der Kalendermacher so fleißig gewesen war und sich gesputet hatte; denn es war schon der Jahrgang auf das kommende Jahr. Sonst hielt er nicht eben viel vom Lesen, er betrachtete es gewissermaßen als einen Gegensatz zur Arbeit und war im allgemeinen den „Bücheln" nicht hold. Aber den „Toleranz-Boten" kaufte er jedes Jahr, der war ihm unentbehrlich; denn auf die leeren Seiten pflegte er seine geschäftlichen Eintragungen zu machen und Fristen, Lieferzeiten und Erinnerungen bei den einzelnen Monatstagen schon im voraus anzumerken. Und unter den „gemeinnützigen und angenehmen Kenntnissen" hatte er schon manches gefunden, das ihm fesselnd und unterhaltsam schien. Er erwarb den Kalender und wickelte ihn zu seinen Warenproben. Dann trat er an die gegenüberliegende Tabakbude, die wegen ihres köstlichen Nasenfutters in der ganzen Stadt berühmt war, und verlangte ein Lot Schwarzen.

Während die Verkäuferin abwog, stieg ihm auch der Duft des Hellen, der im Kistchen daneben stand, in die Nase. Er kämpfte einen kleinen Kampf in sich: War es nicht unerlaubter Aufwand, wenn er bei dem schlechten Geschäftsgang sich zwei Sorten vergönnte?

Aber es fiel ihm ein, daß nichts einen so klaren Kopf mache wie Schnupfen, und daß man gerade in schweren Zeiten seine Lebensgeister auffrischen und seine fünf Sinne zusammenhalten müsse.

„Geben Sie mir auch noch ein ganz kleines Stanitzerl von dem Galizier da," sagte er schwach geworden. „Nur zur Probe, das kleinste Maß, das Sie auswägen."

Es kostete wirklich nicht viel. Eigentlich war es gar nicht der Rede wert. Zufrieden ließ er seine beiden Düten, die große und die kleine, in seinen Frackschößeln verschwinden. Als er auf der offenen Heerstraße, die vom Burgtor über das Glacis gegen den Getreidmarkt führte, sich der Johanneskapelle nächst dem Hofstallgebäude näherte, kam ihm ein lästerlicher Gedanke.

„Daß aber der heilige Johann von Nepomuk Anno 1805 auch die Brücken beschirmt hat, über die die Franzosen marschiert sind! Die hätt' er doch früher zusammenfallen lassen können, daß der Bonaparte am Wasser gestanden wär' wie der Pharao am Roten Meer. Aber nein! Die österreichischen Brücken beschirmt er, und die französischen Brücken beschirmt er auch. Viel zu gerecht sind diese Heiligen!" dachte er. „So wie alle hohen Herren: viel zu gerecht! Immer beiden Teilen wollen sie es recht machen. Es ist ja bei uns grad so: Gewerbe und Industrie sollen blühen, aber was wir verdienen, müssen wir auf Steuern hergeben, damit auch die Armee und das Vaterland blühen können. Und so soll alles zugleich blühen."

Er sah den Juden Schabsel, der in der ganzen Stadt herum und auch auf dem Schottenfeld mit Bändern und Leinenzeug hausierte, in seinem grauen Kittel und mit seiner grauen Kappe die Laimgruben herunterkommen. Auf dem Rücken schleppte er seinen schweren Warenbund, der ihn fast zu Boden drückte.

„Nur die armen Mauscheln sollen nicht blühen!"

fiel es ihm ein. „Die werden von oben her nicht zu den Untertanen gezählt . . . .“

Aus Mitleid war er eine Art Gönner und Berater des schon ältlichen Mannes, dessen ganzes Wesen immer wie in einen Nebel von Schwermut gehüllt schien, und der in sein Schicksal ergeben gleichsam beständig unterduckte, als fühlte er den Fluch seines Volkes mit schwarzen Schwingen über seinem Haupte schweben. Er kannte ihn übrigens nur von den Besuchen, die Schabsel von Zeit zu Zeit dem blauen Guguckshaus abstattete, um Gesellen und Hausleuten seine Waren anzubieten und sich gelegentlich der Fürsprache Kebachs bei irgend einer Behörde, die ihn drangsalierte, zu versichern.

Mit einem untertänigen „Küss' die Hand, Herr von Guguck!“ wollte der Jude an ihm vorbei. Kebach blieb stehen und fragte leutselig, wie es gehe?

„Wie soll es gehen einem armen, geschlagenen Mann?“ sagte Schabsel zurückhaltend, ohne den Blick auf Kebach zu richten. Er ließ seine kleinen Augen unstet seitwärts schweifen, mit jenem Ausdruck eines tiefen Mißtrauens, das hoffnungslose Unterdrückung und lebenslängliche Knechtschaft leicht zur zweiten Natur werden lassen.

„Immer muß er halt jammern!“ sagte Kebach gemütlich. „Schau er mich an! Glaubt er vielleicht, ich hätt' nicht auch Ursache zu jammern? Wetten möcht' ich, daß er heut' bessere Geschäfte gemacht hat als ich!“

Mit einem kleinen bitteren Auflachen blickte der Jude bald nach rechts, bald nach links zur Seite. Er hatte seinen schweren Warenbund vom Rücken genommen und vor sich auf den Boden gestellt.

„Da schau der Herr von Guguck einmal meinen Pünkel an! So schwer wie ich in der Früh' ihn hab' weggetragen, so schwer trag' ich am Abend ihn wieder nach Haus.“

Er verschwieg, daß er in der Leinenfabrik in Penzing frische Ware gefaßt hatte.

„Tröst er sich!" sagte Kebach. „Ist mir auch nicht besser gegangen. Eigentlich sind wir eh' Kollegen! Wenn die Leut' nichts kaufen wollen, so geben sie uns halt so einen kleinen Deuter, daß wir nicht vergessen sollen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat."

„Kollegen?" rief Schabsel wie erschrocken und mit einem wahrhaft trübsinnigen Ausdruck des Gesichtes. „Wär' mir schon recht, wenn ich wär' ein Kollege! Wenn ein Herr Kaufmann nichts will kaufen von einem Herrn Fabrikanten, so bittet er um Verzeihung und begleitet ihn an die Tür und macht einen tiefen Diener vor ihm. Der Schabsel aber, wenn jemand nicht will kaufen, der Schabsel fliegt herunter die Treppe."

Kebach mußte lächeln.

„Na, gar so handgreiflich wird für gewöhnlich dem Schabsel doch auch die Meinung nicht gesagt werden?"

„Es wird ihm gesagt die Meinung mit dem Mund, und es wird ihm gesagt die Meinung mit der Hand. Es gibt Christen, die sind gut zu einem armen Jüden, und es gibt Christen, die sind hart zu einem armen Jüden. Nicht in allen Häusern sind die Menschen freundlich und gütig wie im Haus ‚Zum blauen Guguck', daß man ihnen dafür kann danken, wie es heißt im Psalm: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich. Schauen Sie an den strengen Herrn in der Kaiserstraße, der seine Bandfabrik hat im Haus ‚Zum groben Schroll'! Hab' ich mir nicht fast gebrochen meine Glieder, daß ich nur schnell wieder herunter gekommen bin die Stiege?"

„Na ja, der!" sagte Kebach, „das ist leicht ein Hitziger! Heißt nicht umsonst sein Haus ‚Zum groben Schroll'! Übrigens — ein Ehrenmann! Vor dem tu' ich den Hut herunter, wiewohl daß er nur ein Bandmacher ist! Aber Spaßetteln darf man nicht machen mit ihm! Der weiß, was er will, und was er kann.

Was hat denn der Schabsel eigentlich angestellt, daß er ihn so fuchtig gemacht hat? Werden wir halt wieder einmal ein bissel zudringlich und überlästig geworden sein, um nur ja etwas anzubringen — was?"

Er hob drohend seinen Finger, der Jude aber machte ein erschrockenes Gesicht und heftig abwehrende Bewegungen. Er ließ es durchaus nicht gelten und erhob eifrigen Einspruch gegen eine solche Anschuldigung.

„Na ja, ja, das kennen wir schon," meinte Rebach; „etwas von einer Kletten hat der Schabsel immer an sich gehabt, wenn er eine Ware an den Mann bringen will."

Schabsel kniff seine Augen zu, aus denen ein stechender Strahl hervorbrach. Er richtete sich auf und sah in diesem Augenblick eher herrisch als demütig aus.

„Der Herr aus dem Schrollhaus ist nicht dem Schabsel sein Kunde, weil er ihm nichts gibt zu verdienen! Der Schabsel ist dem Herrn aus dem Schrollhaus sein Kunde, weil er ihm gibt ja etwas zu verdienen! Wie viele hundert Ellen Band hab' ich schon abgenommen dem Herrn, wo ich ihm hab' gegeben was zu verdienen und sie hab' weiterverkauft an die Leute, wo ich als Hausierer geh' von Haus zu Haus, um zu machen mein Geschäft! Und wo es doch auf der ganzen Welt so ist, daß ein Geschäftsmann muß höflich sein gegen seine Kunden, da soll ich nicht dürfen sagen dem Herrn in der Kaiserstraße, daß mir ein Stück Taffetband ist zu teuer?"

„Hm, ja!" machte der Guguck. „Hat der Schabsel wahrscheinlich wollen feilschen!"

„Wenn man redet über Geschäfte unter Geschäftsfreunden, so muß ein jeder doch dürfen sagen so oder so? Und wenn ich also sage, das Taffetband ist mir zu teuer, warum macht der Herr gleich ein Geseires? Bei mir wird nicht gehandelt! schreit er,

und mit einer Stimme, wie der Donner, daß man beinahe umfällt vor Schreck. Warum soll ein Handelsmann, der geht von Haus zu Haus, um zu verdienen sein Brot, nicht dürfen handeln? Und dann packt er auf einmal die ganze Rolle Band und schmeißt sie zurück in den Schrank, der da ist für die Waren, und mittendurch schmeißt er sie durch das Glasfenster, mit dem eingeglast ist der Schrank. Und mit einer Schadenfreude, so als ob der Schaden nicht müßt' werden ersetzt aus seiner eigenen Tasche, hat er gesagt: So, hat er gesagt, jetzt ist es hin! hat er gesagt. — Und das will sein ein guter Geschäftsmann?"

„No, und was hat denn darauf der Schabsel weiter gemacht?" fragte Kebach ein Lachen verbeißend.

„Der Schabsel? Was wird er gemacht haben, der Schabsel? Wie er hat klirren hören die Scherben, ist er geloffen zur Tür hinaus und mehr hinuntergefallen als hinuntergegangen die Treppe. Denn der Herr, wo er war in einem solchen Zorn, hätte ihm gemacht Beine, wenn er nicht wäre verduftet von selber."

Er war immer sehr ernst geblieben, während er erzählte, und hatte die Heiterkeit, die Kebach übermannte, mit einem gewissen bekümmerten Mißtrauen beobachtet. So als ob es ihm jetzt erst aufginge und er es traurig empfände, daß er auf volles Verständnis für die ihm widerfahrene Unbill doch nur bei seinesgleichen, und nicht einmal bei dem sonst so gutherzigen Guguck zählen dürfe.

„Gott wird ihn heimsuchen in seinen Kindern, weil er ist ein harter Mann!" sagte er plötzlich wie abschließend.

Fast erschrak Kebach über den Ausdruck tiefen Hasses, der sich in seinen Zügen malte, und über den in seiner Stimme keuchenden Ton des Fluches, der den kleinen, dürftigen Hausierjuden auf einmal in eine fremde, unheimliche Erscheinung zu verwandeln schien, als wär' er selbst noch einer von jenen Vertriebenen,

Enterbten, Hinausgestoßenen, die nach der zweiten Zerstörung von Jerusalem sich heimatlos und auf Vergeltung hoffend über die Erde zerstreut hatten.

„So viel mir bekannt, sind alle seine Kinder wohlgeraten,“ sagte Kebach ruhig und leise verweisend.

„Sie sind wohlgeraten, und sie sind nicht wohlgeraten — ganz, wie man es will betrachten. Wenn der Sohn sich auflehnt wider seinen Vater und nicht mehr will gehorchen dem Willen seines Vaters, so sag' ich: er ist nicht wohlgeraten!“

„Ja, wenn das wär'!“ .... rief Kebach bedenklich. „Soll das der Älteste sein, der Lebold? Der war doch sonst ein mehr stiller und sanfter Bursch! Und worüber soll er denn auseinandergekommen sein mit seinem Herrn Vater?“

„Weiß ich es?“ sagte Schabsel zurückhaltend. „Bin ich vielleicht der Vertraute im Schrollhaus auf der Kaiserstraße — na also? Aber in den Häusern herum erzählen sie so, daß der Herr Lebold es nicht mehr kann aushalten zu Haus mit seinem Vater, und daß er will gehen zum Freibataillon, um zu fechten gegen die Franzosen.“

„Da schau her!“ machte der Guguck erstaunt und riß Mund und Augen auf. „Das laß' ich mir gefallen! Wenn wir solche Verteidiger des Vaterlandes haben —; wenn auch die wohlhabenden jungen Leut' sich selbst dem Feind entgegenstellen und nicht glauben, mit dem Geld ist es abgetan, das der Herr Vater für die Landwehr beisteuert: nachher, ja, nachher können sich die Parlezvous heimgeigen lassen samt ihrem dicken Empereur!“

„Der Herr von Guguck hat leicht reden, weil er nur hat eine Tochter,“ sagte Schabsel mißmutig.

Er mochte sich etwas enttäuscht fühlen, daß Kebach über den ungeratenen Sohn im Schrollhaus anderer Ansicht schien, als er erwartet hatte. Er brach das Gespräch kurz ab.

„Wenn etwas geschieht gegen den Willen des Vaters, so kann es nicht geraten zum Segen," bemerkte er trocken und führte jetzt langsam die Prise an die Nase, die der Guguck ihm schon früher angeboten, und die er die ganze Zeit her zwischen seinen zwei Fingern gehalten hatte. Wie ein Kenner sog er den Duft ein und schnupfte bedächtig. „Es ist ein Feiner," sagte er genießend. „Man spürt, daß man es zu tun hat mit einem vermöglichen Herrn, der sich etwas kann vergönnen. Und da hätt' ich auch etwas Feines für vermögliche Herren, die schnupfen eine gute Sorte Spanischen: schöne Sacktücheln, große, blaue, eigens für Schnupfer, in den neuesten Mustern."

Und noch ehe Kebach es zu wehren vermochte, hatte er sein großes Bündel aufgeknüpft und hielt ihm die Taschentücher entgegen.

„Ich brauch' keine, ich brauch' wirklich keine!" versicherte Kebach.

Aber der Jude packte nicht wieder ein. Er legte verschiedentliche andere Ware vor und kam dazwischen immer wieder auf die Taschentücher zurück.

„Ein halbes Dutzend wenigstens!" drängte er. „Ein Vierteldutzend also, wo ich noch ausnahmsweise will machen den Dutzendpreis, weil es ist der Herr von Guguck? Na also, abgemacht! Damit meine arme Kalle nicht fällt in die Fras, wenn ich bring' am Abend den Pünkel nach Haus, wie ich ihn hab' fortgetragen in der Früh'!"

Er machte ein so sorgenvolles und ängstliches Gesicht, daß Kebach im Geiste schon fast wirklich die arme Kalle in Fraisen fallen sah aus Gram über den schlechten Geschäftsgang. Es war ihm nicht möglich länger zu widerstreben, und richtig kaufte er drei große, dunkelblaue Leinensacktücher mit weißen Tupfen, wie er deren schon genug zu Haus in seinem Schrank liegen hatte.

„Was ist denn mit der Kalle? Dürft ihr denn

endlich heiraten?" fragte er, während er das Geld zusammensuchte.

Er wußte, daß der Hausierer sich seit geraumer Zeit vergeblich um die behördliche Genehmigung bemühte, eine Ehe eingehen zu dürfen, da die Zahl der Judenfamilien staatlich beschränkt war und die Erlaubniswerber in der Aufeinanderfolge ihrer Vormerkung an die Reihe kamen. Selbst hatte er einmal über Schabsels Ersuchen bei den Kanzleiherrn auf dem Kreisamt vorgesprochen, um unter Vorhalt der Folgen, die eine solche Maßregel für die öffentliche Sittlichkeit habe, eine raschere Bewilligung für ihn zu erwirken. Es waren aber alle Schritte fruchtlos geblieben.

„Zu Anfang des nächsten Jahres," sagte Schabsel, „hat mir versprochen der kaiserliche Herr Kommissär, daß ich werd' kriegen meinen Heiratskonsens."

Es glitt jetzt zum ersten Male etwas wie ein beseeltes Lächeln über das Antlitz des Juden, und zum ersten Male sah er aus wie ein Mensch, der menschlich unter Menschen lebt. Und leise, halb verschämt beinahe, als ob er ihm ein lange still gehegtes Geheimnis mitteilte und ihm einen Blick in sein Innerstes gestattete, sagte er zu Kebach:

„Es wird sein eine Freude für uns, wenn meine Kalle nicht mehr braucht rot zu werden vor unseren Kindern."

Kebach strahlte. Er freute sich so herzlich, als wäre er selbst an der Sache irgend beteiligt gewesen.

„Na alsdann, ein bissel was geht halt doch vorwärts! Da gratulier' ich recht schön!"

Der Hausierer dankte, lud seinen Bund wieder auf den Rücken und war froh, so ganz im Vorübergehen noch ein kleines Geschäft gemacht zu haben. Der Guguck aber wickelte seinen Kauf zu den Warenproben und zum „Toleranz-Boten" und dachte, was wohl die Wettl dazu sagen werde, daß er schon wieder Taschentücher nach Hause

brachte. Sie wußte schon gar nicht mehr, wohin mit all den vielen Taschentüchern. Denn wenigstens ein paar Taschentücher blieben immer an ihm hängen, so oft er mit dem Schabsel irgend in Berührung kam. Das war schon wie eine Fügung, und er hatte sich darein ergeben. Er wußte, daß niemand seinem Schicksal entrinnt. Und sein Schicksal war es nun einmal, dem Schabsel Taschentücher abzukaufen.

* *
*

Während der Guguck die Laimgrube hinaufging und seinen Weg über die lärmende Mariahilferstraße fortsetzte, freute er sich noch immer über das menschliche Lächeln, das bei der Aussicht, das Verhältnis zur Kalle in ein rechtmäßiges zu verwandeln, auf einmal Schabsels Züge durchsonnt hatte.

„Er ist halt auch ein Mensch," dachte er. „Aber wenn einer sein Lebtag behandelt wird wie ein Hund! .... Ihn macht es schlechter und uns macht es schlechter. Alles, was Zwang und Gewalt ist, macht die Menschen schlechter, die, die Gewalt üben, und die, die Gewalt leiden."

Als er zur Kirche im Schöff gelangte, die nach dem Gnadenbild auch Mariahilferkirche genannt wurde, übersetzte er die Fahrstraße, denn auf der andern Seite sah er einen gedrungenen, breiten Mann stehen, in Stulpstiefeln und abgetragenem schmieriggrauem Frack, mit einem lächerlich winzigen schäbigen Filz auf dem viereckigen Kopf. Es war der Webstuhlmechaniker Schweibenroider aus der „Roten Latern" in der Kandelgasse, mit dem er ohnedies ein Wort geschäftlich zu reden hatte. Und der stand also auf einmal wie gerufen da und sah aus wie eine Bildsäule; denn er war unbeweglich vor den großen Auslaufbrunnen hingepflanzt, der auf dem Platzl gegenüber dem Kirchentor plätscherte, und schien in den Anblick des fließenden Wassers völlig versunken.

Kebach wunderte sich.

„Was stehst denn da wie ein angemalter Türk' und schaust? Mir kommt vor, den Brunnen hab' ich schon öfter gesehen in den drei, vier Jahren, seit wir die Albertinische Leitung haben.“

Schweibenroider schwenkte kurz sein Hütlein über dem umfangreichen, geröteten Gesicht, das sich durch einen stark angeglühten Mittelpunkt auszeichnete. Der Melcher, der früher Latzenzieher beim Guguck gewesen war, hatte einmal behauptet, das, was der Schweibenroider mitten im Gesicht habe, das sei die rote Latern, nach der das Haus in der Kandelgasse heiße.

„Wenn ich so ein Wasserl rinnen seh',“ sagte der Mechaniker, „so kann ich mich halt nicht satt daran schauen.“

Sie hatten denselben Weg und gingen gemeinsam weiter.

„Jetzt möcht' ich nur wissen,“ meinte Kebach, „was an so einer rinnenden Bassener eigentlich zu sehen ist?“

„Das Wasser!“ sagte Schweibenroider. „Wenn es so aus einem Brunnen läuft, kommt es mir vor wie das reine Gottswunder. Setzt sich aus lauter kleinen, schwachen Tropfen zusammen, und ist doch ein starker einziger Strahl. Wechselt und rinnt beständig und steht doch immer gleichmäßig und ruhig vor dir wie ein gebogener Stab aus Glas vom Auslaufrohr bis in den Trog. Ist das nicht wunderbar?“

„Wüßt' nicht, was ich mir da dran anschauen sollt'.“

„Wenn du in einer Auslag' ein schönes Stück Seidenzeug liegen siehst, so bleibst halt auch stehen und schaust dir's an. Weil es zu deinem Metier gehört. Und alles, was nicht lebendig ist und sich doch bewegt, gehört zu meinem Metier. Verstehst?“

„Gehört der neuartige Scherrahmen, den du mir eingerichtet hast, auch zu deinem Metier?“ fragte Kebach stichelnd.

Schweibenroider stutzte.

„Freilich wohl! Warum denn nicht?"

„Weil er nicht lebendig ist und sich aber auch nicht bewegt."

„Was soll das heißen?" begehrte der Mechaniker auf.

„Gehn tut er halt nicht!" sagte Kebach ohne Umschweife. „Sonst will ich ja weiter nichts gegen ihn sagen, manches wär' gar nicht so schlecht daran; dieses kleine Kastel zum Beispiel, was da von selber an dem Scherrahmen auf- und niedersteigen soll, und was man den Fadenführer oder die Katz' nennt, das wär' sogar eine sehr gescheite Erfindung, weil die Schweiserin die Fäden, die von den Spulen laufen, nicht mehr mit der Hand auf den Rahmen hinauf und hinunterleiten braucht' — wenn es nämlich gehn tät', das Kastel. Aber es bewegt sich halt nicht. Und grad so ist es mit dem ganzen Scherrahmen. Wunderschön ausgedacht ist er, nach dem Mechanikbüchel stimmt wahrscheinlich alles auf ein Haar, aber taugen tut er nichts."

Schweibenroider blieb stehn.

„Taugen tät' er nichts?" sagte er entrüstet. „Taugen tät' er nichts?"

Hitzig rückte Kebach seine breite Angstbutte aus der Stirn.

„Wenn ich sage, taugen tut er nichts, so tut er halt einmal nichts taugen!"

„Und wenn ich ihn eingerichtet habe, so tut er auch was taugen!" sagte der Mechaniker rot vor Zorn.

„Taugen tut er zwar nichts," beharrte Kebach, „aber deswegen brauchst nicht in alle Ewigkeit stehen zu bleiben."

Sie setzten sich wieder in Bewegung und gingen eine Weile schweigend nebeneinander hin. Jetzt bogen sie in die Zieglergasse ein, da wurde es auf einmal ganz still um sie herum. Das Rasseln der Wagen

verhallte, nur das friedliche Geräusch der Webstühle klang aus den Häusern.

„Wüßt' nicht, warum er nichts taugen sollt'!" nahm der Mechaniker den Kampf wieder auf. „Dem groben Schroll in der Kaiserstraße hab' ich auch einen eingerichtet. Zwei sogar! Und alle zwei drehn sich wie ein Ringelg'spiel!"

„Was geht mich ein Bandmacher an!" sprudelte Kebach hervor. „Für diese Flor- und Taffetbandeln ist bald was gut! Was weiß ich, was der für eine Gattung Schweifrahmen brauchen kann? Das ist seine Sach'!"

„Grad so einen braucht er wie du! Noch einen viel größeren! Vier Ellen haben seine Scherrahmen im Umfang! Wie das große Faß in Klosterneuburg schauen sie aus, wo man am Lepolditag herunterrutschen tut! Denn wie lang ist denn bei euch die Kette, he? Vielleicht sechzig, oder wenn es hoch kommt, neunzig Ellen. So schweift ihr halt ein paar Ellen herunter, da wird schon das Fadenkreuz gemacht, dann wieder ein paar Ellen hinauf, so wird noch einmal das Fadenkreuz gemacht, und ein Gang ist auch schon geschert. Aber weißt du, wie lang die Bandmacherkette ist? Mit Ketten von drei- und vierhundert Ellen arbeitet der Schroll!"

Kebach war wütend, daß man einem Zeugmacher einen Bandweber zum Exempel hinstellen konnte.

„Daß bei der Bandelfabrikation alles in die Länge geht wie bei den Seilern, damit sagst mir nichts Neues! Es wird halt mehr so im Ramsch gearbeitet, nur recht lang, nur recht lang, ganze Meilen von Bandeln, wenn es auch ein Pofel ist! Darum verdienen sie ja auch so leicht, die Bandmacher! Aber was ein Stoff ist, ein guter nämlich, dazu brauch' ich eine Kette, so gleichmäßig geschert, daß von den zweitausend Fäden jeder die gleiche Spannung hat und keiner um ein Haarl Haar länger oder kürzer ist als der andere. Und dazu kann ich einen Zettel-

rahmen, der mir beim Schweifen alle Augenblick den Schnackerl kriegt, halt nicht brauchen, da kannst sagen, was du willst!"

„Wirst halt eine rechte Urschel von einer Schweiferin hingestellt haben, die sich nicht auskennt!" sagte der Mechaniker.

Jetzt war es aber an Kebach stehen zu bleiben.

„Ich hab' keine Urscheln unter meinen Schweiferinnen! Gehn tut er nicht, der Rahmen! Dem Großvater hab' ich mir ihn noch gar nicht zu zeigen getraut. Der tät' mich schön auslachen!"

„Also bleib nicht alleweil stehen und komm' weiter!" drängte Schweibenroider. Er hatte die Absicht, den Guguck gleich zu begleiten, denn er brannte vor Ungeduld, bei dem Zettelrahmen, der nicht gehen sollte, nach dem Rechten zu sehen. Etwas, das gegen seine Geschäftsehre ging, ließ er nicht gern lange auf sich sitzen. Um den blauen Guguck wieder zu versöhnen, fragte er, wie die Geschäfte gingen? Damit hatte er aber erst recht ins Wespennest gestochen.

„Wie dein Zettelrahmen!" platzte Kebach heraus.

„Dann ist es eh' gut, dann werden sie bald gehen wie geschmiert."

„Vorderhand gehen sie gar nicht," murrte Kebach. „Ohnedies ist es schon so weit gekommen, daß der Fabrikant dem Kaufmann nachlaufen muß. Ein paar Stückeln Taft und Atlas, ein Stückel Moire und eins Croisé — das sind die Bestellungen, die ich nach Hause trag'! Jetzt, wo das Weihnachtsgeschäft schon langsam anziehen sollte! Und dabei soll nicht bloß der Fabrikant, dabei soll auch noch" — er zählte es an den fünf Fingern her — „der Arbeiter und der Seidenhändler und der Färber und der Appreteur und der Webstuhlmechaniker existieren! — Mir ist jetzt schon alles gleich," sagte er. „Im Gegenteil, ich bin froh, daß es endlich zur Entladung kommt!"

Sie waren hundert Schritte weitergegangen, aber jetzt blieb wieder der Schweibenroider stehen.

Rätsel lösen und dabei auch noch ans Gehen denken, war ihm eine Unmöglichkeit.

„Entladung? Was soll sich denn entladen? Ah, den Krieg meinst du, daß es zum Krieg kommen könnt'?"

„Na ja freilich, was denn sonst, darum geht ja das Geschäft so schlecht; wird doch schon überall davon geredet! — Deswegen brauchst aber doch nicht beständig stehen zu bleiben!" sagte er ungeduldig und zog ihn mit sich fort.

„Mein Gott, geredet wird schon lange davon," meinte der Mechaniker. „Kommt aber schließlich doch nicht dazu! Der Kaiser wird sich hüten, noch einmal mit dem Napoleon anzubandeln!"

„Und glaubst, er wird ruhig zuschauen, wie der Napoleon einen König nach dem andern absetzt, bis die Reih' an ihn kommt? Nein, und wenn wir alle zugrunde gehen — ich sag' es immer, und in dem Punkt versteh' ich keinen G'spaß: einmal müssen wir es noch probieren, ob sich die Parlezvous nicht halt doch unterdrucken lassen! Einmal müssen wir es noch probieren, eh' daß es zu spät ist, sonst setzt der dicke Korsikaner uns auch noch einen von seinen Brüdern auf den kaiserlichen Thron — pfui Teufel!"

„Was du nicht sagst! Hör mir auf! Ich bitt' dich!" rief Schweibenroider ganz aufgewiegelt.

„Hast du nicht gehört, was er neulich gesagt haben soll, in Spanien oder wo? Daß in ein paar Jahren seine Dynastie die älteste in ganz Europa sein wird?"

Der Mechaniker, entflammt und mitgerissen durch Kebachs Worte, fuhr sich mit der Hand um den starken Hals, die hohe, weißleinene Binde wurde ihm schier zu eng.

„Ja, wenn das wäre — Himmel Laudon noch einmal! Da sag' ich auch: Dreinschlagen, lieber heut' als morgen! Die Lombardei werden wir ja hoffentlich nicht gleich zurückerobern?"

Die vorausgegangenen drei unglücklichen Kriege

gegen die Franzosen hatten die Seidenweber auf den schottischen Freigründen ebenso wie alle anderen Geschäftsleute zwar schwer empfunden, aber nur wegen der dadurch verursachten allgemeinen Mißstände, der Verschlechterung der Geldwirtschaft und der hohen Steuern und Kontributionen; im übrigen aber waren ihnen aus den Friedensschlüssen von Campo Formio und Preßburg sogar beträchtliche Vorteile erwachsen. Denn der Verlust der italienischen Provinzen hatte der österreichischen Seidenwarenerzeugung einen gefährlichen Wettwerber vom Halse geschafft und ermöglichte ihr seit Jahren eine ungestörte Entwicklung und ein vordem kaum erhofftes Blühen.

„Na, wär' nicht aus!" meinte der Guguck erschrocken. „Die Lombardei zurückerobern? Dazu haben wir Schottenfelder unsern Landwehrbeitrag nicht gegeben! Und dagegen könnten wir auch ein Veto einlegen, nachdem wir so viel gezahlt haben, und ich bin überzeugt, der Kaiser hätte ein Einsehen. — Aber daraus wird ja nichts, das hat keine Gefahr!" tröstete er sich. „Gar so siegreich werden auf einmal unsere Waffen doch nicht sein! Genug, wenn wir dem Napoleon zeigen, daß wir auch wer sind, und daß wir den Kaiser haben, den wir wollen, und nicht einen, der ihm paßt!"

Schweibenroider war genau derselben Meinung. In politischen Dingen verstanden sie sich ausgezeichnet. Sie hatten jetzt das Haus „Zum blauen Guguck" erreicht und traten in die Torfahrt. Noch einmal blieb der Mechaniker stehen.

„Wenn es wirklich dazu kommt," sagte er feierlich und hob drohend seinen Finger, „dann rüst' ich auf meine eigenen Kosten noch extra einen Landwehrmann aus. Das wollen wir doch sehen, ob wir diesem welschen Glücksritter nicht Herr werden!"

* *
*

Von der Torfahrt des Guguckshauses konnte man durch einen Windfang in den langgestreckten Hof hinausblicken, hinter dem der Garten anfing. Der Windfang war mit farbigen Scheiben verglast, die das Bild etwas verdunkelten, wenn man hindurchsah, und da Schweibenroider überdies ein schwaches Gesicht hatte, fragte er:

„Was ist denn das für eine Ansammlung von Leuten in deinem Hof?"

„Weiß der Himmel, was es da zu schauen gibt?" meinte der Guguck.

„Merkwürdig, lauter dunkelblaue Menschen!" sagte der Mechaniker, durch eine Scheibe spähend. „Sind es Leute aus dem Haus?"

Es standen etwas entfernt im Hofe einige Personen um irgend eine Sehenswürdigkeit im Kreise herum.

„Blaue Menschen siehst du?" sagte der Guguck, dem es Spaß machte, gleichfalls durch eines der farbigen Gläser zu blicken. „Ich sehe wieder gelbe. Lauter schöne gelbe Menschen. Und der Himmel ist auch gelb, und die Bäume im Garten und der Laurenziturm, der dahinter herüberschaut, alles ist gelb. Also, und von den gelben Menschen im Hof, da ist einmal die eine, die so ein schönes hellgelbes Kleid an hat: das ist meine Wettl. Dann die andere im dunkelgelben Kleid, das ist eine von den Winderinnen, weißt, die Frau Kaplanek, die zugleich Hausmeisterin ist. Hernach rechts daneben ein Kanarienvogel mit einer gelben Schirmkappe auf dem Kopf, das ist der Großvater. Dann seh' ich da einen Zeisig, der uns den Rücken zuwendet — ja, mir scheint, das ist der Vincenz, der Werksgeselle; der könnt' auch lieber bei seiner Arbeit bleiben! Dann ist noch ein gelb Angestrichener dabei, das ist der alte Tollrian, der Nachbar, und ein baumlanger Soldat — wie kommt denn der in die Gesellschaft? Den kenn' ich nicht."

Schweibenroider vergaß, daß er durch eine farbige Scheibe blickte, und sagte bestürzt:

„Einen blauen Kürassier hab' ich überhaupt bei uns noch nicht gesehen! Es werden doch nicht am Ende schon die Franzosen da sein?"

Kebach lachte ihn weidlich aus. —

Indem sie jetzt in den Hof eintraten, sagte er:

„Hundertmal geht man gedankenlos an diesen farbigen Gläsern vorüber und könnt' doch öfter einmal seinen G'spaß damit haben. Es ist gar nicht schlecht, wenn man die Welt manchmal in einem anderen Licht sieht; man kommt dabei auf verschiedene Gedanken."

Sie näherten sich der Gruppe. Was gab es also da zu sehen? Der Diwrisl trank seinen Jausenkaffee! Das heißt, eigentlich war es gar nicht seiner, sondern Kebach seiner; denn für gewöhnlich bekam Diwrisl keinen.

„Jesses!" rief die Wettl, „der Herr Vater! So lang hab' ich den Kaffee aufgehoben, und jetzt hat ihn der Melcher gekriegt, und den Rest trinkt gerade der Diwrisl!"

„War ihnen vergönnt," sagte Kebach gutmütig. „Und der Melcher — wo ist denn der?"

Der Kürassier stand schon die ganze Zeit „Habt acht".

„Das soll er sein? Der Baumlange? Ja richtig, jetzt kenn' ich ihn! Fesch schaut er aus! Sehr fesch! Und den Helm, den er hat! Und den Sabel! Wird ihn vielleicht bald brauchen! . . . . . Na alsdann, wie geht's denn beim Militari? Haben wir schon parieren gelernt, was?"

„Ich bitt', er führt sich brav auf," sagte Frau Kaplanek strahlend. „Nicht eine einzige Straf' hat er gehabt' die ganzen dritthalb Jahr', daß er dabei ist."

„Schön! Brav!" sagte Kebach ernst. „So was hört man gern. Älter werden schadet nie, mancher wird auch gescheiter dabei. Ein rechter Spirifankerl

ist er gewesen, der Melcher. Na, wenn er wieder herauskommt und sich fleißig zur Arbeit hält, nachher werden wir ihn halt doch endlich freisprechen. Ist mir selbst am meisten hart geschehen, daß es früher nicht möglich war, aber Ordnung muß sein."

Er sah sich nach dem Werksgesellen Vincenz um, um ihn anzuschnauzen, daß er bei der Arbeit zu bleiben habe. Der war aber schon in aller Stille entschwunden.

„Hat er jetzt einen Urlaub?" wendete er sich wieder an den Kürassier.

„Kurzen Urlaub auf vier Tage zu der Mutter, weil das Kronprinzen-Kürassierregiment in Korneuburg steht," meldete Melcher, noch immer „Habt acht" stehend.

Salzküfel, der Großvater, zupfte Kebach mit kindischer Freude am Ärmel.

„Schauen Sie, Herr Sohn, wie es dem Diwrisl schmeckt!"

Er hatte mit wahrem Behagen zugesehen, wie Diwrisl seinen Milchkaffee lepperte, und sich so innig in seinen Hund hineingedacht, daß er mit seinem zahnlosen Mund gleichsam selbst mitschmeckte und mitgenoß. Sein Gesicht glich einer überwinterten Lederreinette, so runzlicht und braun war es, und auf dem Kopf trug er eine ebenso braune Schirmkappe, Winter und Sommer, gleichgiltig, ob es kalt oder warm war, in der Stube wie im Freien, der Melcher, als er noch Lehrbub und Latzenzieher im Guguckshaus gewesen war, hatte einmal behauptet, sogar in der Nacht. Auch die unscheinbare altväterische Ärmelweste war braun, die er zu Hause statt eines Rockes immer anhatte, und die mit ihren Schößen bis nahe an die weißen Zwirnstrümpfe hinabreichte. Denn der uralte hagere Mann, der wohl an die achtzig Jahre oder mehr zählen mochte, hielt der neuen Zeit zum Trotz an Kniehosen und Strümpfen fest.

„Schauen Sie, Herr Sohn!" wiederholte er be-

seligt: „So geschmeckt hat es dem Diwrisl schon lange nicht!“

Des Alten Herz hing an dem schwarzgrauen Pudelpinscher fast wie an einem geliebten Kinde. Darum wurde dieser auch von Wettl gehetscht und im ganzen Hause hochgeachtet. Diwrisl nahm die allgemeine Wertschätzung, die ihm gelegentlich auch materielle Vorteile einbrachte, wie etwas ihm Gebührendes und Zukommendes mit ruhiger Würde entgegen. Er war sich dessen wohl bewußt, was er für das blaue Guguckshaus bedeutete. Als nächster Freund und Kamerad des Großvaters bekleidete er eine verantwortungsvolle Vertrauensstellung. Er hatte auf ihn acht zu geben, ihn auf Schritt und Tritt zu begleiten und an seinem Webstuhl zu liegen, wenn er webte. Sie waren zusammen alt geworden, aber ebensowenig als der Salzküfel daran dachte, sich zur Ruhe zu setzen, ebensowenig dachte Diwrisl daran. Zwar von dem allgemeinen Wachtdienst im Hause, den er in seinen Jünglings- und Mannesjahren versehen hatte, war er längst genötigt gewesen sich zurückzuziehen. Die Beine wollten nicht mehr recht, und die Zähne waren ihm ausgefallen. Dafür widmete er sich mit um so treuerer Hingabe dem Personaldienst beim Großvater. Aber wenn eine Katze über ein Dach oder gar über den Hof schlich, da konnte er zu Salzküfels Freude noch immer bellen wie ein Junger.

Jetzt hatte Diwrisl sein Schüsselchen leer geleckt und blickte würdevoll im Kreise von einem zum andern, während ab und zu seine rosenrote Zunge über den struppigen Schnauzbart wischte. Er machte nicht Miene sich vom Fleck zu bewegen und blieb ruhig vor dem leeren Napf stehen. Vielleicht dachte er, das Glück könnte es wollen, daß doch noch einmal nachgefüllt würde. Vielleicht war er nur zu bequem, ohne ersichtlichen Grund eine Veränderung mit sich vorzunehmen. Jedenfalls schien er sich als Mittelpunkt dieses Kreises ihm wohlgesinnter Menschen be-

haglich und auf dem ihm zukommenden Platz zu fühlen.

Wettl beugte sich zu ihm nieder.

„Ja, ich hab' halt nichts mehr, Diwrisl, weißt? Bis zum Nachtessen wieder, nachher bring' ich dir ein Bröckerl!"

Diwrisl nahm das freundliche Versprechen gerne zur Kenntnis und bestätigte es mit einem kleinen Wedeln des Schwanzes, der buschig wie der eines Pudels, aber weitaus kürzer war.

Herr Tollrian, der für einen Philosophen galt, sagte:

„Das unterscheidet den Menschen vom Tier: wenn es satt gegessen hat, so ist es zufrieden. Der Mensch hingegen schöpft aus der Nahrung neue Lust zu neuer Tätigkeit."

Der schwarzgraue Pudelpinscher wendete ruhig den Kopf und warf ihm einen langen, aufmerksamen Blick zu. Es war, als ob er ihn ergründen und durchforschen wollte. Dann schaute er mit einem gleichsam gelangweilten Ausdruck wieder zur Seite und tat mit der Zunge noch einen Schlecker in seinen Napf, um einen letzten Tropfen, der sich darin angesammelt haben mochte, nicht umkommen zu lassen.

„Jetzt hätt' er was gesagt, wenn er reden könnte!" rief der Guguck lachend.

„Ich bitt' Sie, Herr von Tollrian," sagte Schweibenroider behaglich; „wie mancher Mensch ist auch zufrieden, wenn er nur gegessen und getrunken hat!"

„Ist auch das Wichtigste! Ist auch das Allerwichtigste!" rief der alte Salzküfel mit seiner etwas hohen, scheppernden Greisenstimme.

„Das Essen und Trinken meinen Sie?"

„Nicht das Essen und Trinken!" sagte er lebhaft und mit dem Eifer, den die Überzeugung verleiht. „Nicht das Essen und Trinken! Sondern, daß einer zufrieden ist! Der eine halt mit dem, und der andere

wieder mit was anderem! Aber daß jeder sich was aussucht, was ihn zufrieden macht, das ist die von unserm Herrgott eingesetzte Ordnung."

Herrn Tollrians Wort mochte Diwrisls Seele verwundet haben. Vielleicht hatte er den Sinn doch ungefähr begriffen. Jedenfalls schien er den Philosophen jetzt Lügen strafen zu wollen. Denn er entfernte sich von seinem Napf, stellte sich vor seinem Herrn auf und schaute zu ihm empor, gerade als ob er sagen wollte:

„Ich bin fertig, jetzt können wir wieder an die Arbeit gehen!"

„Recht hast," sagte der Salzküfel; „gehn wir wieder an die Arbeit!"

Die Glocke von St. Laurenz holte aus und schlug brummend die Stunde. Über die Bäume des Hausgartens und der angrenzenden Gärten hinweg, die zwischen Feuermauern und Hinterhäusern eingeschlossen lagen, spähte Kebach nach der Turmuhr.

„Richtig! Nur mehr zwei Stunden bis Feierabend! — Jetzt ist es aber Zeit," sagte er zu Schweibenroider, „daß wir nach dem Schweifrahmen sehen."

„Ist mir eh' recht," meinte der Mechaniker. „Kommen Sie mit, Salzküfel, da werden Sie Augen machen!"

Der Guguck war nicht einverstanden damit.

„Nein, bittschön, der Großvater soll da bleiben! Eh' daß die Geschichte nicht ganz glatt geht, eh' zeigen wir ihm nichts. Sonst lacht er uns alle zwei aus!"

Aber Schweibenroider fühlte sich siegessicher. Er verbürgte sich dafür, den neuen Zettelrahmen in Gang zu bringen, und bestand darauf, der Großvater müsse ihn in seiner Gegenwart sehen und sein Zeuge sein, damit nicht nachher „irgendwer" sagen könne, etwas, das er gemacht habe, tauge nichts. Der Salzküfel wollte den Mechaniker nicht gerade kränken und wagte deshalb nicht, es abzuschlagen. Er ging also mit,

wiewohl ungern; denn all diese Neuerungen ließen ihn vollkommen gleichgiltig, er fand sie überflüssig, meistens sogar nachteilig. Eine so gediegene Webe wie zu „seiner Zeit" brachte man heute doch nicht mehr zustande, trotz aller mechanischen Verbesserungen, die nach seiner Meinung nur dazu da waren, die Faulheit zu unterstützen.

Als sich die drei Männer durch den Hof entfernten, um über die Stiege in den Stock hinaufzusteigen, wo sich neben des Meisters Wohnung das Magazin und anschließend daran die Arbeitssäle befanden, eilte Wettl ihrem Vater nach und bat ihn, einen Augenblick zurückzukommen. Der Melcher habe noch etwas zu sagen, flüsterte sie ihm zu, sie wisse nicht was, aber sie merke, daß der arme Bursch sich im „Blauen Guguck" nicht wieder zu Hause fühlen könne, bevor er es nicht vorgebracht.

Der große Kürassier, auf den die Nähe seines ehemaligen Meisters ungefähr wie die Anwesenheit eines Generals zu wirken schien, hatte die ganze Zeit, so lange Kebach da war, unbeweglich wie ein Stock gestanden, gleichsam immer eines Befehls oder einer Anrede gewärtig, mit geschlossenen Fersen und die Hände an der Hosennaht. Jetzt warf er Wettl einen dankbaren Blick zu und ging dem Meister ein paar Schritte entgegen. Er pflanzte sich in militärischer Haltung vor ihm auf, daß die Sporen klirrten, und sagte stramm, so als ob er eine Meldung erstattete:

„Ich bitt' den Herrn Meister halt vielmals um Verzeihung, daß ich mich früher schlecht aufgeführt hab'! Ich bin ein rechter Hallodri gewesen und hab' dem Herrn Meister viel Ärger gemacht. Und ich seh' jetzt alles ein, was mir der Herr Meister damals gesagt hat. Und wenn ich wieder zurückkomm' so wird es anders werden!"

„Das nenn' ich einen braven Willkomm!" rief der Guguck, sich kindisch freuend. „Willkommen also auch unter meinem Dach! Jetzt gehört er wieder zum

Guguckshaus, wo er geboren und aufgewachsen ist! Jetzt soll er sich auch daheim hier fühlen, was, Frau Kaplanek? Daß Sie mir schauen auf Ihren Buben! Daß es ihm gut geht die paar Tage, die er Urlaub hat! Und du, Wettl, nimm dich ein bissel um den Melcher an — zu tun wird ja heut' nicht mehr viel sein, morgen ist eh' Sonntag. Und der Kaplanek hilfst halt ein bissel in der Wirtschaft aus mit deinen Vorräten, daß sie aufkochen kann. Soldaten sind hungrig — na ja, das wissen wir schon! Aber jetzt muß ich den zwei Herren nachlaufen — wir sehen uns ja noch öfter."

Er ließ Melchers Hand los, die er mit seinen beiden Händen gefaßt und beinahe zerdrückt hatte, und eilte fort.

Der Kürassier atmete tief auf und erinnerte sich endlich, daß es auch ein Kommando „Rührt euch!" gibt.

„Jetzt ist mir erst leicht," sagte er strahlend, „ich dank' halt recht schön, Wettl!"

„Nichts zu danken," sagte sie freundlich. „Du, weißt du, ich hab' beinah' den Stein auf dem Pflaster pumpern hören, der dir vom Herzen gefallen ist."

Tollrian und Frau Kaplanek standen noch beieinander. Die beiden jungen Leute traten wieder zu ihnen.

„Nein, war das heut' eine Überraschung," sagte Wettl, „wie auf einmal der Melcher anrückt! Ich hab' ihn aber doch gleich gekannt! Sie auch, Frau Kaplanek, nicht wahr? No ja, die Mutter! .... Und immer noch in voller Rüstung steht er da, als ob er grad in die Schlacht reiten wollt'!"

„Er hat halt warten wollen, bis ihn der Herr Meister sieht, wie er ausschaut, und ob er ihm erlaubt, die paar Tage im Haus zu bleiben," sagte das glückstrahlende Weiblein und ließ ihr Mutterauge, das beständig überfloß, auf dem wehrhaften Sohne ruhen.

„Und was er für einen mordsmäßigen Säbel hat!" wunderte sich Wettl.

„Das ist kein Säbel, das ist ein Pallasch," berichtigte Melcher mit Wichtigkeit.

„Woran kennt man denn nachher, was ein Säbel und was ein Pallasch ist?"

„Den Säbel kennt man daran, daß er ein bissel gebogen ist; nicht so stark wie ein türkischer, aber halt doch. Deswegen könnt' ich zu einem Säbel keine rechte Freud' haben. Da schaut einer ja beinah' wie ein Grundwachter aus oder gar wie der Kara Mustapha, der am Hernalser Kirtag auf dem Esel reitet. Dagegen mein Pallasch — also das sieht die Fräule ja selbst, wie der gerade ist: wie das Schwert vom Erzengel Michael auf dem Seitenaltar von St. Ulrich. Und ist auch nicht so g'ring wie ein Säbel, sondern hat schon eine gehörige Wucht. Und ich sag' halt immer: entweder — oder. Entweder ich spiel' mich, nachher tut's auch ein Degen, wie ihn der Herr Burgermeister zu Frohnleichnam tragt, wenn er hinter dem Himmel geht. Oder ich hau' drein, nachher will ich aber auch was in der Hand haben."

Er zog die Klinge ein wenig aus der Scheide, daß die Kaplanek kreischend seitwärts auswich.

„Mariandjosef, Melcher, wirst ihn gleich stecken lassen!"

Lachend stieß er das Schwert wieder zurück.

„Hat die Frau Mutter noch immer ihre Weiberangst?" sagte er im Bewußtsein seiner bewaffneten männlichen Stärke.

„Hättest lieber mehr auf mich gefolgt!" rief sie in Erinnerung früherer Sorgen. „Was hab' ich immer gepredigt: Melcher, mach keine Streich', halt deine Zung' im Zaum, der Meister leidet's nicht! Das waren dann immer Weiberängsten! Und mit der schwarzen Katz' — grad wie du ausgelost worden bist, am Tag vorher, ist sie wieder über den Hof geloffen. Da muß also doch etwas daran sein!"

Seit vielen Jahren bot die schwarze Katze, die gelegentlich durch den Hof oder über das Dach des blauen Guguckshauses schlich, den „Weiberängsten" der Frau Kaplanek reichliche Nahrung. Bevor die schreckliche Feuersbrunst in der Wendelstadt war, bevor ihr Mann starb, bevor der Schackerl davonlief, bevor sie den großen Verdruß mit der Greislerin hatte, bevor der Melcher zu den Soldaten genommen wurde, und in hundert andern Fällen — immer hatte vorher die schwarze Katze sich auf dem Dache gezeigt, oder in der Nacht wie ein gepeinigtes Kind geschrien, oder war über den Hof gegeistert oder hatte gar auf einmal wie eine Spukgestalt vor ihrem Fenster gesessen und geschnurrt oder mit der Pfote gedroht wie mit einer erhobenen Faust. Vermutlich war es jeweils nicht nur eine einzige und jedenfalls die ganze Zeit her nicht immer dieselbe schwarze Katze gewesen; aber für Frau Kaplanek blieb es nun einmal die schwarze Katze schlechthin. Sie glaubte an eine Art Hexenkraft des Tieres und hielt sein Erscheinen für eine böse Vorbedeutung. Und auch alle andern Bewohner des Guguckshauses, wenn sie auch ihren Köhlerglauben nicht teilten, vereinigten sich mit ihr wenigstens in einer gewissen ablehnenden Haltung gegen die schwarze Katze und gegen jede Katze überhaupt. Auf dem ganzen Grunde waren nirgends die Katzen so wenig gut gelitten wie im „Blauen Guguck". Nicht nur, daß keine gehalten wurde; es begann auch sofort ein eifriges Scheuchen und allgemeines In-die-Händeklatschen und Gsch- gsch- gsch-Machen, sobald von den Nachbars-Gärten oder -Dächern sich eine herüber verirrte. Das geschah freilich nicht eigentlich aus eigener innerer Abneigung gegen dieses Tier und am allerwenigsten der Frau Kaplanek zulieb; sondern aus Liebe und Fürsorge für den von allen verehrten alten Salzküsel, der Katzen nun einmal nicht vertragen konnte und auch seine guten Gründe zu haben behauptete, warum er sie verachte.

„Das mit der schwarzen Katze, liebe Mutter," eiferte Melcher, „ist halt doch ein Aberglaube und eine Weiberangst, nichts weiter. Frag nur einmal den Herrn Göd, der weiß es, denn er hat es studiert, und der wird es dir ganz genau auseinandersetzen: wenn die schwarze Katze durch den Hof laufen tut, so ist es deswegen, weil sie nicht weiß ist, und weil sie nicht über das Dach gehen mag. Und wenn ich in den Sack greif' und das Soldatenlos zieh', so ist es deswegen, weil der Sack kein Lotteriebeutel ist, sonst wär' ich eh' so gescheit gewesen und hätt' das große Los gezogen."

„Er ist halt noch immer der Alte!" sagte die Mutter beseligt.

Der Göd, den Melcher zum Zeugen aufgerufen hatte, war Herr Tollrian. Er hatte den Melcher über die Taufe gehalten, Melchers Vater zulieb, der Geselle bei ihm gewesen war, als er noch seine Bandfabrik besaß; sonst aber gegen seine Überzeugung, weil er den Weisheitsborn, der ihm aus dem Wasserschloß der französischen Enzyklopädie und des verwandten Schrifttums quoll, für klarer hielt und höher schätzte als Jordanswasser. Außer dem goldenen Maria-Theresia-Dukaten, den er ihm als Notpfennig in die Wiege gelegt hatte, verdankte Melcher ihm auch seinen Namen. Denn Frau Kaplanek hätte ihren Sohn, wär' es auf sie allein angekommen, Kaspar oder Balthasar getauft. Über ihrer Tür standen stets mit Kreide angeschrieben die Buchstaben: C + M + B. Denn sie verehrte die Heiligen drei Könige als Abwender mancherlei Unheils. Und daß ihr Junge Kaspar, Melchior oder Balthasar heißen mußte, stand fest, sie hatte bei seiner Geburt ein Gelübde darauf abgelegt. Dagegen vermochte auch Tollrian nichts, dem keiner der drei Könige recht zu Gesichte stand. Aber da es nun einmal durchaus einer von ihnen sein mußte, so entschied er für Melchior, das klang wenigstens wie ein lateinischer Komparativ, und man konnte sich allen-

falls einen gesteigerten Melcher darunter denken. Melcher selbst hatte als kleiner Junge unbewußt seinen Namen auf die erste Vergleichungsstufe vermindert, und so war ihm das „Melcher" geblieben. Nur der Göd verharrte bei der gesteigerten Namensform: Melchior.

Mit der Nachsicht, die Fanatiker des Unglaubens gegen den Aberglauben gerne üben, sagte er jetzt:

„Zum Glück gibt es auch weiße Katzen. Sogar mehr, wenn mir recht ist, als schwarze. Und wenn die Frau Kaplanek glaubt, daß die schwarzen Unheil bringen, so müssen also die weißen Glück bedeuten."

„Es gibt deren in allen Farben," sagte Wettl, „und wir haben genug zu tun mit Scheuchen, damit der arme Großvater keinen Ärger hat."

„Glück bedeuten die Katzen nie!" sagte Frau Kaplanek mit Überzeugung. „Die weißen und gelben so wenig wie die grauen und gescheckten. Die schlimmsten aber sind die schwarzen."

Sie wollte anfangen aus ihrer Erfahrung den Beweis für ihre Worte zu erbringen. Aber Herr Tollrian kannte die Geschichten zu gut, als daß es ihn danach verlangt hätte, sie noch einmal zu hören. Er entschuldigte sich, seine Arbeit warte auf ihn, die er nur wegen Melchers unerwarteter Ankunft unterbrochen habe, und schickte sich an zu gehen, kehrte aber nach ein paar Schritten wieder zurück.

„Ja, dem Melchior," meinte er, „muß ich als sein Göd noch etwas sagen. Wegen dem Säbel da, der eigentlich ein Pallasch ist. Denn weißt du, Melchior, dreinhauen mit dem Säbel, das ist nun freilich einmal dem Soldaten seine Sach'. Aber wenn es nun wirklich zum Dreinhauen kommt, dann denk daran und vergiß nicht, daß du dem alten Tollrian sein Täufling bist. Und deswegen hau nicht drein wie jeder nächstbeste, aus purer Roheit, wie ein Landsknecht! Sondern immer mußt du daran denken, immer

denken, daß der Soldat selbst ein Schwert oder ein Pallasch ist, in der Hand der Allgemeinheit, für die er kämpft. Und darum darf er nicht aus Roheit dreinhauen, sondern bei jedem Hieb, den er macht, soll er daran denken, daß er es für einen Zweck, für einen höheren Zweck tut."

„Na ja," meinte Melcher, den hier im Guguckshaus wieder die alte Schalkhaftigkeit zu kitzeln anfing; „Wenn der Herr Göd glaubt, so werd' ich halt immer zu jedem Franzosen, eh' daß ich ihn niedersäbeln tu', sagen: Sie Musje, warten Sie ein bissel, ich muß mir erst was denken!"

„Melcher!" ermahnte die Mutter streng.

Aber Herr Tollrian nahm es nicht krumm. Er war daran gewöhnt, unverstanden zu bleiben. Und er hatte sich damit abgefunden. Er wußte es ja: wer sich auf die Suche nach der Wahrheit macht, der hat einen dornigen Pfad betreten.

„Der Gedanke, lieber Melchior," sagte er, „der ist noch viel schneller als dein Pferd und dein Schwert!"

Er grüßte und ging. Sein Haar war länger, als die jetzige Mode es gestattete, und als er sich umdrehte, konnte man bemerken, daß ein Teil davon hinten sogar zusammengebunden war, wie ein letzter schüchterner Versuch, das absterbende Zöpfchen noch am Leben zu erhalten. Vielleicht hätte er seinen Kopf noch gepudert, wenn er nicht ohnedies schon grau gewesen wäre. Und doch war er nichts weniger als ein „Erzpatriot" und ein Anhänger der alten Staatsform. Vor zehn und fünfzehn Jahren, in der Zeit der ärgsten Jakobiner-Riecherei, hatte er sogar für verdächtig gegolten und war von Spitzeln umlauert gewesen. Ihm bedeuteten auch Zopf und Puder nicht das Veraltete und Überlebte, und der Frack, den er trug, war für ihn nicht derselbe Frack, in dem jetzt jeder wohlgesetzte Bürger einherging; er war ihm das Kleidungsstück, in dem bei der ersten Notablen-

versammlung der dritte Stand erschienen war, um seine widersetzliche Gesinnung zum Ausdruck zu bringen. So versuchte er in seiner äußeren Erscheinung die Zeit der schönen Hoffnungen festzuhalten, denen keine Erfüllung beschieden gewesen war; denn die Revolution hatte auch ihn enttäuscht. Aber es gelang ihm nur unzulänglich, wie ein vor-revolutionärer Freisinniger auszusehen. Denn die Tracht der damaligen Stürmer war inzwischen zur Kleidung der Wohlgesinnten geworden. Diese Wahrnehmung schmerzte ihn, weil sie die alte Erfahrung bestätigte, daß so oft nur das äußere Umundauf, mit dem neue Ideen ins Leben treten, sich durchsetzt, während ihr Kern verloren geht. Das also war das Ergebnis der großen Umwälzung: der Frack mit Stulpstiefeln oder langen Hosen! Die Külotte und die Strümpfe waren unterlegen, aber die Tyrannei war siegreich geblieben auf allen Linien!

Und so sah er, wohin er blickte, nichts als Enttäuschungen und Enttäuschungen. Sein ganzes Leben war eine einzige, ununterbrochene, lange Enttäuschung.

Langsam und auf seinen Stock gestützt, schon ein alter, gebrochener Mann, obgleich er wohl an die zwanzig Jahre jünger sein mochte als sein Freund, der Salzküfel, entfernte er sich durch den Hof, um in sein Haus hinüberzugehen. Dort warteten auf ihn seine Bücher. In ihrer Mitte allein gelang es ihm noch, zu vergessen und zu hoffen.

* *
*

Wettl und Melcher gingen miteinander in den Garten. Der Melcher hatte sichs bequem gemacht und Helm und Pallasch in dem ebenerdigen Gelasse abgelegt, wo seine Mutter wohnte. Es führten gleicher Erde viele Türen in den Hof heraus. In einer von den kleinen Wohnungen wohnte die

Kaslmeck, in einer anderen, die nur ein großes Zimmer war, der Schlickerl, der auch dort webte. In einer dritten, die auch nur ein Zimmer war, aber ein ganz kleines, der Werksgeselle Vincenz, der die Schlacht bei Austerlitz mitgemacht hatte und seinen Namen kurrent und latein schreiben konnte. In einer vierten die Roslini. Und dann blieben noch immer ein paar Gelasse übrig, die zu untergeordneten Arbeiten der Fabrikation verwendet wurden, und ein großes Zimmer, in dem einige Lehrbuben und Halbgesellen schlafen konnten. Die eigentliche Fabrik, die aus einem Saale für die Spulmaschinen und Schweifrahmen und aus zwei Sälen für die Webstühle bestand, lag im Stockwerk.

„Die alte, liebe Musik da!“ sagte Melcher. „Wie oft hab' ich mich danach gesehnt und mir gedacht: wenn ich nur wieder einmal könnt' die Webstühl' im Guguckshaus klappern hören und die Spatzen im Guguckgarten räsonnieren!“

„Bist du eigentlich gern dazu gegangen — zu den Soldaten, mein' ich?“ fragte Wettl.

„Gern? Wie man es nimmt. Ein Zeitl hätt' ich schon noch lieber gewartet. Aber gefragt haben sie mich nicht. Freigesprochen wär' ich halt vorher noch gerne worden. Na, da hab' ich aber dann den Streich gemacht mit dem zuwidern Menschen, dem Gesellen Schnaus. Die Fräule wird sich ja noch an den großen Verdruß erinnern, den es damals gegeben hat?“

„Sag doch nicht alleweil Sie und Fräule zu mir. Wo wir alte Spielkameraden gewesen sind, bleiben wir schon einmal bei unserm freundlichen Du. Magst nicht?“

„Na, wenn die Fräule erlauben tut —“, sagte Melcher strahlend.

„Also, wie ist denn das gewesen mit dem Schnaus?“

„Ist er noch alleweil da?“ fragte Melcher.

„Ja, der Herr Vater sagt, daß er ein sehr verläßlicher Arbeiter ist."

„Ich hab' ihn halt nicht leiden können. Weil er mir aufsässig war, und weil er immer ein Gesicht gemacht hat, als ob ihm die Händeln das Brot weggegessen hätten. Also, und da hab' ich in der Nacht einmal alle Litzen aus seiner Kette herausgelöst und hab' neue Augen eingeknüpft und immer die falschen Kettfäden durch die falschen Augen an die falschen Litzen angebunden. Es ist sehr mühsam gewesen!"

„Das war aber eine rechte Bosheit!" sagte Wettl.

„Und wie also der Schnaus am andern Morgen zu weben anfängt und, ohne etwas zu denken, seine Schemel in Bewegung setzt, da haben natürlich seine Schäfte immer die falschen Fäden aufgehoben; aber der Sprung war schön und glatt, alles scheinbar in schönster Ordnung, und so schießt er halt ganz gemütlich ein und webt ruhig weiter an seinem Stück und ist ganz zufrieden dabei. Erst wie er schon ein Endstrumm gewebt hat, ist es ihm aufgefallen, was auf einmal da für ein sonderbarer Dessin anfängt. Da war er ganz dertattert und hat nur so geschaut und hat nicht gewußt, ob er ein Manndl oder Weibel ist."

Er konnte sich nicht mehr bemeistern und lachte heraus.

„Was der da für ein Gesicht gemacht hat, der Schnaus!" rief er, sich unbändig freuend. „Erst nach und nach ist er wieder zu sich gekommen und hat endlich doch daran glauben müssen, daß er nicht träumt, und daß da wirklich etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen ist. No, da ist also jetzt der Sturm losgebrochen. Es war aber auch zum Verrücktwerden, wie der Stoff ausgeschaut hat! Als ob ein Tollwütiger zum Spaß einmal das Weben probiert hätte, so ein Durcheinander war darin."

„Und da lacht er auch noch darüber!" sagte Wettl an sich haltend.

„Weil halt dieser Schnaus gar so ein Grantian gewesen ist!"

Aber Wettl war es gelungen, eine strenge Miene aufzusetzen.

„Heute wenigstens," sagte sie verweisend, „wo er des Kaisers Rock trägt, sollt' er an einem so schlimmen Stückel keine Freud' mehr haben!"

Er bändigte schnell seine Heiterkeit.

„Ist schon wahr, ganz recht hat die Fräule — ich sag' halt wieder Fräule, denn mit dem Dusagen wird es jetzt eh' nichts mehr sein dürfen."

„No ja, wenn ein erwachsener Mensch in schneeweißem Reiterfrack mit schönen grasgrünen Aufschlägen sich über so ein Bubenstückl freut!" sagte Wettl ernst.

Aber indem sie sich das vertrackte Gewebe und Schnausens Verblüffung vorstellte, wandelte sie selbst ein verstohlenes Lachen an.

„Also beim Dusagen bleiben wir jetzt schon," meinte sie wieder etwas nachsichtiger: „weil wir es doch einmal nicht anders gewöhnt sind."

„Damals bin ich halt noch kein Kronprinzen-Kürassier gewesen," entschuldigte sich Melcher. „Nichts als ein ganz gewöhnlicher Latzenzieherbub. Und die Straf' für meinen Übermut ist eh' nicht ausgeblieben. Denn seither hat der Herr Meister nicht mehr sonderlich viel auf mich gehalten. Und wie die Reih' an mich gekommen ist mit der Gesellenprob', da hat er seine Sach' genauer genommen als bei manchem anderen. An einem Harnischstuhl hab' ich das Geschirr einrichten sollen. Wenn ich's getroffen hätt', so hätt' er mich freigesprochen. Aber unter den hundert und hundert Lückerln, die so ein Harnisch hat, grad immer das richtige Loch herauszufinden, das ist gar nicht so leicht. Und erst die Rahmenkorden! Das Donnerwetter muß an diesem Tag in sie gefahren sein, daß sie wie verhext waren. Wie länger ich daran herumgeknüpft hab', wie krauser haben die Fäden sich

vernetzt. Und schließlich hat mir der Meister eine Dachtel gegeben, aber keinen Gesellenbrief."

„Schad' ist es," sagte das junge Mädchen teilnehmend. „Aber der Herr Vater wird schon gewußt haben, warum er es tut."

„Na ja," machte Melcher trübselig. „Verdient hab' ich es schon — im ganzen. Aber gerade das eine Mal — da kann einem leicht ein Malheur passieren, wenn die Litzen und Korden und Branchen halt durchaus nicht wollen. Denn der Handzugstuhl, das ist schon die höhere Wissenschaft, das gehört schon mehr in den Hofkriegsrat als zum gewöhnlichen Dienst, den die Regimenter und Schwadronen machen. Und gerade der Harnischstuhl ist der schwerste, den hab' ich immer am wenigsten mögen. Sonst — was die andern verstehn, das versteh' ich just auch noch. Denn wenn ich mich nicht — bei der Fußarbeit wenigstens — gut auskennen tät, so hätt' ich nicht dem Schnaus seine Kette falsch einknüpfen können, ohne daß dabei, wie sich das Fach gebildet hat, das geringste zu bemerken gewesen ist. Schon daraufhin allein hätt' der Meister mich freisprechen können — wenn es halt nicht so eine Spitzbüberei gewesen wär'."

Er seufzte.

„Es ist einmal so im Leben; es wird nicht nur darauf geschaut, wie man etwas macht, es wird auch darauf geschaut, warum man es macht."

Sie waren langsam den Kiesweg entlang gegangen, der zwischen den schon herbstlichen Gebüschen hinführte. Der Garten lag zwar etwas eingeschlossen zwischen Hinterhäusern und Feuermauern, war aber für einen Stadtgarten sonst gar nicht so klein und sah noch größer aus, als er war, weil er auf der einen Seite an den noch geräumigeren Garten des Hauses „Zur munteren Tyrolerin" grenzte und dahinter noch mehrere andere Hausgärten sich anschlossen, bis zum Turm der Laurenzikirche hinüber. Von dem nachbarlichen „Tyrolergarten", wie er kurz-

weg genannt wurde, trennte ihn zwar eine ansehnlich hohe Gartenmauer, aber die Bäume ließen es sich nicht nehmen, einander über die Mauer hinweg die Hände zu reichen, und die Düfte der Rosen und Linden schwebten zur Sommerszeit, wann eben die Rosen und die Linden blühen und duften, herüber und hinüber, auf den Flügeln des Abendwindes. Jetzt waren die Tage des Sommers dahin und die süßen Düfte verweht, und der wilde Wein, der an der Stelle, wo die Gartenmauer aufhörte und die Feuermauer anfing, an einem hohen Lattengitter rankte, hatte gelbe und rote Blätter.

Wettl zupfte eines von den Blättern ab und freute sich über das herrliche Gold, das der Schöpfer hier zwischen den unscheinbaren Mauern wachsen ließ.

„Die Nüsse sind aber arg zurückgeblieben, heuer?" sagte Melcher. „Der große Baum hängt noch voll davon. Sonst haben wir um diese Zeit längst geboßt."

„Wir haben das Nußboßen dasmal ein bissel lang hinausgeschoben," sagte Wettl. „Jetzt ist es eh' recht, jetzt kannst du dann mithelfen. Ich hätt' den Herrn Vater längst daran erinnern sollen. Aber es ist mir nicht viel darum, ich hab' keine Freud' dazu."

Melcher wunderte sich.

„Sonst hast du doch immer die längste Stang' erwischt und von allen am lustigsten dreingepleschት?"

„Ich weiß nicht — dieses Dreinhauen auf die Nüsse macht mir halt keine Freud' mehr. Man schlägt immer eine Menge Laub zugleich mit herunter. Es heißt zwar, daß es den Bäumen nichts macht, aber wer kann es wissen? Mir ist doch immer, als tät' es ihnen weh. Zum Schluß ist dann ein großer Korb Nüsse da, aber auf dem Boden liegt alles voll von zerschlagenen Blättern, als ob der Feind da gehaust hätte, und der Baum schaut aus, als wär' er mit dem Vincenz bei Austerlitz gewesen. Nein, das Nußboßen find' ich nicht lustig."

„Sonst haben wir uns immer gut dabei unterhalten . . ." sagte Melcher fast enttäuscht, dem nach Art der Heimgekehrten das „Sonst" und „Einst" die Gegenwart verdrängte.

„In dem Punkt bin ich halt ein bissel anders geworden," sagte Wettl.

Sie schwiegen. Das Rasseln des Webergeschirrs und das Klappern der Tritte klang aus den Häusern herüber, immer gleich, immer bedächtig und stetig, und im wilden Wein an der Feuermauer zwitscherten die Sperlinge. Das junge Mädchen hob ihre Augen und schaute in den Himmel hinauf, der zwischen den von der Abendsonne angeglühten Dächern ganz tiefblau erschien wie der Himmel ferner, südlicher Länder, wo es ganz andere Menschen gab und ganz andere Bäume und Vögel und ein weites, unbegrenztes Meer . . .

„Wir werden immer und immer ein bissel anders," sagte Melcher schonend. „In jeder Woche schon beinah', und jetzt erst in einem Jahr und gar in zwei und in drei Jahren!" . . .

Sie gingen weiter und kamen an der Bank vorüber, wo der Großvater und Tollrian am Feierabend manchmal zu sitzen pflegten, während der guten Jahreszeit.

„Sitzen sie noch alleweil da?" fragte Melcher.

„Freilich, genau so wie in der Zeit, wo der Schackerl noch — gelebt hat, hätt' ich beinah' gesagt. Genau so wie in der Zeit, wo der Schackerl noch da war."

„Und vom Schackerl hat man nie mehr etwas gehört?"

„Nie mehr, nicht ein Wort!"

„Das müssen jetzt auch schon" — er sann nach; „gegen drei Jahre sein?"

„Beinah' so viel," sagte Wettl. „Ich mein' immer, er ist mit den Franzosen davon."

In Melcher woben die Erinnerungen.

„Weißt du noch, wie er uns angelernt hat, Revolution spielen? Das Salettl das waren die Tuilerien. . . . Ja richtig, das Salettl! Ist es denn auch noch da?“

Sie führte ihn hin. Die Büsche waren groß geworden und versteckten es fast. Es war ein bescheidenes hölzernes Lusthäuschen, mit Birkenrinde verkleidet, das im ganzen Guguckshaus nicht anders als das Salettl genannt wurde.

Sie traten ein und setzten sich auf die Bank.

„Hier hast du immer deine Docke gehabt — weißt noch? Wie die Mutter noch gelebt hat. . . . Nicht größer als so,“ er zeigte es mit der Hand, „bist du damals gewesen. Die Docke hat Franzl geheißen und war eigentlich ein Stiefelknecht. Aber das hat nichts gemacht. Dafür war sie schön eingefatscht wie ein richtiges Wickelkind, und gerade weil das arme Hascherl nur ein alter, armseliger Stiefelknecht gewesen ist, so hat es Mutterlieb' und Muttertreu' doppelt notwendig gebraucht. Dort im Winkel hab' ich dir immer müssen eine Grube in den Sand graben, das war die Wiege. Die ist dann mit abgerissenem Gras und Tausendschön ausgepolstert worden, und dann hast du den Franzl hineingelegt, vorsichtig und leise, damit er nicht aufwacht.“

Wettl lachte.

„Wie schön du das alles zu erzählen weißt!“ . . .

Sie erinnerte sich jetzt dunkel an all diese kleinen Begebenheiten, die wie aus weiter Ferne zu ihr herübergrüßten. Es kam ihr wie eine endlose Zeit vor, daß sie den Melcher kannte. Eigentlich kannte sie ihn, solange sie denken konnte. . . .

Und er war ja auch wie sie im Hause aufgewachsen und schon Lehrbub und Latzenzieher im „Blauen Guguck“ gewesen um die Zeit, da dem Meister Rebach seine Ehefrau noch lebte und die Wettl noch keine drei Käse hoch war und ihr Haar, das damals hell wie Rohseide war, noch von der Stirn bis in den

Nacken glatt gescheitelt und in zwei kurze, dicke Schwänzchen geflochten trug.

„Später dann ... wie die Mutter gestorben war" — wollte er sagen; aber er unterdrückte es. „Später dann," sagte er, „hast du nicht mehr mit Docken gespielt. Da warst du immer mit uns Buben. Eine rechte Plag' hab' ich mit dir gehabt! Weil ich nämlich immer hätt' sollen auf dich achtgeben."

Dem Melcher war es aufs Herz gebunden gewesen, auf die Wettl zu passen. Aber sie anerkannte ihn nur als Latzenzieher, nicht als Kinderfrau. Überhaupt, auf die Wettl passen — das wäre damals schon ein hartes Stück Arbeit gewesen. Die Rädelsführerin war sie, die Wildeste und Ausgelassenste, die kühnste Baumkraxlerin, die flinkste Läuferin, beim Versteckenspielen die erfindungsreichste Entdeckerin verborgener Schlupfwinkel und beim Räuberspielen der Hauptmann. Übermäßig zimper war es nicht zugegangen unter der Kinderschar, die im blauen Guguckŝgarten spielte, und die Schutzengel hatten alle Hände voll zu tun. In einer Ecke an der Mauer hatte ein Haufen Kieselsteine gelegen, der von der Pflasterung des Rinnsals übrig geblieben war. Eine besondere Nummer war es, sich gegenseitig damit zu bombardieren. Das flog nur so, und blaue Flecken und mächtige Beulen gab es genug, aber was tat's weiter? Die Köpfe waren hart, die Gemüter nicht wehleidig, und Flennen galt für eine Schande. Zum Glück nahmen die Schutzengel ihr Amt nicht auf die leichte Achsel. ...

„Ein recht wildes Bubenmädel muß ich einmal gewesen sein ..." sagte Wettl halb beschämt. „Aber die Fany war vielleicht noch ärger, wiewohl daß sie um vierthalb Jahr' älter ist als ich."

„Keck war die!" sagte Melcher streng. „Und wenn man sich dann gewehrt hat, hat sie geheult, oder gar gepetzt."

„Ihr Bengels seid aber auch manchmal recht grob

gewesen. Der Schackerl, das war vielleicht der einzige, der nie grob war."

„Aber sonst ein Hauptsozius!" rief Melcher in Erinnerungen schwelgend. „Weißt du noch, wie er die Revolution gemacht hat? Der Woitech-Pepi, der hat der König sein dürfen, der hat geglaubt, weiß Gott, wer er ist. Da auf der Bank ist er gesessen, das war sein Thron, und das Salettl, das waren die Tuilerien. Und noch einer, ich weiß nicht mehr wer, der dicke Wendelin, scheint's mir, der war seine Schweizergard'. Und wir andern, also der Schackerl und du und ich und der Lebold aus dem Schrollhaus und die Fany und die Mali aus dem Tyrolergarten und noch ein paar, wir sind hinters Gebüsch und haben beschlossen, daß wir die Jakobiner sind, und haben uns mit Gartengeschirren und Blumenstaberln bewaffnet. Und dann mit einem Mordsgeheul hervor und mit den Stöcken auf die Töpfe geschlagen und halt die Tuilerien gestürmt. Der Woitech-Pepi" — er brach in ein fröhliches Lachen aus — „der hat wirklich gerert, wie wir ihn guillotiniert haben. Und mit aufgehobenen Händen hat er um Schonung gebeten. — No ja," schloß er, „der Schackerl hat aber auch das Verhör und das alles viel zu natürlich gemacht."

„Ja, und Reden hat er geführt, sogar gegen unsern Kaiser und so wie einer von den richtigen Jakobinern, die sich um die Zeit oder noch früher ja auch in Wien herumgetrieben haben sollen. Ich kann mich noch erinnern, wie dann der Lebold sich ins Mittel gelegt und gesagt hat: Weißt, das war ein Spiel und nicht ein Ernst. Und wer im Ernst gegen einen König oder gar gegen unsern Kaiser etwas sagt, der beleidigt Gott! Und darauf hat der Schackerl gesagt: Ihr wißt es nicht, weil ihr überhaupt nichts wißt, aber es gibt gar keinen Gott!"

„Ja, so war es," sagte Melcher sich entsinnend; „und darauf hat die Revolution gerade so ein End'

genommen wie in der Wirklichkeit, daß die Revolutionsmänner selbst über einander hergefallen sind. Denn der Lebold hat dann den Schackerl gepackt und hat ihn ordentlich gehaut, wiewohl daß er der Zärtere und Schwächere gewesen ist. — Wie geht es denn dem Lebold eigentlich? Seht ihr euch öfter?"

Wettl hielt noch immer das wilde Weinblatt in der Hand und begann jetzt mit den Fingern das zarte, seidenweiche Gold zwischen den Blattrippen herauszuschälen.

„Nicht gar oft," sagte sie. „Auf Assamblees komm' ich noch nicht viel, auf Tänz' schon gar nicht, na, und Räuber und Versteckerl spielen können wir doch nicht mehr miteinander. Hie und da, daß man sich zufällig begegnet . . . Er ist mehr ernst und still geworden, der Lebold. . . ."

„Ich will ihn nachher heimsuchen," sagte Melcher.

„Da wird er sich sicher freuen," meinte sie.

Sie warf die freigelegten Blattrippen fort, es tat ihr leid, sie ihrer Schönheit entkleidet zu haben.

„Dem Schackerl ist damals recht geschehen," sagte sie ablenkend. „Sonst wär' gut mit ihm auszukommen gewesen. Aber der Herr Tollrian hat ihn halt verzogen, sagt der Herr Vater immer. Schad' ist es um ihn."

„Wie hat denn eigentlich der Herr Göd es ertragen?" fragte Melcher. „Nimmt er sich's stark zu Herzen?"

Wettl sprang auf, klatschte in die Hände und machte: „Gsch, gsch! Gsch, gsch!"

Melcher sprang auch auf und half ihr. Wenn er in die Hände klatschte, so gab es schon mehr aus.

„Gsch, gsch! Gsch, gsch!" machten sie gemeinsam.

Der Erfolg war ein befriedigender. Sie konnten sich wieder auf die Bank setzen.

„Ist noch alleweil die alte Katzenhetz'?" fragte Melcher.

„Halt dem armen Großvater zulieb," sagte Wettl,

Kaplanek, in einer anderen, die nur ein großes Zimmer war, der Salzküfel, der auch dort webte. In einer dritten, die auch nur ein Zimmer war, aber ein ganz kleines, der Werksgeselle Vincenz, der die Schlacht bei Austerlitz mitgemacht hatte und seinen Namen kurrent und latein schreiben konnte. In einer vierten die Roslini. Und dann blieben noch immer ein paar Gelasse übrig, die zu untergeordneten Arbeiten der Fabrikation verwendet wurden, und ein großes Zimmer, in dem einige Lehrbuben und Halbgesellen schlafen konnten. Die eigentliche Fabrik, die aus einem Saale für die Spulmaschinen und Schweifrahmen und aus zwei Sälen für die Webstühle bestand, lag im Stockwerk.

„Die alte, liebe Musik da!" sagte Melcher. „Wie oft hab' ich mich danach gesehnt und mir gedacht: wenn ich nur wieder einmal könnt' die Webstühl' im Guguckshaus klappern hören und die Spatzen im Guguckgarten räsonnieren!"

„Bist du eigentlich gern dazu gegangen — zu den Soldaten, mein' ich?" fragte Wettl.

„Gern? Wie man es nimmt. Ein Zeitl hätt' ich schon noch lieber gewartet. Aber gefragt haben sie mich nicht. Freigesprochen wär' ich halt vorher noch gerne worden. Na, da hab' ich aber dann den Streich gemacht mit dem zuwidern Menschen, dem Gesellen Schnaus. Die Fräule wird sich ja noch an den großen Verdruß erinnern, den es damals gegeben hat?"

„Sag doch nicht alleweil Sie und Fräule zu mir. Wo wir alte Spielkameraden gewesen sind, bleiben wir schon einmal bei unserm freundlichen Du. Magst nicht?"

„Na, wenn die Fräule erlauben tut —", sagte Melcher strahlend.

„Also, wie ist denn das gewesen mit dem Schnaus?"

„Ist er noch alleweil da?" fragte Melcher.

„Ja, der Herr Vater sagt, daß er ein sehr verläßlicher Arbeiter ist.“

„Ich hab' ihn halt nicht leiden können. Weil er mir aufsässig war, und weil er immer ein Gesicht gemacht hat, als ob ihm die Händeln das Brot weggegessen hätten. Also, und da hab' ich in der Nacht einmal alle Litzen aus seiner Kette herausgelöst und hab' neue Augen eingeknüpft und immer die falschen Kettfäden durch die falschen Augen an die falschen Litzen angebunden. Es ist sehr mühsam gewesen!“

„Das war aber eine rechte Bosheit!“ sagte Wettl.

„Und wie also der Schnaus am andern Morgen zu weben anfängt und, ohne etwas zu denken, seine Schemel in Bewegung setzt, da haben natürlich seine Schäfte immer die falschen Fäden aufgehoben; aber der Sprung war schön und glatt, alles scheinbar in schönster Ordnung, und so schießt er halt ganz gemütlich ein und webt ruhig weiter an seinem Stück und ist ganz zufrieden dabei. Erst wie er schon ein Endstrumm gewebt hat, ist es ihm aufgefallen, was auf einmal da für ein sonderbarer Dessin anfängt. Da war er ganz dertattert und hat nur so geschaut und hat nicht gewußt, ob er ein Manndl oder Weibel ist.“

Er konnte sich nicht mehr bemeistern und lachte heraus.

„Was der da für ein Gesicht gemacht hat, der Schnaus!“ rief er, sich unbändig freuend. „Erst nach und nach ist er wieder zu sich gekommen und hat endlich doch daran glauben müssen, daß er nicht träumt, und daß da wirklich etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen ist. No, da ist also jetzt der Sturm losgebrochen. Es war aber auch zum Verrücktwerden, wie der Stoff ausgeschaut hat! Als ob ein Tollwütiger zum Spaß einmal das Weben probiert hätte, so ein Durcheinander war darin.“

„Und da lacht er auch noch darüber!“ sagte Wettl an sich haltend.

„Weil halt dieser Schnaus gar so ein Grantian gewesen ist!“

Aber Wettl war es gelungen, eine strenge Miene aufzusetzen.

„Heute wenigstens,“ sagte sie verweisend, „wo er des Kaisers Rock trägt, sollt' er an einem so schlimmen Stückel keine Freud' mehr haben!“

Er bändigte schnell seine Heiterkeit.

„Ist schon wahr, ganz recht hat die Fräule — ich sag' halt wieder Fräule, denn mit dem Dusagen wird es jetzt eh' nichts mehr sein dürfen.“

„No ja, wenn ein erwachsener Mensch in schneeweißem Reiterfrack mit schönen grasgrünen Aufschlägen sich über so ein Bubenstückl freut!“ sagte Wettl ernst.

Aber indem sie sich das vertrackte Gewebe und Schnausens Verblüffung vorstellte, wandelte sie selbst ein verstohlenes Lachen an.

„Also beim Dusagen bleiben wir jetzt schon,“ meinte sie wieder etwas nachsichtiger: „weil wir es doch einmal nicht anders gewöhnt sind.“

„Damals bin ich halt noch kein Kronprinzen-Kürassier gewesen,“ entschuldigte sich Melcher. „Nichts als ein ganz gewöhnlicher Latzenzieherbub. Und die Straf' für meinen Übermut ist eh' nicht ausgeblieben. Denn seither hat der Herr Meister nicht mehr sonderlich viel auf mich gehalten. Und wie die Reih' an mich gekommen ist mit der Gesellenprob', da hat er seine Sach' genauer genommen als bei manchem anderen. An einem Harnischstuhl hab' ich das Geschirr einrichten sollen. Wenn ich's getroffen hätt', so hätt' er mich freigesprochen. Aber unter den hundert und hundert Lückerln, die so ein Harnisch hat, grad immer das richtige Loch herauszufinden, das ist gar nicht so leicht. Und erst die Rahmenkorden! Das Donnerwetter muß an diesem Tag in sie gefahren sein, daß sie wie verhext waren. Wie länger ich daran herumgeknüpft hab', wie krauser haben die Fäden sich

vernetzt. Und schließlich hat mir der Meister eine Dachtel gegeben, aber keinen Gesellenbrief."

„Schad' ist es," sagte das junge Mädchen teilnehmend. „Aber der Herr Vater wird schon gewußt haben, warum er es tut."

„Na ja," machte Melcher trübselig. „Verdient hab' ich es schon — im ganzen. Aber gerade das eine Mal — da kann einem leicht ein Malheur passieren, wenn die Litzen und Korden und Branchen halt durchaus nicht wollen. Denn der Handzugstuhl, das ist schon die höhere Wissenschaft, das gehört schon mehr in den Hofkriegsrat als zum gewöhnlichen Dienst, den die Regimenter und Schwadronen machen. Und gerade der Harnischstuhl ist der schwerste, den hab' ich immer am wenigsten mögen. Sonst — was die andern verstehn, das versteh' ich just auch noch. Denn wenn ich mich nicht — bei der Fußarbeit wenigstens — gut auskennen tät, so hätt' ich nicht dem Schnaus seine Kette falsch einknüpfen können, ohne daß dabei, wie sich das Fach gebildet hat, das geringste zu bemerken gewesen ist. Schon daraufhin allein hätt' der Meister mich freisprechen können — wenn es halt nicht so eine Spitzbüberei gewesen wär'."

Er seufzte.

„Es ist einmal so im Leben; es wird nicht nur darauf geschaut, wie man etwas macht, es wird auch darauf geschaut, warum man es macht."

Sie waren langsam den Kiesweg entlang gegangen, der zwischen den schon herbstlichen Gebüschen hinführte. Der Garten lag zwar etwas eingeschlossen zwischen Hinterhäusern und Feuermauern, war aber für einen Stadtgarten sonst gar nicht so klein und sah noch größer aus, als er war, weil er auf der einen Seite an den noch geräumigeren Garten des Hauses „Zur munteren Tyrolerin" grenzte und dahinter noch mehrere andere Hausgärten sich anschlossen, bis zum Turm der Laurenzikirche hinüber. Von dem nachbarlichen „Tyrolergarten", wie er kurz-

weg genannt wurde, trennte ihn zwar eine ansehnlich hohe Gartenmauer, aber die Bäume ließen es sich nicht nehmen, einander über die Mauer hinweg die Hände zu reichen, und die Düfte der Rosen und Linden schwebten zur Sommerszeit, wann eben die Rosen und die Linden blühen und duften, herüber und hinüber, auf den Flügeln des Abendwindes. Jetzt waren die Tage des Sommers dahin und die süßen Düfte verweht, und der wilde Wein, der an der Stelle, wo die Gartenmauer aufhörte und die Feuermauer anfing, an einem hohen Lattengitter rankte, hatte gelbe und rote Blätter.

Wettl zupfte eines von den Blättern ab und freute sich über das herrliche Gold, das der Schöpfer hier zwischen den unscheinbaren Mauern wachsen ließ.

„Die Nüsse sind aber arg zurückgeblieben, heuer?“ sagte Melcher. „Der große Baum hängt noch voll davon. Sonst haben wir um diese Zeit längst geboßt.“

„Wir haben das Nußboßen dasmal ein bissel lang hinausgeschoben,“ sagte Wettl. „Jetzt ist es eh' recht, jetzt kannst du dann mithelfen. Ich hätt' den Herrn Vater längst daran erinnern sollen. Aber es ist mir nicht viel darum, ich hab' keine Freud' dazu.“

Melcher wunderte sich.

„Sonst hast du doch immer die längste Stang' erwischt und von allen am lustigsten dreingepleſcht?“

„Ich weiß nicht — dieses Dreinhauen auf die Nüsse macht mir halt keine Freud' mehr. Man schlägt immer eine Menge Laub zugleich mit herunter. Es heißt zwar, daß es den Bäumen nichts macht, aber wer kann es wissen? Mir ist doch immer, als tät' es ihnen weh. Zum Schluß ist dann ein großer Korb Nüsse da, aber auf dem Boden liegt alles voll von zerschlagenen Blättern, als ob der Feind da gehaust hätte, und der Baum schaut aus, als wär' er mit dem Vincenz bei Austerlitz gewesen. Nein, das Nußboßen find' ich nicht lustig.“

„Sonst haben wir uns immer gut dabei unterhalten . . .“ sagte Melcher fast enttäuscht, dem nach Art der Heimgekehrten das „Sonst“ und „Einst“ die Gegenwart verdrängte.

„In dem Punkt bin ich halt ein bissel anders geworden,“ sagte Wettl.

Sie schwiegen. Das Rasseln des Webergeschirrs und das Klappern der Tritte klang aus den Häusern herüber, immer gleich, immer bedächtig und stetig, und im wilden Wein an der Feuermauer zwitscherten die Sperlinge. Das junge Mädchen hob ihre Augen und schaute in den Himmel hinauf, der zwischen den von der Abendsonne angeglühten Dächern ganz tiefblau erschien wie der Himmel ferner, südlicher Länder, wo es ganz andere Menschen gab und ganz andere Bäume und Vögel und ein weites, unbegrenztes Meer . . .

„Wir werden immer und immer ein bissel anders,“ sagte Melcher schonend. „In jeder Woche schon beinah', und jetzt erst in einem Jahr und gar in zwei und in drei Jahren!“ . . .

Sie gingen weiter und kamen an der Bank vorüber, wo der Großvater und Tollrian am Feierabend manchmal zu sitzen pflegten, während der guten Jahreszeit.

„Sitzen sie noch alleweil da?“ fragte Melcher.

„Freilich, genau so wie in der Zeit, wo der Schackerl noch — gelebt hat, hätt' ich beinah' gesagt. Genau so wie in der Zeit, wo der Schackerl noch da war.“

„Und vom Schackerl hat man nie mehr etwas gehört?“

„Nie mehr, nicht ein Wort!“

„Das müssen jetzt auch schon“ — er sann nach; „gegen drei Jahre sein?“

„Beinah' so viel,“ sagte Wettl. „Ich mein' immer, er ist mit den Franzosen davon.“

In Melcher woben die Erinnerungen.

„Weißt du noch, wie er uns angelernt hat, Revolution spielen? Das Salettl das waren die Tuilerien. . . . Ja richtig, das Salettl! Ist es denn auch noch da?“

Sie führte ihn hin. Die Büsche waren groß geworden und versteckten es fast. Es war ein bescheidenes hölzernes Lusthäuschen, mit Birkenrinde verkleidet, das im ganzen Guguckshaus nicht anders als das Salettl genannt wurde.

Sie traten ein und setzten sich auf die Bank.

„Hier hast du immer deine Docke gehabt — weißt noch? Wie die Mutter noch gelebt hat. . . . Nicht größer als so,“ er zeigte es mit der Hand, „bist du damals gewesen. Die Docke hat Franzl geheißen und war eigentlich ein Stiefelknecht. Aber das hat nichts gemacht. Dafür war sie schön eingefatscht wie ein richtiges Wickelkind, und gerade weil das arme Hascherl nur ein alter, armseliger Stiefelknecht gewesen ist, so hat es Mutterlieb' und Muttertreu' doppelt notwendig gebraucht. Dort im Winkel hab' ich dir immer müssen eine Grube in den Sand graben, das war die Wiege. Die ist dann mit abgerissenem Gras und Tausendschön ausgepolstert worden, und dann hast du den Franzl hineingelegt, vorsichtig und leise, damit er nicht aufwacht.“

Wettl lachte.

„Wie schön du das alles zu erzählen weißt!“ . . .

Sie erinnerte sich jetzt dunkel an all diese kleinen Begebenheiten, die wie aus weiter Ferne zu ihr herübergrüßten. Es kam ihr wie eine endlose Zeit vor, daß sie den Melcher kannte. Eigentlich kannte sie ihn, solange sie denken konnte. . . .

Und er war ja auch wie sie im Hause aufgewachsen und schon Lehrbub und Latzenzieher im „Blauen Guguck“ gewesen um die Zeit, da dem Meister Kebach seine Ehefrau noch lebte und die Wettl noch keine drei Käse hoch war und ihr Haar, das damals hell wie Rohseide war, noch von der Stirn bis in den

Nacken glatt gescheitelt und in zwei kurze, dicke Schwänzchen geflochten trug.

„Später dann ... wie die Mutter gestorben war" — wollte er sagen; aber er unterdrückte es. „Später dann," sagte er, „hast du nicht mehr mit Docken gespielt. Da warst du immer mit uns Buben. Eine rechte Plag' hab' ich mit dir gehabt! Weil ich nämlich immer hätt' sollen auf dich achtgeben."

Dem Melcher war es aufs Herz gebunden gewesen, auf die Wettl zu passen. Aber sie anerkannte ihn nur als Latzenzieher, nicht als Kinderfrau. Überhaupt, auf die Wettl passen — das wäre damals schon ein hartes Stück Arbeit gewesen. Die Rädelsführerin war sie, die Wildeste und Ausgelassenste, die kühnste Baumkraxlerin, die flinkste Läuferin, beim Versteckenspielen die erfindungsreichste Entdeckerin verborgener Schlupfwinkel und beim Räuberspielen der Hauptmann. Übermäßig zimper war es nicht zugegangen unter der Kinderschar, die im blauen Guguckgarten spielte, und die Schutzengel hatten alle Hände voll zu tun. In einer Ecke an der Mauer hatte ein Haufen Kieselsteine gelegen, der von der Pflasterung des Rinnsals übrig geblieben war. Eine besondere Nummer war es, sich gegenseitig damit zu bombardieren. Das flog nur so, und blaue Flecken und mächtige Beulen gab es genug, aber was tat's weiter? Die Köpfe waren hart, die Gemüter nicht wehleidig, und Flennen galt für eine Schande. Zum Glück nahmen die Schutzengel ihr Amt nicht auf die leichte Achsel. . . .

„Ein recht wildes Bubenmädel muß ich einmal gewesen sein . . ." sagte Wettl halb beschämt. „Aber die Fany war vielleicht noch ärger, wiewohl daß sie um vierthalb Jahr' älter ist als ich."

„Keck war die!" sagte Melcher streng. „Und wenn man sich dann gewehrt hat, hat sie geheult, oder gar gepetzt."

„Ihr Bengels seid aber auch manchmal recht grob

gewesen. Der Schackerl, das war vielleicht der einzige, der nie grob war."

„Aber sonst ein Hauptsozius!" rief Melcher in Erinnerungen schwelgend. „Weißt du noch, wie er die Revolution gemacht hat? Der Woitech-Pepi, der hat der König sein dürfen, der hat geglaubt, weiß Gott, wer er ist. Da auf der Bank ist er gesessen, das war sein Thron, und das Salettl, das waren die Tuilerien. Und noch einer, ich weiß nicht mehr wer, der dicke Wendelin, scheint's mir, der war seine Schweizergard'. Und wir andern, also der Schackerl und du und ich und der Lebold aus dem Schrollhaus und die Fany und die Mali aus dem Tyrolergarten und noch ein paar, wir sind hinters Gebüsch und haben beschlossen, daß wir die Jakobiner sind, und haben uns mit Gartengeschirren und Blumenstaberln bewaffnet. Und dann mit einem Mordsgeheul hervor und mit den Stöcken auf die Töpfe geschlagen und halt die Tuilerien gestürmt. Der Woitech-Pepi" — er brach in ein fröhliches Lachen aus — „der hat wirklich gerert, wie wir ihn guillotiniert haben. Und mit aufgehobenen Händen hat er um Schonung gebeten. — No ja," schloß er, „der Schackerl hat aber auch das Verhör und das alles viel zu natürlich gemacht."

„Ja, und Reden hat er geführt, sogar gegen unsern Kaiser und so wie einer von den richtigen Jakobinern, die sich um die Zeit oder noch früher ja auch in Wien herumgetrieben haben sollen. Ich kann mich noch erinnern, wie dann der Lebold sich ins Mittel gelegt und gesagt hat: Weißt, das war ein Spiel und nicht ein Ernst. Und wer im Ernst gegen einen König oder gar gegen unsern Kaiser etwas sagt, der beleidigt Gott! Und darauf hat der Schackerl gesagt: Ihr wißt es nicht, weil ihr überhaupt nichts wißt, aber es gibt gar keinen Gott!"

„Ja, so war es," sagte Melcher sich entsinnend; „und darauf hat die Revolution gerade so ein End'

genommen wie in der Wirklichkeit, daß die Revolutionsmänner selbst über einander hergefallen sind. Denn der Lebold hat dann den Schackerl gepackt und hat ihn ordentlich gehaut, wiewohl daß er der Zärtere und Schwächere gewesen ist. — Wie geht es denn dem Lebold eigentlich? Seht ihr euch öfter?"

Wettl hielt noch immer das wilde Weinblatt in der Hand und begann jetzt mit den Fingern das zarte, seidenweiche Gold zwischen den Blattrippen herauszuschälen.

„Nicht gar oft," sagte sie. „Auf Assamblees komm' ich noch nicht viel, auf Tänz' schon gar nicht, na, und Räuber und Versteckerl spielen können wir doch nicht mehr miteinander. Hie und da, daß man sich zufällig begegnet . . . Er ist mehr ernst und still geworden, der Lebold. . . ."

„Ich will ihn nachher heimsuchen," sagte Melcher.

„Da wird er sich sicher freuen," meinte sie.

Sie warf die freigelegten Blattrippen fort, es tat ihr leid, sie ihrer Schönheit entkleidet zu haben.

„Dem Schackerl ist damals recht geschehen," sagte sie ablenkend. „Sonst wär' gut mit ihm auszukommen gewesen. Aber der Herr Tollrian hat ihn halt verzogen, sagt der Herr Vater immer. Schad' ist es um ihn."

„Wie hat denn eigentlich der Herr Göd es ertragen?" fragte Melcher. „Nimmt er sich's stark zu Herzen?"

Wettl sprang auf, klatschte in die Hände und machte: „Gsch, gsch! Gsch, gsch!"

Melcher sprang auch auf und half ihr. Wenn er in die Hände klatschte, so gab es schon mehr aus.

„Gsch, gsch! Gsch, gsch!" machten sie gemeinsam.

Der Erfolg war ein befriedigender. Sie konnten sich wieder auf die Bank setzen.

„Ist noch alleweil die alte Katzenhetz'?" fragte Melcher.

„Halt dem armen Großvater zulieb," sagte Wettl,

„sonst, wenn's auf mich ankäm' — am liebsten hätt' ich selber ein Katzerl."

„Warum kann er denn eigentlich die Katzen nicht leiden?"

„Das hat mehrere Gründe. Erstens, weil er sie überhaupt nicht leiden kann."

„Ist das auch ein Grund?" fragte Melcher.

„Freilich! Es gibt Menschen, die die Katzen halt einmal nicht vertragen."

„Das kann ich mir ganz gut vorstellen," sagte Melcher. „So wie ich halt den Gesellen Schnaus nicht ausstehen kann. Und zweitens?"

„Zweitens — aber das ist ein Geheimnis, das darfst du nicht weitersagen!"

Melcher beteuerte verschwiegen zu sein wie das Grab.

„Also! Früher, wie der Großvater noch bei der Leinenweberei gewesen ist, da hat er für das große Leinengeschäft ‚Zur Katz' gearbeitet. Da hat nun in jedes Stückl eine Katz' eingewebt werden müssen, immer ganz zum Schluß, im Eck neben dem Salband; aber eine Katz' weben, das ist nicht so leicht, das geht nicht so geschwind wie der glatte Schuß! Und immer, wenn also der Großvater geglaubt hat, er ist jetzt endlich fertig mit dem langen, langen Stück, da ist ihm auf einmal eingefallen: Richtig! Jetzt kommt erst noch das allerschlimmste, die verflixte Katz'! — Das hat er mir schon oft erzählt, wie er da immer erschrocken ist."

„Das muß auch unangenehm sein," meinte Melcher. „Schon deswegen möcht' ich kein Leinenweber sein."

„Ja, das sagt er auch. — No, und so ist er halt jedesmal fuchtig geworden über die Katz', und schließlich hat er eine wahre Wut auf alle Katzen gekriegt. Wie er aber dann zur Seidenbranche gekommen ist, da hat er es nicht mehr notwendig gehabt, eine Wut auf die Katzen zu haben, weil es bei

der Seide keine Katzen gibt; und seither tut er sie halt nur mehr verachten, hat er gesagt. Das wär also der zweite Grund."

„Und der dritte?" fragte Melcher.

„Der dritte ist der Diwrisl. Der kann natürlich auch die Katzen nicht leiden, und wenn er eine sieht, bellt er. Das macht dem Großvater auch eine Freud', aber nur, wenn die Katz' recht weit weg ist. Denn der Diwrisl ist schon ein bissel altersschwach, und wenn es einmal darauf ankäm', meint der Großvater, so ging's dem Diwrisl schlecht; denn dem Kampf mit einem starken Kater wär' der Diwrisl halt doch nicht mehr gewachsen. Und da fürcht' sich der Großvater immer, es könnt' dem Diwrisl einmal etwas geschehen. No, und deswegen scheuchen wir halt lieber die Katzen, wenn wir eine sehen, damit der arme Großvater sich nicht zu ängstigen braucht."

„Das ist schon recht," sagte Melcher. „Warum soll der alte Großvater sich ängstigen? Es gibt Mäus' genug in den Nachbarshäusern. Was brauchen sie auf unsere Spatzen zu gehn!"

Von den Dingen, die man fragen kann, hatte er nun schon viele erfragt. Und was er am liebsten gewußt hätte, konnte er doch nicht fragen. Eine Zeitlang fiel ihm nichts Wissenswertes mehr ein. Verstohlen betrachtete er Wettl von der Seite. . . . Aber wenn einer fast drei Jahre von dem Hause weggewesen ist, in dem er sonst sein ganzes Leben verbracht hat, so findet sich doch noch immer etwas Neues zum Fragen.

„Ja richtig, die Fany!" fiel es ihm ein. „Auf die hab' ich ganz vergessen! Wie geht's denn der? Sie hat ja geheiratet, hör' ich?"

„Ja, schon vor anderthalb Jahren. O, es geht ihr gut. Ein bissel gar elegant ist sie geworden."

„Hat sie reich geheiratet?"

„Sehr reich. Sie hat ja selbst auch ziemlich was gehabt. Der Herr Vater war ihr Vormund — du

weißt ja, ihr Vater und mein Herr Vater sind Geschwisterkind gewesen. Also, mein Herr Vater, der ihr Vormund war, hat ihre Sach' gut verwaltet — obzwar sie ihm's nie recht gedankt hat, denn er war streng, und sie hätt' lieber das Radel laufen lassen. No, und so hat sich ihr Vermögen vermehrt, und sie hat ihrem Mann schon etwas zugebracht. Aber die Pimperischen, die haben schon noch viel mehr, man sagt sogar, daß sie Millionäre sind. Der Pimper nämlich, vom Haus „Zum englischen Lord" in der Schottenfelder Kirchengasse, das ist ihr Mann; das heißt, der junge Pimper natürlich."

„So gibt es also auch einen Alten?"

„Ja, den Pimperonkel — wir sagen halt Onkel — sonst heißt man ihn den englischen Lord. Aussehn tut er zwar nicht so wie man sich einen englischen Lord vorstellt. Ein dicker, lebenslustiger, gemütlicher alter Herr ist er, ich hab' ihn recht gern. Und der Herr Vater hätt' ihn auch gern, aber mit seinen Geschäften ist er nicht immer ganz zufrieden."

„Und warum denn nicht?" fragte Melcher.

„Der Pimperonkel ist nämlich auch Fabrikant," erklärte Wettl, „er macht die feinen, mit Gold- und Silberblumen durchwirkten Seidenflore und Brokatelle und die reichen, fassonierten Westenstoffe. Und da sagt halt der Herr Vater, mit dem Fabrizieren allein hätt' er sich das Geld, das er hat, nicht machen können."

„Aber woher hätt' er's denn sonst genommen? Geschnipft wird er es doch nicht haben!"

„Das schon nicht," meinte Wettl; „aber der Herr Vater sagt, er negoziert."

„Er negoziert?" fragte Melcher; „und was ist denn das?"

„Das ist halt, was ein Negoziant macht."

„Und was macht denn also ein Negoziant?"

„Ein Negoziant tut negozieren," lachte Wettl. Sie suchte nach Worten.

„Ich versteh' es ja auch nicht so recht. Aber der Herr Vater sagt, wenn einer negozieren tut, das ist, wenn einer halt so Geldgeschäfte macht, daß er heut' auf einmal zehntausend Gulden gewinnt und morgen auf einmal wieder zwanzigtausend Gulden verliert. Das nennt man einen Negozierer. Und der Herr Vater sagt, wenn ein Fabrikant ein Negozierer ist, so sieht man, daß er keine rechte Treu' und kein rechtes Vertrauen zu seinen Webstühlen hat und schneller reich werden will, als sein Gewerbe es ihm gibt; und das wär' grad so, wie wenn ein Zeugmachergesell in der Lotterie spielen tät', sagt der Herr Vater, und den tät' er davonjagen."

„Also, das nennt man einen Negozierer!" sagte Melcher, der wieder etwas gelernt hatte. „Und ist der junge Pimper, der Fany ihr Mann, auch so einer, der in der Lotterie spielt?"

„Ich glaube, der ist mehr im Geschäft," meinte Wettl. „Aber seine größte Freud', kommt mir vor, ist sein Pferd."

„Da sind wir Kollegen," sagte Melcher. „Denn mir ist auch mein Pferd das liebste auf der Welt — außer der Mutter natürlich, und außer . . . dem Herrn Meister, und außer . . . noch ein paar anderen Menschen."

Er schwieg verwirrt.

„Und mir ist das liebste der Herr Vater und der Großvater — und dann die Roslini hab' ich recht gern . . ."

„Geh! die Roslini?" fragte Melcher erstaunt.

„Ja, die Roslini. Weil die immer einhergeht, als ob sie eine leise Musik hört. No, und dann meinen Kavilierstock hab' ich auch recht gern."

„Wie kann man denn einen Kavilierstock gern haben!" rief Melcher.

„Wenn du einmal Gesell bist und deinen eigenen Webstuhl hast, so wirst ihn auch gern haben."

„Ja, das glaub' ich schon, aber ein Webstuhl

ist doch etwas Lebendiges und bewegt sich und ist gescheit wie ein kluges Tier und fast wie ein Mensch. Aber ein Kavilierstock ist ein richtiger Stock. Der steht da und streckt nur immer seine zwei hölzernen, glattpolierten Arme von sich und denkt sich gar nichts dabei."

„Aber selbst kann man sich Verschiedenes dabei denken, während man die Seide kaviliert," meinte Wettl, „und so gewinnt man nach und nach auch den Stock lieb. Und wenn ich so an meinem Kavilierstock sitze und arbeite, so hab' ich doch das Gefühl, daß ich auch etwas Nützliches tue. Es ist ja keine große Kunst dabei, an jedem Strähnchen Anfang und Ende suchen und festbinden und dann die Strähnchen zu Docken zu drehen und die Docken zu Buschen zu vereinigen und die Buschen dann abzuwiegen, eh' daß sie zum Färber kommen. Aber gemacht will es doch auch sein, und man kann es schlecht machen, folglich kann man es auch gut machen. Und wenn man etwas, das doch auch zum Ganzen gehört, gut macht, so hat man halt eine Freud' daran. Die Fany lacht mich immer aus und sagt, das könnt' auch ein Lehrbub machen. Als ob man bloß arbeiten tät', um einen Lehrbuben zu ersparen!"

„Hat die Fany eigentlich ihren Mann gern?" fragte Melcher scheinbar unvermittelt.

„Ich glaub' schon, so nach ihrer Art. Schön ist er grad nicht, aber ein guter Mensch, kommt mir vor."

„Ein guter Mensch?" rief Melcher. „O je! Da wird ihn die Fany schön um den Daumen drehn!"

Sie hörten jetzt Schritte über den Gartenkies.... Es bewährte sich wieder einmal, daß Sprichwort Wahrwort ist, und daß der Wolf gerennt kommt, wenn man ihn nennt. Eine auffallend gekleidete junge Frau bog um die Gebüsche und näherte sich rasch dem Salettl. Es war Fany, von der sie soeben gesprochen hatten. Melcher erkannte sie nicht sogleich.

Sie aber hatte schon im Hofe gehört, daß Melcher da sei und sich mit Wettl im Garten befinde. Heiter und mit kameradschaftlicher Gemütlichkeit begrüßte sie ihn und war so liebenswürdig, das altgewohnte Du beizubehalten, obgleich sie ja nicht wie Wettl mit Melcher im Guguckshause aufgewachsen, sondern nur zum Spielen herübergekommen war.

Aber Melcher fühlte sich doch etwas beengt, weil er eben noch über sie gesprochen hatte, und noch dazu in nicht ganz einwandfreier Weise; und auch ihre großartige Toilette, die gegen das einfache helle Musselinkleid und die schlichte Haartracht Wettls ganz königlich abstach, machte ihn befangen. Sie trug über ihrem prachtvollen schwarzen Haar einen Kopfputz in türkischem Geschmack, eine Art Turban aus roter Seide, der an der Seite mit einem weißen Reiher, einem sogenannten Esprit, geschmückt war. Vom Kinn bis an die Knöchel war sie in eine schwere Wildschur von Goldbär gehüllt, so daß man sie fast für eine reizende Kamtschadalin halten mochte. Als sie sich setzte und den Pelz fallen ließ, zeigte sich, daß sie mit einem tiefausgeschnittenen und ärmellosen sackartigen Gewande aus weicher, hellgelber Seide bekleidet war. Und dieses Kleid, unter dem ihre zierlichen Füße in roten Gamaschenschuhen aus feinstem Narbenleder hervorlugten, saß so knapp und gleichsam wie angegossen auf dem schlanken, vollen Körper, daß sich, wenn es hoch kam, allenfalls noch ein dünnes Batisthemdchen, aber außerdem gewiß nichts weiter dahinter befinden konnte.

„Nein, wie entzückend du aussiehst! Wieder allerneueste Mode?“ rief Wettl in aufrichtiger weiblicher Bewunderung und ein ganz klein wenig auch mit nicht minder aufrichtigem weiblichen Neid.

„Gefall' ich dir?“ lachte sie fröhlich und lehnte sich behaglich in ihren Pelz zurück.

Ihr offenes und freimütiges Wesen nahm sogleich für sie ein. Sie gab sich nicht die geringste Mühe,

die Freude zu verbergen, die sie über Wettls Bewunderung zu empfinden schien.

„Das Neueste aus Paris!“ sagte sie, ihre Wildschur streichelnd. Dann hob sie mit zwei Fingern das Kleid hoch, daß der vorgestreckte niedliche rote Fuß frei sichtbar wurde, und zeigte das gestreifte gelbe Seidenzeug, auf dem immer ein glattes Streifchen mit einem broschierten Streifchen abwechselte. „Und das hier heißt Epingle und ist auch aus Paris. So, nun wissen es die Herrschaften,“ sagte sie mit einem vergnügten Lachen.

„Hui je, aus Paris?“ machte Wettl enttäuscht. „Das ist aber auch unnötig! Ob es solche Viecher“ — sie meinte den Goldbären — „bei uns gibt, das weiß ich zwar nicht. Aber eine solche Levantine hättest im Guguckshaus auch kriegen können.“

„Aber die Fasson, kleines Mädchen, die Fasson!“ rief Fany. „Also nimm mir's nicht übel, in dieser höheren Wissenschaft bist du nicht gerade eine Kapazität. Aber wenn ein Mädchen nur versteht hübsch zu sein, das ist die Hauptsache; und das verstehst du, parole d'honneur, auch im Hauskleid, ohne es gelernt zu haben.“

Sie packte Wettls Kopf mit beiden Händen, die in zartgenetzten, bis über die Ellenbogen reichenden weißen Seidenhandschuhen staken, und küßte sie zärtlich.

„Sag einmal aufrichtig, möchtest du nicht auch einmal so fein aussehen und so schöne Sachen haben und so ein weiches Kleid anziehen und so einen hübschen modernen Aufsatz ins Haar kriegen?“

„Du weißt doch,“ sagte Wettl halb betrübt, „daß der Herr Vater keine Seide erlaubt.“

„Der Herr Vatter erlaubt keine Seide!“ wiederholte Fany, das reine A und die zwei T nachspottend, die auch Wettl dem Wort „Vater“ gab, wenn sie die unbedingte väterliche Autorität recht deutlich aus-

drücken wollte. „Immer der Herr Vatter, der Herr Vatter! Wo er selbst so viel Seide fabriziert!“

„Und dann,“ meinte Wettl, — das Kleid ist ja wunderschön, aber so, mit dem tiefen Ausschnitt und dem allen; . . . für die jetzige Jahreszeit wär' mir so ein Kleid doch vielleicht etwas zu kühl.“

„Nützt nichts,“ rief Fany, „wir müssen jetzt Griechinnen sein. So will es einmal das Schicksal, und sollten wir dabei erfrieren. Übrigens ist ja der Goldbär auch noch da.“

„Der Pelz,“ meinte Wettl, „der ist auch prachtvoll. Aber — der wär' mir für jetzt fast ein bissel zu heiß, glaub' ich.“

Melcher dachte, daß die Anwesenheit eines Kürassiers vom k. k. Kronprinzenregiment bei diesem mehr weiblichen Gespräche nicht gerade unbedingt erforderlich sein möchte, und da er noch im Schrollhaus einen Besuch zu machen gedachte, erhob er sich und sagte, er wolle jetzt einmal versuchen, den Lebold zu treffen, es würde bald Feierabend sein, und wenn er später käme, fänd' er ihn vielleicht nicht mehr.

„Aber ich muß dich noch sehen, Melcher,“ rief Fany, „ich bin ja noch gar nicht dazugekommen zu fragen, wie es dir eigentlich geht. Nun, die Hauptsachen hat mir schon die Frau Kaplanek im Hof erzählt. Ein Glück, daß ich überhaupt vorbeigekommen bin, sonst hätt' ich den Melcher am Ende gar nicht zu sehen gekriegt. Ich war gerade auf dem Weg, in eine Gesellschaft zu fahren, da denk' ich mir: springst einen Augenblick zur Wettl hinein und machst ein kleines Tratscherl — und lasse den Wagen halten. Muß doch eine Art Ahnung gewesen sein, daß ein seltener Besuch da ist! Also, damit wir zu einem End' kommen: Was für einen Tag haben wir heute? Samstag? Richtig! Folglich dürfte morgen Sonntag sein, wenn mich nicht alles trügt. Also kommt doch einmal alle morgen nachmittag zu uns zur Jause, wie? Die Alten sollen dann ihren Tarok dreschen,

und wir Jungen plauschen von allem Möglichen, besonders aber von der Zeit, wo wir noch ein gut Stück jünger und außerdem auch noch kleinwinzig gewesen sind. Ich will schauen, wen ich sonst noch erwische, damit wir einmal alle wieder beisammen sind, wir alten Kriegskameraden aus dem „Blauen Guguck". Die Stützen der Revolutionspartei werd' ich freilich nicht mehr alle einladen können bis morgen, wenigstens den Schackerl nicht, der wird sich mir zulieb nicht auf einmal finden lassen. Aber deswegen wollen wir doch vergnügt sein — also abgemacht! Und wenn du schon ins Schrollhaus gehst, Melcher, so könntest so freundlich sein, gleich dem Lebold meine Einladung zu bestellen, gelt? Gut! Au revoir!"

Melcher empfahl sich und ging. Im Hof trat er noch einen Augenblick bei der Mutter ein, fiel auf einmal über sie her, daß sie aufkreischte, und küßte sie und herzte sie und war selig, daß er Urlaub hatte und wieder daheim war. Und dann setzte er wieder seinen funkelnden Kürassierhelm auf, schnallte den Säbel um, der eigentlich ein Pallasch war, und machte sich auf den Weg nach der Kaiserstraße.

* *
*

Indessen hatte der Webstuhldoktor in Begleitung des Salzküfels und des Gugucks sich in das Stockwerk hinauf begeben, um dem kranken Scherrahmen den Puls zu fühlen. Sie waren nicht durch die Wohnung gegangen, sondern hatten die Gesellentreppe benutzt und traten zuerst in einen der Säle, wo gewebt wurde. Da standen die Webstühle in zwei Reihen hintereinander, brave, gutwillige Ungetüme aus Pfosten und festgefügten hölzernen Gestellteilen, mit Eingeweiden und Nerven von schlankerem Lattenwerk und ungezählten gleichlaufenden, zwischen einander durchgreifenden Bindfäden, daß man in die offenen Mäuler riesiger Walfische hineinzublicken glaubte. Langsam

und bedächtig bewegten sie ihre großen, ungefügen Glieder, nicht mit dem schnell verpuffenden Eifer der flotten Draufgänger, aber mit der zähen Stetigkeit der Ausdauernden und Zuverlässigen. Wie kluge Ackergäule etwa, die einen gewaltig schweren Anger umzubrechen haben und wohl wissen, daß sie ihre Muskelkraft zu Rate halten müssen, wollen sie die ganze Arbeit ehrlich leisten und nicht im halben Werk erlahmen. Aber was es hier zu bepflügen gab, war nicht die feuchte, klobige Erde. Es waren breite, in allen Farben schimmernde Ströme, aus tausend und abertausend zarten Fäden des Seidenspinners zusammengesetzt. Glatt gespannt liefen sie in wagrechter Richtung bis unter das Rietblatt und die Schäfte, wo sie durch das Treten der Weber und das Auf- und Niederziehen der Litzen in ein Fach gespalten wurden. Und durch dieses flog, mit der Hand oder mit einer an der Weberlade angebrachten Schnellvorrichtung geschleudert, wie ein Pfeil die Schütze, her und hin, hin und her.

Unwillkürlich blieb Schweibenroider stehen. Wie der Arzt, der immer nur Krankheitserscheinungen festzustellen oder den toten Körper zu sezieren hat, freute er sich, einmal das gesunde Leben vor sich zu sehen und seinen Patienten, die er alle einmal wegen schwererer oder leichterer Gebrechen in der Behandlung gehabt hatte, bei ihrer normalen, regelrechten Tätigkeit zuzuschauen.

Aber wenn Kebach einmal den Doktor im Haus hatte, wollte er ihm auch ausnutzen. Zum Herumstehen und Schauen brauchte er keinen. Und da bei einem der Stühle am Sperrad oder am Sperrkegel, die dazu dienten, das fertiggewebte Zeug ohne Verlust der Kettenspannung auf den Zeugbaum aufzuwinden, sich neulich eine kleine Unregelmäßigkeit gezeigt hatte, so konsultierte er ihn.

„Du, sei so gut, da könntest auch gleich nachschauen, weil du schon da bist, gelt? Unlängst erst

war Porziunkula, da geht das Beichten und Schnürriemenkaufen schon in einem hin, sagt man."

„Porziunkula ist schon lange vorüber," brummte der Mechaniker verdrossen, machte sich aber doch an dem Rade zu schaffen. Es sei nichts weiter, sagte er, nachdem er es untersucht und die Diagnose gestellt hatte. Er werde einen Gehilfen mit einer Feile schicken, dann würde alles wieder in Ordnung sein.

Eine hellgrün schillernde Seidenkette zog seinen Blick auf sich. Es war, als ob der Mondschein über einer taufeuchten Frühlingswiese läge. Er bewunderte die Farbe und das herrliche Material.

Kebach freute sich. Er vergaß jetzt, daß es der Webstuhldoktor war, mit dem er redete. Wenn einer es zu würdigen wußte, was da bei ihm Schönes gemacht wurde, so ging ihm das Herz auf. War doch jedes Stück auf jedem Stuhl sein Werk, über das er ernst nachgedacht, für das er nach langem Wählen die Organsinseide zur Kette und die Tramseide zum Einschlag ausgesucht, unter hundert Zweifeln die Farben angegeben, nach sorgfältiger Berechnung die Fadenzahl, die Dichte des Rietes und die ganze Struktur bestimmt hatte. Er hatte eine Freude an seiner Arbeit und an seinen Stoffen, weil seine Kenntnisse und Erfahrungen, seine Gedanken, seine Sorgen, seine Liebe darin steckten. Es ging ihm nicht bloß um den Gewinn. Wenn er auf einmal ein ganzes Vermögen geerbt hätte, so hätte er deswegen nicht aufgehört Zeugmacher zu sein.

„Aber den Stoff mußt du dir erst ansehen!" sagte er mit blitzenden Augen. „Du, da wirst schauen!"

Er hieß den Arbeiter aufstehen und öffnete den unten angebrachten Schrank, wo das eben erst aus der Hand des Webers hervorgegangene fertige Stück des Stoffes, vom Brustbaum bis zum Stoffbaum hinunter ausgespannt, in mildem Glanze schimmerte.

„Das ist ein Flandrischer,“ sagte er. „Vor dem muß man den Hut herunternehmen. So einen sieht man nicht alle Tag'!“

Auch der Salzküfel, der sonst nicht leicht etwas gelten ließ, lobte den Stoff. Er faßte den Schweibenroider am Arm und strengte seine Stimme an, weil er sich mit seinen faltigen, eingesunkenen Wangen und zahnlosen Kiefern nicht leicht verständlich machen konnte, in dem Klappern und Pochen und Lärmen, mit dem die braven Webstühle die Luft erfüllten.

„So einen Flandrischen, genau einen solchen, hab' ich gewebt vor fünfundvierzig Jahren! Da hat die gütige Landesmutter, die Kaiserin Marie Therese, den kaiserlichen Prinzessinnen Kleider davon machen lassen. Und nachfragen hat sie sogar lassen, wer den Stoff gemacht hätt'? No, und da ist ihr halt gesagt worden: Der Salzküfel.“

Er lachte mit kindischer Freude und streichelte mit seiner dürren Knochenhand das Haupt Diwrisls, der auch mitgekommen war und sich immer vertraulich an die mageren Waden seines Herrn drückte.

Schweibenroider war gutmütig genug zu staunen und sich gehörig zu verwundern, obwohl er meinte, diese Geschichte von der Maria Theresia schon öfters gehört zu haben.

„Vor fünfundvierzig Jahren?“ sagte er, als ob er es gar nicht glauben könnte, daß man damals schon einen solchen Stoff gemacht habe.

„Aber es sind nicht mehr viele,“ sagte der Salzküfel mit einer verächtlichen Grimasse, daß sein Gesicht fast einer gedörrten Birne glich, „es sind nicht mehr viele, heutzutag', die so einen Stoff noch machen können!“

Der Guguck schloß den Stoffbaum wieder ein.

„Das ist ein Saftgrün, das aus unreifen Kreuzdornbeeren bereitet wird,“ sagte er. „Essen möcht' ich sie nicht; wenn man ein Loch im Strumpf hätt', tät's es einem zusammenziehen. Aber wie manches,

was es gibt, ist doch von Nutzen an seinem richtigen Platz, wenn man es nicht falsch verwendet."

Sie traten an den nächsten Stuhl, da wollte Kebach wieder das schon fertige Gewebe zeigen. Aber der Geselle Schnaus, der da arbeitete, brummte und sagte, er könne jetzt nicht aufstehn, er sei gerade im richtigen Zuge. Da ärgerte sich der Guguck, ließ ihn aber sitzen und ging weiter. Der Schnaus wollte zeigen, daß er auch sein Recht habe, und trat so heftig auf den Schemel, daß ein ganzer Gang Fäden abriß. Nun konnte er eine Stunde knüpfen und andrehen. Kebach freute sich im stillen und stieß den Großvater mit dem Ellbogen an, und der verstand ihn sogleich und zwinkerte mit den Augen und hatte auch seine kleine Schadenfreude.

„Wenn er nicht ein so tüchtiger Arbeiter wär'," brummte der Guguck, „so hätt' er längst seine sieben Zweschpen zusammenpacken können."

Er führte den Mechaniker jetzt auf der anderen Seite des Saales umher und machte ihn immer auf die Art und den Charakter des Gewebes und die Schönheit der Farben aufmerksam. Von Stuhl zu Stuhl ließ er überall den Schrank auftun, in den die schöne Seide, nachdem sie erst als gespannte Kette glatt und sanft herangeflossen war, nach dem Verweben wie ein majestätischer Wasserfall hinunterrauschte. Da waren schwere geköperte Zeuge und leichtere, leinwandartige Gewebe und duftiges Dünntuch und spröde Tafte und mollige Levantines und Foulards und sammetweiche Atlasse mit glattem, leuchtendem Spiegel. Und die verschiedenen Farben in Verbindung mit der Verschiedenartigkeit des Seidenmaterials und seiner Zwirnung und der ebenso abwechslungsreichen Art der Verwebung ermöglichten den Stoffen eine solche Mannigfaltigkeit der Wirkungen, daß der Beschauer sich an den Reichtum und die Fülle gemahnt sehen mußte, mit denen die Eindrücke der Natur uns umgeben. Bald glaubte man in den

sanften, tiefdunklen Nachthimmel hineinzublicken, bald auf das weiche, sonnbeglänzte Meer, bald auf frisch umgebrochene saftigbraune Ackererde, bald in die Glut der Abendröte, oder in die zarten Laubschleier des Ölbaumes, oder in das freudige Gelb des strahlenden Morgens, oder auf goldige Herbstwälder, oder auf kühle Alpmatten, oder auf Schnee, oder in milde blaue Augen.

Im zweiten Saale, da kamen erst die Stühle für die gemusterten Zeuge. Für die einfacheren Muster genügten noch die Tritte und Schemel, die sich jetzt verdoppelten, verdreifachten, verzehnfachten, so daß der Weber wie auf einem Spinett spielte, aber mit den Füßen. Für die schwierigsten Musterungen jedoch waren ein paar riesige Handzugstühle da, die reckten gar Fangarme aus wie Seepolypen und sogen sich mit Strängen und Korden an der Wand fest, und von diesen Korden hing wieder ein ganzes Heer von Schnüren herab, an denen Handhaben befestigt waren. Und an diesen Schnüren standen Lehrbuben und zogen daran, so als ob sie Kirchenglocken läuteten oder am Brunnen pumpten, aber nicht willkürlich, sondern unter Einhaltung einer genauen Reihenfolge. Und jeder Zug pflanzte sich durch ein Übertragungswerk von Stricken und Rollen bis in die innersten Eingeweide der Webstühle fort und hob dort, genau so wie es die Musterung forderte, die entsprechenden Schäfte oder Litzen empor, an denen die Kettfäden befestigt waren, und jedesmal, wenn das Fach in der Kette sich auftat, schoß der Weber seine Schütze durch und schlug die eingetragenen Fäden mit der Weberlade fest.

Da waren also jetzt die ganz besonders herrlichen Sachen zu sehen, die damastähnlichen Seidenzeuge, die in Muster und Grund verschiedenartig geköpert waren, die ein- oder mehrfarbig gemusterten Gewebe auf gleichfarbigem oder verschiedenfarbigem Grund, solche mit durchlaufenden Figurschußfäden und

broschierte, wo jede Figur ihre eigene Schütze und mehrfarbige Figuren sogar deren mehrere hatten. Wie ein Kind sich freuend, zeigte der Guguck dem Mechaniker diese ganze Welt von Pracht und Glanz und Schönheit, die er hier wie ein Schöpfer aus dem unscheinbaren Gespinste eines Wurmes erstehen ließ. Er zeigte ihm die zarten Tüpfelchen und Streifchen in beuteltuchartigen oder dichten, butterlinden Geweben, die ganz aus weicher, sorgfältig entschälter Seide hergestellt wurden, er zeigte ihm die blumigen Sommerwiesen und die wie mit Flügelstaub von Schmetterlingen überstreuten Wasserspiegel, die Gärten, in denen Lilien und Rosen blüten, die dunklen Haine, in denen Blutorangen glühten, die sternübersäten Himmel, den Frühling, der Kirschbaumblüten schneit, und den Herbst, der unermüdlich ist, die zartesten Übergänge vom jubelnden Gelb bis zum klangreichen Braun ausfindig zu machen.

Dazwischen warf Kebach dem Werksgesellen Vincenz, der am großen Kegelzugstuhl saß, von Zeit zu Zeit einen ernsten Blick zu, weil er ihn vorhin im Hofe gefunden hatte, mitten während der Arbeitszeit. Sagen wollte er gerade nichts, weil das Herzeigen der Stoffe ihn in gute Stimmung versetzt hatte; aber einen schmunzelnden Mund gab's heute für den Vincenz nicht — wo käme man hin, wollte man nicht auf Ordnung sehen! Und der Vincenz war schon mit dem kalten Blick allein auch zufrieden, mehr brauchte er gar nicht, um die Meinung des Meisters zu verstehen. Er wob mit verdoppeltem Eifer darauf los und seufzte hie und da ein wenig dazwischen, und wenn der Kegelzieherbub einen Fehler machte und seine Branchen in falscher Reihenfolge zog, so herrschte er ihn nicht an wie gewöhnlich, sondern verwies es ihm milde und in einem mehr traurigen als zornigen Tone, weil nichts uns gegen unsere Mitmenschen so nachsichtig macht als das Bewußtsein der eigenen Sündhaftigkeit. Und als der Meister sich mit

dem Salzküfel und dem Mechaniker aus dem Saale wieder entfernt hatte, da ergriff er das Seidenzänglein das dazu diente, Knoten und kleine Unreinheiten aus der Webe zu entfernen, und ritzte in den Pfosten seines Stuhlgestells, wo der Name Vincenz Einberger in Kurrentschrift und darunter abermals der Name Vincenz Einberger in Lateinschrift eingegraben stand, noch das Datum des Tages dazu, an dem der Meister keinen freundlichen Blick für ihn gehabt hatte, als dauerndes Memento für alle Zukunft und eindringliches Warnungszeichen vor dem Sprüngemachen.

Dem Schweibenroider fiel es ein, als sie in den dritten Saal kamen, warum er eigentlich da war. Denn gleich beim Eintreten sah er am unteren Ende ein paar Zettelrahmen mit ihren weiten Lattenbäuchen langsam und mit der Besonnenheit, die dem Geschlechte der Zettelrahmen eigen ist, sich um ihre Achse drehen; einer aber stand still. In traurige Gedanken verloren stand er da, leer und nackt wie der ärmste Bettler, während seine Genossen alle wunderschöne Kleider aus farbiger Seide trugen, die in großen Schraubenwindungen um ihre Leiber gewickelt wurde. Und der arme, über die Achsel angesehene Zettelrahmen, um den sich niemand kümmerte, und den keiner für würdig hielt, ein seidenes Gewand zu tragen wie die andern, schien zu frieren, mit seinen unbekleideten dürren Rippen, wie ein winterlich kahler Baum, und man sah, es tat ihm in der Seele weh, daß er an dem gewohnten Menuett der Zettelrahmen nicht teilnehmen durfte, und daß man im ganzen Hause über ihn munkelte, und daß alle meinten, es sei nicht viel an ihm, und er könne nicht schön tanzen. Aber er wußte, daß er besser tanzen konnte als mancher andere, und wartete ernst und still seine Zeit ab, bis die Leute endlich darauf kommen würden, wie gut er tanzen könne, und was sie an ihm hätten.

„Dort seh' ich ihn schon, meinen Schweifrahmen,

der angeblich nichts taugen tut!" sagte Schweibenroider. „Schlecht habt ihr ihn behandelt, den armen Kerl! Aber wartet, der wird noch zu Ehren kommen!"

Die Haspeln warfen ihre spinnendünnen Arme im Kreise herum, als wollten sie ihn festhalten, weil sie einen gewissen Groll hegten gegen ihre größeren und angeseheneren Vettern, die Schweifrahmen, und weil sie eifersüchtig waren, daß ihrem Dasein gar keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Die schweren und behäbigen hölzernen Spulmaschinen aber kümmerten sich um nichts und ließen ihn ruhig an sich vorübergehen und schnurrten behaglich weiter wie Kater, wenn man sie hinter den Ohren kraut. Denn sie waren zufrieden mit sich selbst und wußten, daß sie mindestens ebenso geschickt und klug waren wie die Schweifrahmen. Und es war ihr Stolz, ihre Arbeit immer mit derselben Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit zu verrichten, ob ihnen nun jemand zusehen wollte oder nicht. Darum blickten sie nicht rechts noch links, sondern fuhren gemächlich aber stetig und ausdauernd fort, die Weiserstange mit den vielen metallenen Fadenführern vor den rollenden Spulen hin und her zu bewegen, und paßten genau auf, daß keine Spule in der Mitte dick würde, an den Enden aber mager bleibe, sondern die Seide in gleichmäßiger Stärke sich glatt über die ganze Spulenbreite verteile.

Der Guguck holte den Mechaniker ein. Nein, jetzt müsse er auch noch das Gewebe anschauen, das er selbst in der Arbeit habe. Einen Blick wenigstens darauf tun, weiter nichts; viel Zeit nehme es nicht in Anspruch, aber die Freude müsse er ihm schon noch machen!"

Es wäre eine Unhöflichkeit gewesen, eine solche Einladung abzulehnen. Schweibenroider versicherte, daß es die ganze Zeit her schon sein Wunsch gewesen sei, auch die eigene Arbeit Kebachs zu sehen.

„Ein paar Minuten soll der Scherrahmen halt noch warten," sagte er scherzend. „Wem Unrecht ge-

schieht, der kann leicht Geduld haben, denn er weiß, daß er in Wahrheit längst gerechtfertigt ist; nur wem recht geschieht, der hat ein Recht, recht ungeduldig zu sein und mit dem Schicksal zu rechten."

„Eine schöne Red', aber vor lauter recht und Recht kennt man sich schon bald nicht mehr aus," sagte der Guguck etwas ärgerlich.

Sie gingen jetzt durch das sogenannte Magazin, wo sich in hohen Schränken das Warenlager befand und auf einer großen kupfernen Wage die Seidensträhne abgewogen wurden, bevor sie zum Färber, und wenn sie vom Färber zurückkamen. Der Raum hatte einen eigenen Eingang für die Kunden, über dem eine selbsttätige Glocke, wenn jemand eintrat, ein lautes „Tschinn" machte, was ins Deutsche übersetzt bedeutete: es ist jemand da. Anschließend an das Magazin befand sich die Wohnung, wo Kebach mit seiner Tochter hauste. Sie bestand, von den Wirtschaftsräumen abgesehen, nur in dem sogenannten Speisezimmer, einer Schlafkammer für den Vater, wo unter einem goldenen Rähmchen eine dunkle Trauerweide ihre Zweige über einen Grabstein mit den Initialen A. K. niederhängen ließ, ein kleines Meisterwerk der Perückenmacherkunst, das aus dem Haar von Wettls verstorbener Mutter, der Frau Anna Kebach hergestellt war; endlich aus dem ans Magazin anstoßenden Zimmer, in dem Wettl schlief. Dieses war sehr geräumig und wurde zumteil auch noch für das Geschäft benutzt. Denn vor einem der drei Fenster stand der Kavilierstock, auf dem Wettl Seidensträhne kavilierte, wenn sie nicht im Magazin oder in der Wirtschaft zu tun hatte. Vor dem zweiten Fenster aber stand wieder eines dieser aus Pfosten und Latten aufgebauten Ungetüme, wie es deren im zweiten Webesaal gab, mit einem schier märchenhaften Gewirr von durcheinanderlaufenden Schnüren und Korden, Zügen und Fäden, so daß keiner, der nicht vom Handwerk war, begriffen hätte, wie es

möglich sei, sich dabei auszukennen. Es war der große Zampelstuhl, auf dem der Meister eigenhändig die gemusterten Gewebe herstellte, die am meisten Kunstfertigkeit und Genauigkeit erforderten, und er kannte sich in dem Gestricke und Gewirre ebensogut aus, wo nicht besser, wie der alte Herr Tollrian in seinen Philosophen.

Nachdem der Guguck seine Arbeit mit schweigsamer Bescheidenheit dargezeigt und Schweibenroider und besonders der Großvater, der doch etwas verstand, die Sorgfalt und Gleichmäßigkeit der Ausführung gebührend anerkannt hatten, kehrten sie endlich zu dem kranken Scherrahmen zurück. Der Schweibenroider zog seinen Frack aus und ging die Sache gleich gründlich an, indem er auf einen Sessel stieg, um die Wellenschnüre zu untersuchen. Der Salzküfel aber, den es von dem vielen Zuschauen schon in den Fingern juckte, schleppte sich ein Spulengestell herbei, wie es verwendet wurde, um eine Anzahl Kettenfäden zugleich von den Spulen auf den Schweifrahmen zu bringen. Er steckte zwanzig Spulen, genau so viele als nötig waren, um einen halben Gang zu scheren, auf die Drahtstiften des Gestells, versuchte jede einzelne mit dem Finger, ob sie auch einen leichten Umlauf hätte, ließ dann von jeder Spule ein paar Ellen Faden ablaufen, vereinigte die Fäden in seiner Hand und wollte sie, wie es üblich war, durch einen Knoten verbinden.

Dem Mechaniker, dem der Sessel nicht ausreichte, hatte man inzwischen eine hohe Doppelleiter gebracht. Gerade noch rechtzeitig bemerkte er aus seinem Himmel, daß der Großvater sich an die Arbeit gemacht hatte.

„Was treiben sie denn da unten, Salzküfel?“ fragte er bestürzt.

„Ich will derweil den Knoten machen und das Kreuz einlesen,“ sagte der Salzküfel eifrig.

„Einhalten! Einhalten!" riefen der Guguck und der Schweibenroider wie aus einem Munde.

„Ja, warum denn nicht, und warum denn nicht?" machte der Großvater gereizt. „Warum soll ich denn nicht auch was tun dürfen? Alleweil nur zuschauen und alleweil nur zuschauen — da wird einer ja ganz dumm davon!"

„Sie können ja nachher das Kreuz einlesen," tönte die Stimme des Mechanikers fast von der Zimmerdecke herunter. „Aber jetzt ist es noch nicht an der Zeit, den Knoten zu machen. Das ist nämlich ein ganz neuartiger Schweifrahmen, wissen Sie? Da geht's ein bissel geschickter her als bei diesen anderen alten Krippelg'spielern da. Eh' daß der Knoten gemacht wird, eh' muß erst jeder Faden durch die Glasringeln gezogen werden, die man dort an der Katz' sieht."

„Wo — sagen Sie? Wo sieht man Ringeln?" fragte der Salzküfel, und ein Ausdruck des Entsetzens malte sich auf seinem faltigen, braunen Gesicht.

„Dort an der Katz'!" wiederholte der Webstuhldoktor und arbeitete weiter, die Hornbrille mit den großen kreisrunden Linsen auf der Nase, die er nur zu besonders heiklen Operationen aufsetzte.

Der Guguck zeigte dem Salzküfel das kleine Holzkästchen, das Schweibenroider die Katz' genannt hatte, und erklärte es ihm. Wie man früher die Kettfäden mit der Hand auf den Schweifrahmen hinauf und hinunter geleitet habe, so leite sie jetzt dieses Kästchen auf und nieder. Darum stehe es durch eine Schnur mit dem Schweifrahmen in Verbindung. Und wenn sich also der Schweifrahmen drehe, so wickle die Schnur sich ab und das Kästchen gehe herunter. Und wenn der Schweifrahmen sich wieder nach der andern Seite drehe, so wickle die Schnur sich wieder auf und ziehe das Kästchen nach oben.

„Das ist ja sehr einfach, nicht wahr? — Wenn es

nämlich gehn tut," sagte er boshaft, indem er einen Blick zum Mechaniker emporsandte.

Der Salzküsel nahm seine braune Schirmkappe herunter und strich sich mit der Hand über den spärlich behaarten Kopf, auf dem ihm der Schweiß auszubrechen begann. Er fand das alles nicht gar so einfach und begriff vorderhand noch nicht, wie sich das Kästchen, von dem der Guguck redete, selbsttätig auf und nieder bewegen sollte.

„Früher ist es wohl noch einfacher gewesen," meinte er. „Da hat man halt mit der rechten Hand oder mit dem Fuß den Latten einen Schupfer gegeben, daß sich der Schweifrahmen gedreht hat, no, und durch die linke Hand hat man die Fäden laufen lassen und ist halt schön langsam mit der Hand zuerst von oben nach unten und dann wieder von unten nach oben gefahren. Und wenn also jetzt das alles das Kasterl da machen soll — zu was hat man denn nachher eine linke Hand? Da kann ja jeder Einarmige Schweifer werden! Da nehmt euch nachher einen Veteranen aus dem Invalidenhaus zum Kettenscheren!"

Der Guguck lachte.

„Ja, eigentlich haben Sie recht, Herr Schwieger," sagte er gutmütig. „Aber die Mechaniker, die wollen halt immer was Neues erfinden. Und gar so dumm wär's nicht — wenn es nämlich wirklich gehn tät'. Denn sehen Sie, wenn das Kasterl zugleich mit dem Schweifrahmen bewegt wird, da geht es schon viel gleichmäßiger auf und nieder, als man es je mit der Hand zuwegen bringen könnt'. Und deswegen werden auch die Windungen von den Kettfäden auf dem Schweifrahmen gleichmäßiger, und man kriegt eine viel genauere Kette, als wenn man mit der Hand schweift."

Er fühlte, daß er sich vielleicht zu lebhaft für die neue Einrichtung erwärmt hatte, die ja noch nicht

erprobt war, und die er dem Mechaniker gegenüber sogar als unbrauchbar bezeichnet hatte.

„So denkt sich's nämlich der Schweibenroider," sagte er wieder umsattelnd. „Aber vorderhand tut's halt nicht gehn."

„Und was soll denn bei all dem Zeug eine Katz' zu tun haben?" fragte der Salzküfel noch immer vertattert.

„Das Kasterl mit den Glasringeln," erklärte der Guguck, „das nennt man halt den Fadenführer oder die Katz' — warum, weiß ich nicht. Vielleicht, weil es so still und ohne, daß man es hört, an dem Pfosten hinaufkraxelt und dann ebenso still und lautlos wieder herunterschleicht. Aber wenn's Ihnen lieber ist, können wir auch Fadenführer sagen. Und während der Schweibenroider untersucht, könnten wir, damit wir auch was zu tun haben, vielleicht derweil die Fäden durch die Glasringeln einziehen, daß es nachher schneller geht."

Aber der Salzküfel wollte mit der Katz', wenn man auch Fadenführer dafür sagen konnte, nichts zu tun haben.

„Ja, ziehen Sie's nur ein, die Fäden, Herr Sohn!" sagte er und gab ihm die vereinigten Seidenfäden in die Hand.

„Ich hab' gemeint, sie wollten mithelfen?" fragte Kebach lachend.

„Dank' schön! Dank' schön!" machte der Großvater. „Unheimlich sind diese neuen Sachen! Bei der Seidenbranche sind wir doch sonst ohne Katzen ausgekommen!"

Er trachtete unauffällig aus der Nähe des Holzkästchens mit den Glasringeln fortzukommen und ging um den Schweifrahmen herum, um sich auf die andere Seite zu stellen, wo es keine Katz' gab. Aber da tat sich ein neuer Schrecken vor ihm auf. Denn er erblickte die Kurbel mit ihrem Scheiben- und Über-

tragungswerk, durch die der neue Schweifrahmen in Bewegung gesetzt werden sollte.

„Und was ist denn das da für ein Werkel?“ rief er ganz bestürzt.

Der Schweibenroider, der auf seiner wackligen Leiter ächzte und schwitzte, blickte herunter.

„Das ist die Kurbel, mit der man den Schweifrahmen um seine Achse tanzen läßt. So braucht man nicht mehr mit dem Fuß oder mit der Hand in die Latten zu greifen, wenn man ihn bewegen will, sondern setzt sich ganz gemütlich auf das Bankerl neben der Kurbel und tut einfach gar nichts anderes als drehen, und das ganze Ringelg'spiel geht wie von selbst.“

„Gar nichts als werkeln braucht man?“ rief der Salzküfel.

„Nichts als werkeln!“ sagte der Mechaniker, stolz auf seine Erfindung.

„Also, das ist ja sehr gemütlich!“ rief der Salzküfel fast verzweifelt und ließ sich wie erschöpft auf der kleinen Bank neben der Kurbel nieder. „Eine wunderschöne Erfindung für die faulen Leut', die nichts arbeiten wollen! Also, so kann man dann von jetzt ab beim Kettenscheren schlafen!“

„No, ein bissel aufpassen muß man schon noch außerdem,“ meinte der Guguck, der auf der anderen Seite beschäftigt war, die Fäden einzuziehen.

Der Salzküfel saß gebückt da und starrte zwischen seinen beiden Füßen auf den Boden und sinnierte vor sich hin und schüttelte ab und zu einmal seinen Kopf. Nein, er kannte sich nicht mehr aus auf dieser Welt! Jetzt brauchten sie zum Kettenscheren eine Katz' und ein Werkel! Als ob es früher nicht auch ohne das gegangen wäre! Wie viele Ketten hatte er schon verwebt in seinem Leben! Und wenn sie schlecht geschert gewesen wären und die Fäden ungleiche Spannung gehabt hätten, so hätte er nicht ein so tadelloses Gewebe liefern können, wie das seinige von jeher war.

Also wozu diese Neuerungen? Nur zur Unterstützung der Faulheit! Und je bequemer die Arbeit wird, je fauler und unzufriedener werden die Arbeiter und umso schlechter die Stoffe. Denn weben, wie er weben konnte, das konnten heute nicht mehr viele, davon war er überzeugt.

Von Haus aus und in seinen jüngeren Jahren war er eigentlich Leinenweber gewesen, darum hatte es eine Zeit gegeben, wo er ein wenig über die Achsel angesehen wurde auf dem Schottenfeld. Er machte sich aber nichts daraus, vielleicht hat er es gar nicht einmal bemerkt. Denn er war einer von denen, die mehr still für sich bleiben und gemächlich immerzu fortbasteln und darüber hinaus nicht gar weit mehr denken: ein Friedfertiger und in sich Zufriedener. Zornig konnte er freilich schon auch manchmal werden. So ungefähr jedes Vierteljahr einmal, da kam es leicht über ihn, wenn etwa die Litzen und Züge an seinem Webstuhl sich gegen ihn verschworen hatten. Oder wenn beim Einziehen die Fäden durchaus nicht durchs Rietblatt hindurchwollten. Da konnte es geschehen, daß auf einmal, mitten aus dem blauen Himmel seiner Sanftmut heraus, sich ein Gewitter entlud. Es war dann, wie wenn die kleinen Tropfen des Mißmuts, die ein anderer Tag für Tag verzettelt, sich unbemerkt in ihm angesammelt hätten wie in einem Bottich und mit dem letzten Tropfen, der noch dazu kam, plötzlich überflössen. Fast hätte man ihn einen Quartal-Zornpünkel nennen können, wie es etwa Quartal-Säufer gibt. Denn für gewöhnlich war er der langmütigste und geduldigste Mensch, den es geben konnte. Und wenn seine Schütze glatt durch den Sprung flog und bei der Arbeit alles in guter Ordnung vor sich ging, so waren auch schon alle seine Wünsche erfüllt. Mehr verlangte er sich nicht. Und so zufrieden und wunschlos war er auch schon als junger Mensch und Leinenweber gewesen.

Damals war es geschehen, daß ein Ereignis eintrat, welches ihn für eine zeitlang ganz aus seiner Natur herauswarf. Überhaupt war ein sonderbares und ereignisreiches Jahr damals gewesen, in dem die Begebenheiten miteinander abwechselten wie die geraden und ungeraden Fäden in der Kette, von denen die einen immer unter den Schuß und die andern wieder ober den Schuß zu liegen kommen. Geradeso hatten in jenem Jahre die guten und die schlimmen Begebenheiten miteinander abgewechselt, und auf eine schlimme war immer eine gute und auf eine gute wieder eine schlimme gefolgt. Zuerst war in der Wendelstadt, wo das Salzküfelhaus stand, Feuer ausgebrochen und hatte vier schöne Häuser, die „Güldene Glocke", den „Großen" und den „Kleinen Acker" und das Haus „Zum Salzküfel" in Asche gelegt. Das war also etwas sehr Schlimmes. Bald darauf hatte die Vermählung des Erb- und Kronprinzen Josef mit der Infantin Isabella von Parma stattgefunden — das war wieder etwas Gutes. Wiederum bald darauf brach der Eisstoß auf der Donau so jäh und mit solcher Gewalt los, daß die große Schlagbrücke weggerissen und das halbe Werd überschwemmt wurde. Das war wieder etwas Schlimmes. Und schließlich hatte der damals noch junge Salzküfel seine Zukünftige kennen gelernt. Das war also wieder etwas sehr Gutes; wenigstens hoffte er es.

Denn vorderhand hatte er's ja noch gar nicht schriftlich, daß sie wirklich seine Zukünftige sein würde, weil noch die Gegenwart war. Und in der Gegenwart war die spätere Zukünftige noch die Jungfrau Rosalia Hengstberger, Tochter des Seidenzeugmachers Josef Hengstberger vom „Ägyptischen Josef" auf dem Platzl hinter St. Ulrich. Aber allem Anschein nach blieb der Salzküfel ihr ebensowenig gleichgiltig wie sie dem Salzküfel. Nur irgend etwas, er wußte nicht was, fand sie nicht ganz in Ordnung an ihm,

so viel konnte er wohl merken. Was mochte es sein? Nach und nach kam es heraus, wo der Schuh sie drückte: daß er nur ein Leinenweber war. Ja, das war freilich nicht viel und auf dem Schottenfeld jedenfalls weniger als ein Seidenweber! Sie hätte unter ihrem Stand geheiratet, wenn sie einen Leinenweber genommen hätte. Die ganze Familie hätt' es ihr nachgetragen. Eine Hengstberger konnte doch unmöglich einen Leinenweber heiraten! Es war einfach undenkbar, daß das Blut der Hengstberger sich mit einem anderen Blute als dem eines Seidenwebers vermischte. Das stand so fest, daß gar nichts weiter darüber zu reden war.

Was blieb dem Salzküfel übrig? Er entschloß sich umzusatteln und Seidenweber zu werden. Leicht war das nicht, er hatte keinen guten Kopf und war ein Gewohnheitsmensch. Und Seidenzeugweben ist nicht so einfach wie Brotessen, man muß eine Menge Dinge dabei merken und unzählige Handgriffe lernen und, was das schlimmste ist, viele andere Handgriffe wieder verlernen, wenn man früher am Leinen- oder Baumwollstuhl zu arbeiten gewohnt gewesen ist. Einmal soll es ihm passiert sein, daß er eine ganze wertvolle Kette gründlich verdarb, weil er sie schlichtete, wie er es nun schon einmal im Griff hatte. Die groben Leinenketten wurden nämlich vor dem Einschießen des Fadens mit einer Schlichte aus Stärkekleister glatt und steif gemacht, damit das Rauhe und Fasrige sich verlieren sollte. Das hatte der Salzküfel oft verrichtet. Und aus Gewohnheit tat er eben wieder, was er hundertmal getan hatte, vergaß völlig, daß Seide keine Leinwand ist, brachte seine Schlichtbürsten mit und behandelte die Seidenkette wie eine hänfene. Darob entstand ein unbändiges Gelächter in der Werkstatt, das den emsigen Umlerner noch lange verfolgte. Er schämte sich sehr und war von da ab doppelt auf seiner Hut. Nach und nach ging es besser; das Beharrende und Gewohnheitsmäßige,

das in seiner Natur lag, fing an wieder Wurzeln zu schlagen. Es war eine gute Schule, die er genoß: die Schule Hengstberger. Und wenn es ihn auch viel Schweiß und manchen Seufzer gekostet hatte, in die neue Kunst einzudringen — schließlich erreichte er es doch, daß er freigesprochen wurde. Und als er dann auch noch sein Meisterstück zuwege gebracht hatte, da war er so zufrieden mit sich selbst, daß sein Ehrgeiz für sein ganzes späteres Leben erschöpft blieb.

Er hätte jetzt auch Meister werden können wie mancher andere, ganz mit demselben Recht. Aber daran dachte er gar nicht. Er war zufrieden, in die Gilde der Seidenzeug-, Samt- und Dünntuchmacher aufgenommen zu sein und sich die Ebenbürtigkeit mit der Familie seiner Braut mit der Seidenschütze in der Hand erkämpft zu haben, so daß es keine unstandesgemäße Heirat mehr war, die die Jungfer Hengstberger einging, als sie ihm die Hand zum Ehebunde reichte. Und nachdem er sie geheiratet hatte, war er erst recht zufrieden. Die zuwidere Umlernerei war überstanden, die Braut hatte er heimgeführt — was blieb ihm noch zu wünschen übrig? Warum sollte er, wenn er ohnedies zufrieden war, sein eigenes Geschäft begründen? — So hat er es sein Leben lang zu nichts Rechtem gebracht, vor lauter Zufriedenheit. Und als Greis war er noch dasselbe, was er als junger Ehemann gewesen war: Zeugmachergesell. Nur mit dem Unterschied, daß er früher bei seinem Schwiegervater in Arbeit stand und jetzt bei seinem Schwiegersohne.

Aber er hatte sich früher nichts anderes verlangt und verlangte sich jetzt nichts anderes.

„Es muß Meister geben," dachte er, „und es muß Gesellen geben. Das hat unser Herrgott so eingerichtet unter den Seidenwebern, damit jeder sich aussuchen kann, was für ihn taugt. Vor unserm Herrgott sind sie alle gleich, Gesellen und Meister; aber einen Gesellen, der ein richtiger Geselle ist,

den hat er lieber als einen Meister, der nicht zum Meister taugt ...."

So wollte er als ein ehrlicher Zeugmachergesell seine Tage im Guguckshaus beschließen, und jeden Abend vor dem Einschlafen betete er zu Gott, er möchte ihn nicht im Bette sterben lassen, wenn er nicht etwa anders über ihn beschlossen hätte, sondern womöglich an seinem Webstuhl. Er liebte seinen Webstuhl wie man einen Jugendfreund liebt, mit dem man alt und krumm geworden. Nächst Wettl und Diwrisl war er ihm das Liebste auf der Welt. Es war ein besonders schwerfälliges und plumpes Ungetüm, schon längst veraltet, aber für eine bescheidenere Musterweberei immerhin tauglich. Denn der Stuhl hatte seine dreißig Schäfte, wozu freilich nicht weniger als zwanzig Schemel erforderlich waren, auf denen der Salzküfel trotz seiner hohen Jahre noch recht rüstig mit seinen mageren Beinen umhertrampelte.

Die neueren Handzugstühle, die die Anbringung von hundert und mehr Schäften möglich machten, hatte er seinerzeit, als sie aufkamen, für eine Verfeinerung erklärt, die nur einer übertriebenen Prunksucht und Üppigkeit diene. Denn wozu brauche man gar so kunstvolle Dessins und reiche Musterungen? Er hatte es damals nicht eingesehen. Und jetzt gefiel es ihm doch, wenn er schön und reich gezeichnete Gewebe sah, wie der Guguck sie in seiner Werkstatt herstellen ließ und auf seinem großen Zampelstuhl selbst erzeugte. Daran erinnerte sich jetzt der Salzküfel.

Hatte er nicht vor ein paar Viertelstunden erst sich über die gediegenen und prächtigen Stoffe gefreut, die Kebach ihm und dem Mechaniker zeigte? Und dergleichen war doch nur durch die vervollkommneten Handzugstühle möglich geworden, mit denen er sich so lange nicht hatte befreunden können!

„Die Jüngeren und Jungen wollen halt auch wieder was Neues haben," dachte er. „Und am Ende

ist es das Richtige, daß sie nicht alleweil nur dasselbe machen, was wir Alten gemacht haben? Wenn unser Herrgott es nicht wollte, so tät' er es ja nicht erlauben. Also was willst denn du, alter Salzküfel, grantig sein, wo unser Herrgott freundlich zuschaut? Laß sie machen, die Jungen, laß sie machen! Bleib du bei deinem Alten und Gewohnten und laß die Jungen machen! Solang' wir ein jeder zufrieden sind bei dem Unsrigen, so lang' ist es eh' gut!"

Und er fing an sich mit dem neuartigen Zettelrahmen zu versöhnen und blickte auf und machte wieder gutmütige Augen und hatte wieder sein altes treues Lederreinettengesicht. Nur daß gerade eine Katz' dabei sein mußte, ärgerte ihn noch.

„No alsdann, kann man noch nicht werkeln?" rief er.

„Hab' ihn schon kuriert!" sagte der Schweibenroider sehr behaglich. „Es ist merkwürdig! Grad so wie beim Menschen: nur ein Schräuberl braucht zu fehlen, so geht der ganze Mechanism' nicht zusammen!"

Er hatte buchstäblich im Schweiße seines Angesichts gearbeitet und alles untersucht, an der Achse und am Umfang, an der Katz' und an der Kurbel, an den Seilen und an den Rollen, an den Scheiben und an den Riemen, von oben und unten, erst auf der Leiter, dann auf den Füßen, dann auf den Knien, dann war er gar ächzend und kreistend auf dem Bauche herumgerutscht und hatte die ganze Geschichte von unten nach oben studiert. Und richtig war es ihm schließlich gelungen, die Stelle ausfindig zu machen, wo das Schräuberl fehlte. Inzwischen hatte der Guguck die Kettfäden, die geschweift werden sollten, durch die Glasringeln des Fadenführers gezogen, den Knoten gemacht, den Gang auf den Kopfnagel gehängt, das Kreuz eingelesen und das Spulengestell zurechtgerückt.

„Also, jetzt kann's losgehen!" sagte Schweiben-

woider, in Hemdärmeln, die Brille abnehmend, sich den Schweiß von dem umfangreichen Gesicht trocknend. „Salzküfel, tun Sie einmal werkeln!“

Gespannt und fast mit pochendem Herzen standen der Guguck und der Mechaniker vor dem großen Zettelrahmen, einige Gehilfen und Zugbuben waren auch in die Nähe gekommen, und die Spulerinnen und Schweiferinnen ließen ihre Arbeit im Stich und drückten sich halb versteckt hinter den Geräten heran, um auch etwas zu sehen. Da schwiegen auf einmal alle Geräusche im Saal, und eine lautlose Stille trat ein, der Meister aber sagte gar nichts, es war ein großer Augenblick. Er konnte es begreifen, daß jeder begierig war zu sehen, wie es der neue Schweifrahmen anstellen würde, und er hatte selbst für nichts anderes ein Aug' und ein Ohr als für das Unbekannte, das da jetzt kommen sollte, wenn es überhaupt kam.

Und da begann der Großvater die Kurbel zu drehen, ein kleines Ächzen und Knirschen in den Scheiben und Übertragungsschnüren wurde hörbar, und auf einmal setzte sich wie von selbst der riesige Lattenbauch des Schweifrahmens in Bewegung und drehte sich langsam und bedächtig um seine Achse, und die Spulen auf dem Spulengestell fingen an zu kollern und wickelten ihre roten Seidenfäden ab, auch wie von selbst, und die Katz' faßte die zwanzig Fäden zusammen wie eine menschliche Hand und legte sie mit Sorgfalt um die vorübergleitenden Latten und stieg dabei allmählich tiefer und tiefer, so daß die Schärpen aus roten Seidenfäden, die sich um den Leib des tanzenden Schweifrahmens schlangen, genaue, regelmäßige Schraubenlinien bildeten, die gleich schönen Kränzen und Festgewinden den lange verkannten und viel geschmähten Tänzer schmückten.

Als die Katz' am Fußende angelangt war, sprang der Guguck lebhaft hinzu und schlang rasch die zwanzig Fäden im Kreuz, wie es sich gehört, um die hölzernen Fußnägel, und der Salzküfel drehte nun

die Kurbel in entgegengesetzter Richtung, und da kroch jetzt die Katz' wieder hinauf und sah fast aus wie eine wirkliche Katze, die auf einen Baum klettert. Und die rote Seidenschärpe legte sich jetzt von unten nach oben um die Latten, in freien, groß geschwungenen Linien, und bekränzte den tanzenden Schweifrahmen von neuem, daß er herrlich anzusehen war.

„Herr Großvater! Herr Großvater!" rief der Guguck ganz beseligt. „Da schauen Sie einmal die Katz' an!"

Und der Salzküfel war durch den hübschen Erfolg seines Kurbeldrehens so weit überwunden, daß er auch dieser Katze nicht mehr grollte; man konnte sie ja auch, wenn man es vorzog, Fadenführer nennen. Er machte sich also einen Spaß und sagte zu seinem geliebten Hunde:

„Diwrisl, schau! Wo ist das Katzerl?"

Man zeigte es ihm. Jugendlust und Jugendmut blitzten in den alten, trüben Augen des Tieres auf .... Das ging in der Tat nicht mit rechten Dingen zu, da bewegte sich ganz von selbst etwas hinauf, und man wies mit Fingern darauf und nannte es das Katzerl! Er sprang an dem Pfosten empor und kläffte und knurrte, und als es sich nicht beirren ließ und immer höher stieg, da wurde er ganz aufgebracht und rannte winselnd zu seinem Herrn und kehrte an den Fuß des Pfostens zurück und bellte und geberdete sich, sehr zur Erheiterung der Zuschauer, wie Hunde sich immer geberden, wenn sie ratlos an einem Baume stehen, an dessen Stamm eine ihrer unversöhnlichen Feindinnen hinaufklettert.

Der erste Gang war geschert, aber der Salzküfel wollte jetzt, nachdem er einmal gesehen hatte, wie lustig es beim neuen Schweifrahmen herging, immerzu drehen und immer nur weiter drehen. Und so fing er gleich den nächsten Gang an, und immer schneller drehte er und immer schneller, so daß Kebach alle Hände voll zu tun hatte, immer rasch die Fäden

um die Nägel zu kreuzen, sobald sie oben oder unten ankamen. Der Scherrahmen aber tanzte sich immer besser ein und wurde schöner nach jeder Umdrehung und stand schon im schimmernden roten Seidengewande da, prächtig anzuschauen. Und seine Brüder, die es hätten besser wissen können und wahrscheinlich sogar wußten, was an ihm war, ihn aber trotzdem auch gering geachtet hatten, weil er vor den Leuten nichts galt, die blickten jetzt mit verhaltenem Neid auf ihn herüber, daß er auf einmal zu größerem Ansehen gekommen war als sie selbst. Er aber kümmerte sich nicht um sie; es war ihm genug, daß er tanzen durfte.

Vielleicht hätte der Großvater die ganze Kette auf einen Sitz geschert; aber der Guguck legte sich ins Mittel.

„Jetzt lassen wir's aber für heut' gut sein, mein' ich, Herr Schwieger, und machen Feierabend!"

Der Schweibenroider zog seinen Frack an.

„Also, was meinst, blauer Guguck — taugt er was, oder taugt er nichts?"

„No, siehst es!" rief der Guguck. „Was hab' ich denn immer gesagt? Wunderschön ausgedacht ist er, eine sehr gescheite Erfindung und besser, weitaus besser als die alten Schweifrahmen — wenn er gehen tut!"

„Er geht aber jetzt doch!" sagte der Mechaniker.

„Na alsdann, was willst denn nachher? Seien wir froh, daß er gehn tut, sonst wär' er eh' zu nichts zu brauchen! — Aber jetzt komm'," sagte er, den Mechaniker unter dem Arm fassend, „jetzt schau'n wir, daß wir etwas Trinkbares kriegen — für die rote Latern'."

Was er mit der roten Latern' meinte, war nicht genau festzustellen. Vielleicht ging ihm zufällig jenes Scherzwort durch den Kopf, das Melcher, als er noch Latzenzieherbub war, einmal über den Schweibenroider

ausgesprengt hatte: Das Haus „Zur roten Latern'" in der Kandelgasse führe seinen Namen nach der roten Latern', die sein Besitzer mitten im Gesicht trage.

* *
*

„Ob er freundlich zu mir sein und nicht am Ende fremd tun wird?" dachte Melcher, als er mit den Sporen klirrend und mit dem Pallasch rasselnd sich dem Haus „Zum groben Schroll" in der Kaiserstraße näherte.

Es war ihm ein wenig bange ums Herz. Wegen des Lebold, aber auch wegen des alten Schroll. Der Lebold, der war früher ein Bub und dann ein junger Mensch gewesen wie er selbst. Inzwischen aber war er ein Fabrikantenssohn geworden, als Ältester vielleicht sogar schon Geschäftsteilhaber. Kinder und junge Leute nehmen sich noch gegenseitig als junge Menschen, als Altersgenossen. Die ins tätige Leben Eingetretenen aber sehen dann leicht die Scheidemauern zwischen den Ständen, die sie früher nicht gesehen haben. Würde der junge Fabrikant sich des einstigen Latzenzieherbuben und jetzigen Gemeinen vom Kronprinzen-Kürassierregiment, der sich darauf berufen wollte, einmal sein Schul- und Spielkamerad gewesen zu sein, noch gerne erinnern? — Er klirrte noch ein wenig stärker mit Sporen und Schwert, um sich Mut zu machen. Es fiel ihm ein, wie lebhaft damals, als er sich vor dritthalb Jahren von ihm verabschiedete, Lebold ihm aufs Herz gebunden hatte, ihn ja sicher zu besuchen, wenn er wieder einmal nach Wien käme. Und dann vergegenwärtigte er sich die ganze Art des Freundes.

„Man kann sich ja gar nicht so stark verändern," dachte er. „Der Lebold hat immer etwas gehabt, etwas . . ."

Er konnte es nicht in Worten denken. Er hatte mehr so ein allgemeines Gefühl für die Sache, die

er meinte. Und da erinnerte er sich wieder, wie der Lebold den viel stärkeren Schackerl geprügelt hatte, weil dieser Gott und Kaiser lästerte. Jetzt wurde es ihm etwas greifbarer, wie er meinte, daß der Lebold sei.

„So wie unser Herr Rittmeister immer sagt, daß der rechte Soldat sein soll, so etwas ähnliches hat der Lebold immer an sich gehabt," dachte er.

Nein, es bangte ihm gar nicht vor dem Lebold; jetzt kam er darauf: nur vor dem Schroll hatte er eine gewisse Scheu. Er kannte ihn ja gar nicht, hatte ihn nie gesehen. Aber daß das Haus „Zum groben Schroll" hieß und der Alte auch so genannt wurde, das hatte schon von Jugend auf seiner Vorstellung von diesem Manne gleichsam etwas Drohendes beigemischt. Und die Leute redeten auch so eigentümlich von ihm. So als ob sie sagten: der Napoleon; oder als ob sie sagten: ein Gewitter; so ungefähr sagten sie auch: der Schroll. Eigentlich Grobes wurde nichts von ihm berichtet, obgleich er jähzornig und streng sein mochte; aber ein ganz Eigener mußte er sein. Einer, der sich abseits hielt, der selten zu sehen war, von dem man immer nur hörte, um den sich gewisse Gerüchte spannen, als ob er besonders gescheit sei und die Menschen durch und durch schaue, oder, wie andere behaupteten, stolz, weshalb er den Umgang mit den übrigen Schottenfelder Fabrikanten meide, weil er meine, daß ihm doch keiner das Wasser reiche, und daß er sich in der besten Gesellschaft befinde, wenn er mit sich allein sei. Nein, da war dem Melcher sein Meister, der blaue Guguck, schon ein ganz anderer!

Aber Melchers Art war es nicht, lange zaghaft zu sein.

„Den Kopf wird er mir nicht gleich abreißen," dachte er. „Und schlimmer als mein Oberster kann er auch nicht sein. Und meinen Obersten hab' ich doch auch gebändigt! Man muß nur still sein und

immer ein recht albernes Gesicht machen, wenn man es mit einem gar Strengen zu tun hat. Dann wird dem andern unheimlich, und er weiß nicht recht, wie er dran ist, und so verliert er die Kontenanz.“ —

Es gab noch viele unverbaute Felder und Wiesen in der Kaiserstraße. Das schmucklose, einstöckige Schrollhaus stand nach der einen Seite frei, so daß man den Hofflügel sehen konnte und den Garten, der sich gegen den Linienwall erstreckte. Auf der anderen Seite lehnte es sich an das viel größere und mit einem gewissen Aufwand ausgestattete Haus „Zum roten Igel“, das dem Appreteur Woitech gehörte. Melcher trat in die Torfahrt und stieg die Treppe hinauf. Durch das nach dem Hof geöffnete Flurfenster drang das Klappern und Schnurren der Webstühle und Spulen. Jetzt rasselte Melcher nicht mehr mit dem Säbel und trat leise auf, damit die Sporen nicht klirren sollten. Er hatte das Gefühl, daß seine militärischen Geräusche sich in diesem Lärm der Arbeit nicht schickten.

Melcher klopfte an die Tür und trat ins Magazin. Er atmete ordentlich auf, der Schroll war nicht da. An einem Schreibpult stand ein angenehmer junger Mensch und blickte auf, als er jemand eintreten hörte. Melcher erkannte ihn sogleich, es war der Franzl, der jüngere Bruder Lebolds, der noch ein Knabe gewesen war, als Melcher zu den Soldaten einrückte.

„Mir scheint, das ist ja der Melcher aus dem ‚Blauen Guguck‘?“ sagte der junge Mann, der ihn auch erkannte.

„Guten Abend, Herr Franzl,“ sagte Melcher. „Wie geht's denn immer, wenn's erlaubt ist zu fragen? Ich hab' wollen den Lebold heimsuchen.“

Franzl reichte ihm die Hand und erkundigte sich, wie es ihm bei den Soldaten gefalle.

„Es heißt ja, daß es bald Krieg geben wird,“ sagte er. „Am liebsten möcht' ich auch mittun, weil dieser Napoleon schon über die Sträng' schlagt wie

ein Bierwagengaul, der mit Braumeisterfutter gefüttert wird. Aber nehmen tun sie mich halt nicht, weil ich noch zu jung bin. Der Lebold aber, der tut sicher mit, der setzt es schon durch, wiewohl daß es der Herr Vater nicht erlauben will und bös auf ihn ist."

Melcher war ganz erstaunt.

„Zum Militari will der Lebold gehn?"

„Zu der Landwehr halt," sagte Franzl; „weil wir ja bald ein ganzes Bataillon von lauter schottischen Stiftsuntertanen kriegen. Gehn Sie nur hinein zu ihm, Melcher, es wird ihn g'freuen, daß Sie gekommen sind. Drinnen an seiner Bandmühl' steht er."

Melcher trat durch ein dunkleres Zimmer, das als Packraum für Waren zu dienen schien, in einen lärmenden Webesaal ein; gleich am ersten Bandmacherstuhl sah er den Lebold beschäftigt. Er hörte sofort zu weben auf und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Grüß dich Gott, Melcher! Das ist aber schön, wenn einen ein alter Freund nicht vergessen tut! Und wie geht's dir denn immer? Gut schaust aus, gesund und kriegerisch!"

Er fuhr sich noch immer mit der rechten Hand, wie er es sonst getan hatte, durch sein dichtes, dunkles Haar, das leicht gewellt war. Überhaupt schien er noch ganz derselbe. Am liebsten wäre der Melcher ihm um den Hals gefallen; er hatte ihn immer gern gehabt. Aber Lebolds zugleich gewinnendes und doch bei aller Herzlichkeit auch wieder ernstes und gleichsam etwas weltfernes Wesen, das ihn schon als Knaben in des Freundes Bann gezwungen und ihn gewissermaßen zu seinem freiwilligen Untergebenen gemacht hatte, legte ihm auch jetzt Zurückhaltung auf.

Lebold entschuldigte sich, daß er ihm keinen Sessel anbieten könne. Sie standen nebeneinander vor dem Webstuhl.

„Es ist bald Feierabend," sagte Lebold, „dann

wollen wir miteinander in den Garten hinunter gehen. Aber früher als die andern kann ich halt auch nicht Feierabend machen. Der Herr Vater tät's nicht gern sehen, und ich mag auch selbst keine Ausnahm' haben. Es soll niemand in der Werkstatt sagen können, daß ich komm' und geh', wann's mich g'freut."

Er ergriff die Triebstange und webte ruhig weiter.

„Ich schau' gern zu," sagte Melcher, „das ist mir eh' neu, was ich da seh'. Ich hab' noch nie keinen Bandstuhl nicht gesehen."

„Das ist eine Bandmühl'," sagte Lebold. „Da werden die Ketten nicht durch Treten aufgemacht wie bei euren Stühlen, sondern alles geschieht mit der Triebstange. Damit heb' ich die Schäfte und beweg' gleichzeitig die Lad' samt den Schützen — siehst?"

Er zeigte es ihm langsam.

„Ja, und da seh' ich ja eine ganze Menge Schützen!" rief Melcher.

„Freilich! Dreißig Schützen hab' ich. Weil ich nämlich dreißig Bänder zugleich webe. Sieh, da laufen mir alle dreißig Ketten nebeneinander in den Schuß. Und wie die Schäfte und Litzen den Sprung aufmachen, schießen die dreißig Schützen durch."

Er bewegte wieder langsam die Triebstange, daß jede der dreißig Ketten sich spaltete und die Schützen hindurchfuhren.

„Dreißig Bänder zugleich!" rief Melcher, der aus dem Staunen gar nicht herauskam. „Und da brauchst du nur diese Querstange immer an die Brust zu ziehen und wieder wegzustoßen, so macht der Stuhl alles andere von selbst?"

„Aufpassen muß man halt außerdem noch gehörig dabei," sagte Lebold; „alle Knoten entfernen, gebrochene Kettfäden anknüpfen, abgerissene Litzen ersetzen, leer gewordene Schützenspulen erneuen — wenn du das bei dreißig Bändern zugleich machen und nichts versäumen willst, da hast du schon zu tun.

Denn wie du was übersiehst, ist halt das Bandel verbosselt."

„Dreißig Bänder zugleich!" wiederholte Melcher, noch immer ganz benommen von dieser ihm unglaublich klingenden Tatsache. „Wenn wir dreißig Stück Stoff zugleich machen könnten! Jetzt begreif' ich, warum die Bandmacher so viel verdienen!"

„Ei, verdienen sie viel?" fragte Lebold.

„Ja, ich weiß es nicht," sagte Melcher; „aber den Meister hab' ich es immer sagen hören, daß die Bandmacher sich gar so leicht tun."

„Na, wenn er es sagt, so wird er es auch wissen," meinte Lebold lächelnd.

„Aber du mußt es doch noch viel besser wissen?"

„Ich? Ich weiß gar nichts. Woher soll ich denn wissen, was der Herr Vater verdient? Er hat mir's nie gesagt, und ich hab' ihn nie danach gefragt."

„Du hast also noch keinen Anteil am Geschäft?"

„Da kennst meinen Herrn Vater schlecht! Nicht einmal freigesprochen bin ich noch!"

Er webte jetzt wieder emsig weiter, indem er die Triebstange bewegte und aufmerksam an dem wohl mehrere Ellen breiten Stuhl hin und her ging und ab und zu mit einem kleinen stählernen Zängelchen einen Knoten oder ein Fäserchen aus einer der dreißig Ketten zupfte.

„Und wo kommen denn eigentlich die fertigen Bandeln hin?" fragte Melcher.

„Die dreißig fertigen Bänder laufen hier nebeneinander, wie du siehst, in den Spalt der Liegbank hinein. Und ganz hinten ist die Bandrolle, auf die wickeln sie sich auf. So ist es fast wie ein Kreislauf durch das ganze Schnur- und Lattenwerk des Stuhles; denn die Zettelspule, von der die Kette sich herunterwickelt, und die Bandrolle, auf die die fertigen Bänder sich aufwickeln, liegen alle zwei hinten am Stuhl ziemlich nah' beieinander. Gescheit ausgedacht ist die

ganze Geschichte — nicht? Jeden Tag freu' ich mich darüber, wie klug das alles ist."

Melcher stimmte zu.

„Ich denk' mir's öfters, wenn ich so web'," sagte Lebold, „wie dankbar man eigentlich sein muß. Ich stell' mich dazu und hab' den Nutzen von all den guten Einfällen und Erfahrungen. Und hundert und hundert Jahre waren notwendig, und tausend und tausend Menschen haben das Weben probiert, eh' daß alles so vernünftig und zweckmäßig hat gemacht werden können, wie es an meiner Bandmühl' da ist. Und doch ist es wieder nicht genug, daß man sich einfach dazu stellt. Ja, wenn der Stuhl einmal eingerichtet ist! Aber einen Stuhl einrichten, schon für gewöhnliche Bandeln, und gar erst für schwerere, gemusterte — da lernt einer nicht aus! Und der Herr Vater hat ganz recht, daß er mich noch nicht freispricht, und daß er überhaupt mehr von mir verlangt als von den anderen Gesellen; weil ich ja auch einmal den anderen Gesellen soll zeigen können, was sie nicht wissen, so wie er uns jetzt alles zeigt."

Er webte weiter, und von seinen dreißig Ketten glitt ein gut Stück verwebt unter die Liegbank. Nach einer Weile hielt er wieder ein.

„Es ist nur ein Menschenwerk, so eine Bandmühl'," sagte er; „aber gerade weil der Mensch mit seiner Vernunft es ausgedacht hat, ist es auch ein Teil der Schöpfung. Ehrfurcht muß man vor so einem Ding haben wie vor einem Pflug. Denn beim Brotbauen allein können die Menschen doch nicht stehen bleiben. Es kann der Wille nicht sein, daß sie ihren Verstand nicht gebrauchen und nichts anderes sonst ausdenken sollen. So muß doch das Vorwärtsgehen und nicht das Stehenbleiben das Richtige sein, das ihnen natürlich ist. Nur üppig sollen sie freilich nicht werden dabei, und darum hat der Herr Vater wiederum recht, daß er streng ist und uns knapp halten tut. Wer mit dem Zeiselwagen zu fahren ge-

wohnt ist, sagt er, der lernt das Fiakerfahren leicht. Aber umgekehrt nicht."

Ein tiefes Schwingen und Brummen lag plötzlich in der Luft. Es war die große Glocke von St. Laurenz, die geläutet wurde. Das bedeutete Feierabend. Die Weber im Saale stellten das Weben ein, aber nicht sofort, sondern mehr nach und nach, es wollte keiner der erste sein, und keiner den Maurern gleichen, denen man nachsagte, es falle ihnen die Kelle aus der Hand, sobald die Glocke schlage. Ein jeder bastelte noch eine Weile herum, bevor er ganz aufhörte, und mancher webte noch schnell das Stück zu Ende, das er sich vorgesetzt hatte, und andere suchten ihr rascheres Aufbrechen zu bemänteln, indem sie ihren Kameraden gegenüber fallen ließen, die Schere sei stumpf, sie müßten doch geschwind schauen, ob sie nicht noch den Schleifer fänden, oder am Stiefel fehle etwas, vielleicht hätte doch der Schuhflicker noch offen, wenn sie sich recht beeilten.

Jetzt legte auch Lebold seine kleinen Geräte in Ordnung, breitete ein Tuch über die Ketten, um sie vor Staub zu schützen, und forderte den Freund auf, mit ihm hinunterzukommen.

Der Garten des Schrollhauses, der hinter den Hofflügeln des Fabriksgebäudes anfing, hatte eine bedeutende Ausdehnung und erstreckte sich in der Breite des Hauses bis knapp an den Linienwall. Blumen wurden darin nicht gezogen, aber die umfangreichen Rasenflächen, die breiten Kieswege und die mächtigen Bäume gaben ihm das Gepräge eines Parkes. Bevor die Benediktinerabtei zu den Schotten, durch mißliche Geldverhältnisse genötigt, sich entschlossen hatte, ihre ausgedehnten Felder und Weinberge zwischen St. Ulrich und dem Linienwall zu Baugründen zu widmen, hatte sich hier ein Stiftspark befunden, den die geistlichen Herren im Sommer benützen konnten. Aber das Schottenstift war zu weit entfernt, als daß sie viel davon Gebrauch gemacht hätten. Darum

wurde, als sich ein Käufer dafür fand, der Park ebenso wie jedes andere Flurstück dieser Gegend als Bauplatz veräußert. Aber ein paar verwitterte Sandstein-Engel und -Heilige, die zwischen den Büschen träumten, zeugten noch von seiner früheren Zugehörigkeit zu einem geistlichen Besitze.

Langsam gingen sie selbander unter den hohen Bäumen hin, von denen schon ab und zu ein gelbes Blatt wie ein winziger, auf Wellen schaukelnder Kahn herniederschwebte.

„Vielleicht ist es so bestimmt," sagte Lebold, „daß wir zwei alte Kriegskameraden aus dem ‚Blauen Guguck' bald wieder einmal Krieg spielen werden wie damals. Tät' mich freuen, wenn es so käme, daß wir auf demselben Schlachtfeld miteinander stünden, und wenn wir gemeinsam mittun könnten, dem Napoleon einmal die Faust zu zeigen! Aber dasmal wird nicht mit Kieselsteinen bombardiert werden, dasmal wird es ein bissel ernster zugehen. Wenigstens wird man wissen, für was man es tut!"

„Du willst dich also wirklich zum schottischen Freibataillon melden?" fragte Melcher.

„Und da kannst noch fragen?" rief Lebold. „Wir werden doch nicht warten, bis die Franzosen wieder nach Wien herein marschieren! Wir werden doch nicht ruhig zuschauen, wie der welsche Taschenspieler die Könige allez passez machen läßt und diesmal vielleicht zur Abwechslung den König von Spanien nach Neapel und den König von Neapel nach Westfalen und den König von Westfalen etwa nach — Österreich setzt? Nein, in der Zeit jetzt, in der wir leben, kann ein Österreicher und ein Wiener seinen Kaiser nicht im Stich lassen!"

Melcher erinnerte sich der schönen Ansprachen, die sein Rittmeister und sein Oberster schon an die Schwadronen gehalten, und an die Knüffe und Püffe und Flüche, in die dann der Wachtmeister die schwungvollen Reden übersetzt hatte.



„Wahr ist es schon," sagte er; „und schön von dir, daß du so denkst. Aber überleg' dir's noch einmal! Schinden tun sie einen schon ordentlich beim Militari."

„Wird auch noch auszuhalten sein," sagte Lebold. „Ich hab' mir's schon genug überlegt: ich tu' mit. Und ich bin froh, daß ich ein großes Ziel vor Augen haben kann. Denn so oder so — heraus muß ich jetzt da einmal."

Er machte eine Bewegung, als ob die schweren Laubkronen der Bäume, unter denen sie standen, auf ihn drückten. Vom Laurenziturm schollen die letzten Schwingungen des ausklingenden Abendgeläuts und rollten wie in breiten, ehernen Wogen über den Garten hin, sich an den Mauern des Hauses gleich einer Brandung brechend.

„Ich kann diese Glocke nicht mehr hören," sagte er, „und ich kann den Turm nicht mehr anschauen, den ich, seit ich denken kann, von meinem Fenster aus sehe, und das Haus ist mir zu eng und der Hof zu dumpf und der Garten nicht weit genug. Ich muß heraus aus dieser ganzen Umgebung, sie erstickt mich, ich hab' keine Freud' mehr an nichts, meine Bandmühl' sogar ist mir fast verleidet."

„Ja schau, Lebold, was hast denn eigentlich?" fragte Melcher gutmütig und besorgt. „Vertragst dich nicht mit deinem Alten? Oder ist dir sonst was übers Leberl geloffen? Schau, es könnt' dir doch sonst so gut gehn! Ich wär' froh, wenn ich an deiner Stell' wär'!"

Sie hatten sich auf einer altersgrauen Steinbank niedergelassen, zu Füßen eines geflügelten Engels, der einem Kind, das vor ihm stand, die Hand aufs Haar legte und mit der andern Hand gegen Himmel wies. Lebold stützte das Gesicht in die Hand und schwieg. Melcher kam sich auf einmal so mannhaft vor in seiner schönen Uniform, dieser unversehens hervorgebrochenen Jünglingssehnsucht gegenüber. Es

gefiel ihm, den Erfahrenen und Reifen zu spielen und den flotten Soldaten obendrein.

„Kann mir's schon denken," sagte er lächelnd. „Werden halt Weibersachen sein!"

„Ich kann es dir nicht ganz erklären," sagte Lebold ernst und wieder aufschauend. „Weil ich es selbst nicht ganz versteh'. Weibersachen sind es nicht. Dazu hab' ich noch nie Zeit gehabt. Der Herr Vater sorgt schon dafür, daß ich Abends müd' bin und froh, wenn ich schlafen kann, und da hat er auch ganz recht. Auskommen tu' ich auch mit ihm soweit, weil ich weiß, daß er mir's gut will, und weil ich ihm deswegen immer in allem gefolgt hab'; dasmal ist das erstemal, daß ich meinen eigenen Kopf aufsetz': wegen der Landwehr. Also, das wär' es nicht. Es ist etwas anderes. Aber ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Ich bin nicht recht fertig mit mir. Noch wie in einem Übergang bin ich drin. Noch gar kein rechter Mann bin ich, der weiß, was er sich von der Welt denken soll. Mir ist immer, ich müßt' mich erst suchen und erst selber finden. Und an meiner Bandmühl' find' ich mich nicht, da bleibt es immer das Nämliche. Und freilich führt das ewige Folgen und Folgen, was im Haus das A und Z ist, auch nicht zur Befreiung. — Ich muß fort!" wiederholte er. „Ich muß mir ein bissel frischen Wind um die Ohren sausen lassen, und wenn es gar Kartätschen sind — um so besser!"

„No ja, dann wird es schon das Richtige sein," meinte Melcher halb überzeugt. Er zeichnete mit dem Ortband seines Schwertes Figuren in den Sand. Nach einer Weile sagte er: „Du, richtig, die Wettl aus dem ‚Blauen Guguck' läßt dich schön grüßen."

Lebolds Züge hellten sich auf.

„Wirklich? Läßt sie mich grüßen? Hat sie dir's aufgetragen?"

Jetzt machte sich's Melcher erst klar, daß sie ihm eigentlich gar nichts aufgetragen hatte. Er wollte

nicht gerade lügen, und er wollte auch nicht ganz widerrufen. Er machte es wie ein richtiger Kronprinzen-Kürassier, der nicht rechts und nicht links schaut und seinem Pferd die Sporen gibt und über die Hindernisse hinwegsetzt.

„Und von der Fany soll ich dir einen recht schönen Gruß bringen! Und du möchtest morgen nachmittag zu ihr kommen. Wir kommen alle hin, die Wettl und ich und du und noch mehrere alte Freund' aus dem Guguckgarten. Damit wir wieder einmal alle beisammen sind. Gelt, du kommst sicher?"

Er meinte das Hindernis glücklich genommen zu haben. Aber da lag er schon im Graben.

„Und hat dir die Wettl wirklich einen Gruß aufgetragen?" fragte Lebold wieder.

„Wir haben halt miteinander geredet, alle drei," sagte er, die Dinge möglichst durcheinandermengend und verschleiernd; „und wie ich weggegangen bin, sind mir dann Grüße aufgetragen worden. Die Einladung hat mir die Fany besonders eingeschärft, und die hab' ich jetzt auch ausgerichtet. Und gesehn hab' ich dich auch, und morgen sehn wir uns wieder, und jetzt werd' ich halt nachher wieder schön langsam gehn . . ."

Sie plauderten noch über dies und das, und dann schickte er sich wirklich an zu gehen, und Lebold begleitete ihn noch durch den Garten und durch den Hof, bis zum Haustor. Nachdem er sich verabschiedet hatte, kehrte Lebold in den Garten zurück und durchmaß ihn der ganzen Länge nach und ging bis ans äußerste Ende hinunter, wo ein kleiner Hügel sich erhob, der eben hoch genug war, daß man über den Linienwall hinwegsehen konnte. Auf dieser Erhebung stand, noch aus der Zeit, wo der Park angelegt worden war, ein gemauertes Gartenhaus in verzopftem und verschnörkeltem Stil, mit einigen gleichsam sich krümmenden Urnen auf jeder Seite des Daches, aus denen wilde, steinerne Flammen schlugen. Dieser

Pavillon, der einst den geistlichen Herrn Benediktinern zum Auslug gedient hatte, war von ihnen die Gloriette genannt worden, und der Name hatte sich erhalten. Über den kleinen flachen Sandplatz vor der Gloriette breitete ein alter mächtiger Kastanienbaum seine Äste, dessen Blätter jetzt schon anfingen gelb zu werden, und an seinen Stamm gelehnt befand sich eine Bank.

Lebold liebte diesen Platz, weil er der freieste im Garten war und einen weiten Ausblick gewährte. Er ließ sich nieder und verlor sich in Sinnen und schaute dabei über die gewellten Felder und Wiesen und das kleine Dorf Ottakrin hinweg auf die sanft geschwungenen Hügel des Wienerwaldes, die immer ferner und immer höher wurden und schon im herbstlichen Kleide prangten. Und er flog mit seinen Gedanken in den unergründlichen Abendhimmel hinein, der noch licht und goldig war, obgleich zur Rechten, hoch über dem Schmelzer Friedhof, der mit seinen schwarzen, zypressenartigen Bäumen wie eine Märcheninsel auf der grauen Heide schwamm, schon der erste blasse und kaum sichtbare Stern zitterte.

So befand Lebold sich fast in einer anderen Welt, in Land der Träume und nicht im Land der Wirklichkeiten, als eine Stimme hinter ihm, die leise seinen Namen aussprach, ihn auf die Erde zurückrief. Eine sanfte, liebende Hand legte sich auf seine Schulter. Er wendete sich um und erblickte seine Mutter. Da ergriff er diese einzig gute, treue Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen.

* *
*

„Und so willst du uns wirklich verlassen, Lebold?“ sagte sie traurig. „Ich kenn' dich nicht mehr: sonst warst du uns stets ein gehorsamer Sohn, und das Wort des Vaters hat bei dir gegolten. Und jetzt bietest du ihm Trotz?“

Es schmerzte den jungen Mann, seine Absichten so streng beurteilt zu sehen.

„Glaub mir, Mutter!“ rief er, „es geschieht nicht aus Trotz! Es geschieht, weil ich nicht anders kann!“

Sie schüttelte traurig den Kopf und setzte sich neben ihn. Er verehrte, er liebte seine Mutter über alles, ihr gramvolles Aussehen schnürte ihm das Herz zusammen. Sie war eine blasse, schlanke Frau mit fast schwarzem, schon leicht angegrautem Haar und ruhigen, ernsten Augen, die klug und zugleich sinnend blickten. Jetzt ergriff sie Lebolds Hand und sagte eindringlich:

„Wir haben über diese ernste und wichtige Sache, die wahrscheinlich über dein ganzes Leben entscheidet, noch nicht miteinander geredet. Du hast deine Eltern diesmal nicht um Rat gefragt. Der Vater ist zornig darüber und will deine Gründe gar nicht hören. Eine Mutter aber ist nicht zornig, wenn ihr Kind ihr weh tut. Und darum will ich jetzt mit dir reden. Du sollst mir sagen, was eigentlich in dir vorgeht. Vielleicht kann ich dir raten. Vielleicht kann ich dir zeigen, daß du vorschnell und nicht zu deinem Besten handelst. Vielleicht machst du dir selbst erst alles recht klar, wenn wir darüber sprechen. Und vielleicht kommst du noch zur Einsicht, daß du auf dem falschen Wege bist. Denn auf falschem Wege bist du, will mir scheinen. Du, so weichherzig, so verträglich und sanft, so fügsam sonst gegen deine Eltern, so gutmütig gegen deine Geschwister, so nachsichtig gegen die Arbeiter und gegen die Dienstboten — du willst jetzt in den Krieg gehn und Menschen töten?“

„Es wird mir davor schaudern,“ sagte Lebold. „Aber das Leben ist hart, und das Leben ruft mich. In dieser Zeit, in der wir leben, gehört einer nicht mehr seiner Arbeit und seinem Hause. In dieser Zeit kann nicht jeder tun, wie er mag. . . . Und dann ist noch etwas, Mutter, was mich forttreibt von hier.

Etwas da drinnen in meiner Brust, was mich unselig macht . . .“

Er stockte. Eine Art Schamgefühl des Herzens hatte ihn bisher verhindert, seine innersten Beweggründe zu enthüllen. Er gehörte zu den Naturen, die ihre Wunden gern verbergen und denen ihre Seele nicht auf der Zunge liegt.

„Wie soll ich es dir nur sagen, Mutter?“ . . . rief er mit sich kämpfend. „Siehst du dort drüben auf dem Freithof die dunklen Lebensbäume ragen, unter denen der Großvater begraben liegt? Hier, in ihrem Anblick will ich es dir und ihm gestehen. Ich weiß es noch gut, wie der Großvater gestorben ist, und wie ich als kleiner Bub von ihm Abschied genommen hab'. Da hat er mich angeschaut und mühsam die Hand gehoben und mir ein Kreuz auf die Stirn gemacht. Und mit schon schwerer Zunge hat er mahnend noch das eine Wort zu mir gesprochen, das sein letztes gewesen ist: Gottesfurcht! Immer hab' ich mir vorgenommen, seine letzte Mahnung zu beherzigen und ihrer nie zu vergessen. Und dennoch Mutter, dennoch —!“

Er weinte und sank der Mutter an die Brust: „Ich habe meinen Gott verloren, Mutter, ich habe keinen Gott mehr!“

Die Mutter erschrak heftig.

„Du wirst doch nichts Unrechtes getan haben, Lebold?“ fragte sie zitternd.

Er richtete sich wieder auf und trocknete seine Tränen.

„Nicht mit Absicht,“ sagte er; „und nicht mit meinem Wissen. Und doch komm' ich mir vor wie ein Verlorener, wie ein Ausgestoßener, wie einer, der nicht würdig ist, mit euch zu leben.“

Die Mutter überlegte.

„Du bist zu streng gegen dich selbst,“ sagte sie milde. „Das hast du vom Vater, der immer streng

gegen andere, aber noch viel strenger gegen sich selbst gewesen ist. Als Knabe zwar, da hast du mir immer den Eindruck gemacht, als wär' dein Wesen heiter und frei; und dann aber ist eine Zeit gekommen, wo du dich in dich selbst verkrochen und vielleicht mehr über die Dinge der ewigen Seligkeit nachgedacht hast, als gut ist. Es ist mir nicht entgangen, und ich hab' es wohl bemerkt, wie schwer du die geistlichen Lehren genommen hast, aber ich hab' auch gewußt, daß jeder sich mit diesen Dingen selbst auseinandersetzen muß, wenn ein rechter Mann aus ihm werden soll, und daß niemand ihm dabei helfen kann. Vielleicht war dein Herz zu empfänglich für die gewöhnliche Art der Lehrer und Katecheten, die mehr auf verstockte Gemüter berechnet ist. Und so hast du dich gequält und quälst dich noch, wie ich sehe, und das ist freilich das Richtige nicht. Wirf alles von dir, was dich beengt, und halte dich allein an Gott, so wirst du ihn wiederfinden, und er wird sich gerne finden lassen."

„Laß mich beichten, Mutter, wie alles gekommen ist," sagte Lebold, „so wird mir leichter sein, und du wirst mich verstehen und wirst mir nicht mehr zürnen, daß ich fortmöchte. Ich weiß nicht, bin ich so ganz anders gewesen als meine Kameraden — sie alle haben in der Trivialschule und die meisten auch später denselben Lehrer und Katecheten und die nämlichen Religionsbücher gehabt wie ich, und in der Kirche und in der christlichen Unterweisung ist ihnen dasselbe gesagt worden wie mir; und doch hab' ich immer gesehen, wie sie alles ohne Bedenken aufgenommen und in der Kirche das, was notwendig war, erfüllt haben, und dann wieder, als ob nichts weiter wäre, zu ihrer Beschäftigung und zu ihren Spielen zurückgekehrt sind. So ist es wohl auch bei mir lange gewesen. Aber an einem Tage, ich weiß nicht, wie es geschehen sein mag, da hab' ich mich gleichsam auf mich besonnen, und da war ich auf

ganze Geschichte — nicht? Jeden Tag freu' ich mich darüber, wie klug das alles ist."

Melcher stimmte zu.

„Ich denk' mir's öfters, wenn ich so web'," sagte Lebold, „wie dankbar man eigentlich sein muß. Ich stell' mich dazu und hab' den Nutzen von all den guten Einfällen und Erfahrungen. Und hundert und hundert Jahre waren notwendig, und tausend und tausend Menschen haben das Weben probiert, eh' daß alles so vernünftig und zweckmäßig hat gemacht werden können, wie es an meiner Bandmühl' da ist. Und doch ist es wieder nicht genug, daß man sich einfach dazu stellt. Ja, wenn der Stuhl einmal eingerichtet ist! Aber einen Stuhl einrichten, schon für gewöhnliche Bandeln, und gar erst für schwerere, gemusterte — da lernt einer nicht aus! Und der Herr Vater hat ganz recht, daß er mich noch nicht freispricht, und daß er überhaupt mehr von mir verlangt als von den anderen Gesellen; weil ich ja auch einmal den anderen Gesellen soll zeigen können, was sie nicht wissen, so wie er uns jetzt alles zeigt."

Er webte weiter, und von seinen dreißig Ketten glitt ein gut Stück verwebt unter die Liegbank. Nach einer Weile hielt er wieder ein.

„Es ist nur ein Menschenwerk, so eine Bandmühl'," sagte er; „aber gerade weil der Mensch mit seiner Vernunft es ausgedacht hat, ist es auch ein Teil der Schöpfung. Ehrfurcht muß man vor so einem Ding haben wie vor einem Pflug. Denn beim Brotbauen allein können die Menschen doch nicht stehen bleiben. Es kann der Wille nicht sein, daß sie ihren Verstand nicht gebrauchen und nichts anderes sonst ausdenken sollen. So muß doch das Vorwärtsgehen und nicht das Stehenbleiben das Richtige sein, das ihnen natürlich ist. Nur üppig sollen sie freilich nicht werden dabei, und darum hat der Herr Vater wiederum recht, daß er streng ist und uns knapp halten tut. Wer mit dem Zeiselwagen zu fahren ge-

wohnt ist, sagt er, der lernt das Fiakerfahren leicht. Aber umgekehrt nicht."

Ein tiefes Schwingen und Brummen lag plötzlich in der Luft. Es war die große Glocke von St. Laurenz, die geläutet wurde. Das bedeutete Feierabend. Die Weber im Saale stellten das Weben ein, aber nicht sofort, sondern mehr nach und nach, es wollte keiner der erste sein, und keiner den Maurern gleichen, denen man nachsagte, es falle ihnen die Kelle aus der Hand, sobald die Glocke schlage. Ein jeder bastelte noch eine Weile herum, bevor er ganz aufhörte, und mancher webte noch schnell das Stück zu Ende, das er sich vorgesetzt hatte, und andere suchten ihr rascheres Aufbrechen zu bemänteln, indem sie ihren Kameraden gegenüber fallen ließen, die Schere sei stumpf, sie müßten doch geschwind schauen, ob sie nicht noch den Schleifer fänden, oder am Stiefel fehle etwas, vielleicht hätte doch der Schuhflicker noch offen, wenn sie sich recht beeilten.

Jetzt legte auch Lebold seine kleinen Geräte in Ordnung, breitete ein Tuch über die Ketten, um sie vor Staub zu schützen, und forderte den Freund auf, mit ihm hinunterzukommen.

Der Garten des Schrollhauses, der hinter den Hofflügeln des Fabriksgebäudes anfing, hatte eine bedeutende Ausdehnung und erstreckte sich in der Breite des Hauses bis knapp an den Linienwall. Blumen wurden darin nicht gezogen, aber die umfangreichen Rasenflächen, die breiten Kieswege und die mächtigen Bäume gaben ihm das Gepräge eines Parkes. Bevor die Benediktinerabtei zu den Schotten, durch mißliche Geldverhältnisse genötigt, sich entschlossen hatte, ihre ausgedehnten Felder und Weinberge zwischen St. Ulrich und dem Linienwall zu Baugründen zu widmen, hatte sich hier ein Stiftspark befunden, den die geistlichen Herren im Sommer benützen konnten. Aber das Schottenstift war zu weit entfernt, als daß sie viel davon Gebrauch gemacht hätten. Darum

wurde, als sich ein Käufer dafür fand, der Park ebenso wie jedes andere Flurstück dieser Gegend als Bauplatz veräußert. Aber ein paar verwitterte Sandstein-Engel und -Heilige, die zwischen den Büschen träumten, zeugten noch von seiner früheren Zugehörigkeit zu einem geistlichen Besitze.

Langsam gingen sie selbander unter den hohen Bäumen hin, von denen schon ab und zu ein gelbes Blatt wie ein winziger, auf Wellen schaukelnder Kahn herniederschwebte.

„Vielleicht ist es so bestimmt," sagte Lebold, „daß wir zwei alte Kriegskameraden aus dem ‚Blauen Guguck' bald wieder einmal Krieg spielen werden wie damals. Tät' mich freuen, wenn es so käme, daß wir auf demselben Schlachtfeld miteinander stünden, und wenn wir gemeinsam mittun könnten, dem Napoleon einmal die Faust zu zeigen! Aber dasmal wird nicht mit Kieselsteinen bombardiert werden, dasmal wird es ein bissel ernster zugehen. Wenigstens wird man wissen, für was man es tut!"

„Du willst dich also wirklich zum schottischen Freibataillon melden?" fragte Melcher.

„Und da kannst noch fragen?" rief Lebold. „Wir werden doch nicht warten, bis die Franzosen wieder nach Wien herein marschieren! Wir werden doch nicht ruhig zuschauen, wie der welsche Taschenspieler die Könige allez passez machen läßt und diesmal vielleicht zur Abwechslung den König von Spanien nach Neapel und den König von Neapel nach Westfalen und den König von Westfalen etwa nach — Österreich setzt? Nein, in der Zeit jetzt, in der wir leben, kann ein Österreicher und ein Wiener seinen Kaiser nicht im Stich lassen!"

Melcher erinnerte sich der schönen Ansprachen, die sein Rittmeister und sein Oberster schon an die Schwadronen gehalten, und an die Knüffe und Püffe und Flüche, in die dann der Wachtmeister die schwungvollen Reden übersetzt hatte.



„Wahr ist es schon,“ sagte er; „und schön von dir, daß du so denkst. Aber überleg' dir's noch einmal! Schinden tun sie einen schon ordentlich beim Militari.“

„Wird auch noch auszuhalten sein,“ sagte Lebold. „Ich hab' mir's schon genug überlegt: ich tu' mit. Und ich bin froh, daß ich ein großes Ziel vor Augen haben kann. Denn so oder so — heraus muß ich jetzt da einmal.“

Er machte eine Bewegung, als ob die schweren Laubkronen der Bäume, unter denen sie standen, auf ihn drückten. Vom Laurenziturm schollen die letzten Schwingungen des ausklingenden Abendgeläuts und rollten wie in breiten, ehernen Wogen über den Garten hin, sich an den Mauern des Hauses gleich einer Brandung brechend.

„Ich kann diese Glocke nicht mehr hören,“ sagte er, „und ich kann den Turm nicht mehr anschauen, den ich, seit ich denken kann, von meinem Fenster aus sehe, und das Haus ist mir zu eng und der Hof zu dumpf und der Garten nicht weit genug. Ich muß heraus aus dieser ganzen Umgebung, sie erstickt mich, ich hab' keine Freud' mehr an nichts, meine Bandmühl' sogar ist mir fast verleidet.“

„Ja schau, Lebold, was hast denn eigentlich?“ fragte Melcher gutmütig und besorgt. „Vertragst dich nicht mit deinem Alten? Oder ist dir sonst was übers Leberl geloffen? Schau, es könnt' dir doch sonst so gut gehn! Ich wär' froh, wenn ich an deiner Stell' wär'!“

Sie hatten sich auf einer altersgrauen Steinbank niedergelassen, zu Füßen eines geflügelten Engels, der einem Kind, das vor ihm stand, die Hand aufs Haar legte und mit der andern Hand gegen Himmel wies. Lebold stützte das Gesicht in die Hand und schwieg. Melcher kam sich auf einmal so mannhaft vor in seiner schönen Uniform, dieser unversehens hervorgebrochenen Jünglingssehnsucht gegenüber. Es

gefiel ihm, den Erfahrenen und Reifen zu spielen und den flotten Soldaten obendrein.

„Kann mir's schon denken," sagte er lächelnd. „Werden halt Weibersachen sein!"

„Ich kann es dir nicht ganz erklären," sagte Lebold ernst und wieder aufschauend. „Weil ich es selbst nicht ganz versteh'. Weibersachen sind es nicht. Dazu hab' ich noch nie Zeit gehabt. Der Herr Vater sorgt schon dafür, daß ich Abends müd' bin und froh, wenn ich schlafen kann, und da hat er auch ganz recht. Auskommen tu' ich auch mit ihm soweit, weil ich weiß, daß er mir's gut will, und weil ich ihm deswegen immer in allem gefolgt hab'; dasmal ist das erstemal, daß ich meinen eigenen Kopf aufsetz': wegen der Landwehr. Also, das wär' es nicht. Es ist etwas anderes. Aber ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Ich bin nicht recht fertig mit mir. Noch wie in einem Übergang bin ich drin. Noch gar kein rechter Mann bin ich, der weiß, was er sich von der Welt denken soll. Mir ist immer, ich müßt' mich erst suchen und erst selber finden. Und an meiner Bandmühl' find' ich mich nicht, da bleibt es immer das Nämliche. Und freilich führt das ewige Folgen und Folgen, was im Haus das A und Z ist, auch nicht zur Befreiung. — Ich muß fort!" wiederholte er. „Ich muß mir ein bissel frischen Wind um die Ohren sausen lassen, und wenn es gar Kartätschen sind — um so besser!"

„No ja, dann wird es schon das Richtige sein," meinte Melcher halb überzeugt. Er zeichnete mit dem Ortband seines Schwertes Figuren in den Sand. Nach einer Weile sagte er: „Du, richtig, die Wettl aus dem ‚Blauen Guguck' läßt dich schön grüßen."

Lebolds Züge hellten sich auf.

„Wirklich? Läßt sie mich grüßen? Hat sie dir's aufgetragen?"

Jetzt machte sich's Melcher erst klar, daß sie ihm eigentlich gar nichts aufgetragen hatte. Er wollte

nicht gerade lügen, und er wollte auch nicht ganz widerrufen. Er machte es wie ein richtiger Kronprinzen-Kürassier, der nicht rechts und nicht links schaut und seinem Pferd die Sporen gibt und über die Hindernisse hinwegsetzt.

„Und von der Fany soll ich dir einen recht schönen Gruß bringen! Und du möchtest morgen nachmittag zu ihr kommen. Wir kommen alle hin, die Wettl und ich und du und noch mehrere alte Freund' aus dem Guguckgarten. Damit wir wieder einmal alle beisammen sind. Gelt, du kommst sicher?"

Er meinte das Hindernis glücklich genommen zu haben. Aber da lag er schon im Graben.

„Und hat dir die Wettl wirklich einen Gruß aufgetragen?" fragte Lebold wieder.

„Wir haben halt miteinander geredet, alle drei," sagte er, die Dinge möglichst durcheinandermengend und verschleiernd; „und wie ich weggegangen bin, sind mir dann Grüße aufgetragen worden. Die Einladung hat mir die Fany besonders eingeschärft, und die hab' ich jetzt auch ausgerichtet. Und gesehn hab' ich dich auch, und morgen sehn wir uns wieder, und jetzt werd' ich halt nachher wieder schön langsam gehn . . ."

Sie plauderten noch über dies und das, und dann schickte er sich wirklich an zu gehen, und Lebold begleitete ihn noch durch den Garten und durch den Hof, bis zum Haustor. Nachdem er sich verabschiedet hatte, kehrte Lebold in den Garten zurück und durchmaß ihn der ganzen Länge nach und ging bis ans äußerste Ende hinunter, wo ein kleiner Hügel sich erhob, der eben hoch genug war, daß man über den Linienwall hinwegsehen konnte. Auf dieser Erhebung stand, noch aus der Zeit, wo der Park angelegt worden war, ein gemauertes Gartenhaus in verzopftem und verschnörkeltem Stil, mit einigen gleichsam sich krümmenden Urnen auf jeder Seite des Daches, aus denen wilde, steinerne Flammen schlugen. Dieser

Pavillon, der einst den geistlichen Herrn Benediktinern zum Auslug gedient hatte, war von ihnen die Gloriette genannt worden, und der Name hatte sich erhalten. Über den kleinen flachen Sandplatz vor der Gloriette breitete ein alter mächtiger Kastanienbaum seine Äste, dessen Blätter jetzt schon anfingen gelb zu werden, und an seinen Stamm gelehnt befand sich eine Bank.

Lebold liebte diesen Platz, weil er der freieste im Garten war und einen weiten Ausblick gewährte. Er ließ sich nieder und verlor sich in Sinnen und schaute dabei über die gewellten Felder und Wiesen und das kleine Dorf Ottakrin hinweg auf die sanft geschwungenen Hügel des Wienerwaldes, die immer ferner und immer höher wurden und schon im herbstlichen Kleide prangten. Und er flog mit seinen Gedanken in den unergründlichen Abendhimmel hinein, der noch licht und goldig war, obgleich zur Rechten, hoch über dem Schmelzer Friedhof, der mit seinen schwarzen, zypressenartigen Bäumen wie eine Märcheninsel auf der grauen Heide schwamm, schon der erste blasse und kaum sichtbare Stern zitterte.

So befand Lebold sich fast in einer anderen Welt, in Land der Träume und nicht im Land der Wirklichkeiten, als eine Stimme hinter ihm, die leise seinen Namen aussprach, ihn auf die Erde zurückrief. Eine sanfte, liebende Hand legte sich auf seine Schulter. Er wendete sich um und erblickte seine Mutter. Da ergriff er diese einzig gute, treue Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen.

* *
*

„Und so willst du uns wirklich verlassen, Lebold?" sagte sie traurig. „Ich kenn' dich nicht mehr: sonst warst du uns stets ein gehorsamer Sohn, und das Wort des Vaters hat bei dir gegolten. Und jetzt bietest du ihm Trotz?"

Es schmerzte den jungen Mann, seine Absichten so streng beurteilt zu sehen.

„Glaub mir, Mutter!“ rief er, „es geschieht nicht aus Trotz! Es geschieht, weil ich nicht anders kann!“

Sie schüttelte traurig den Kopf und setzte sich neben ihn. Er verehrte, er liebte seine Mutter über alles, ihr gramvolles Aussehen schnürte ihm das Herz zusammen. Sie war eine blasse, schlanke Frau mit fast schwarzem, schon leicht angegrautem Haar und ruhigen, ernsten Augen, die klug und zugleich sinnend blickten. Jetzt ergriff sie Lebolds Hand und sagte eindringlich:

„Wir haben über diese ernste und wichtige Sache, die wahrscheinlich über dein ganzes Leben entscheidet, noch nicht miteinander geredet. Du hast deine Eltern diesmal nicht um Rat gefragt. Der Vater ist zornig darüber und will deine Gründe gar nicht hören. Eine Mutter aber ist nicht zornig, wenn ihr Kind ihr weh tut. Und darum will ich jetzt mit dir reden. Du sollst mir sagen, was eigentlich in dir vorgeht. Vielleicht kann ich dir raten. Vielleicht kann ich dir zeigen, daß du vorschnell und nicht zu deinem Besten handelst. Vielleicht machst du dir selbst erst alles recht klar, wenn wir darüber sprechen. Und vielleicht kommst du noch zur Einsicht, daß du auf dem falschen Wege bist. Denn auf falschem Wege bist du, will mir scheinen. Du, so weichherzig, so verträglich und sanft, so fügsam sonst gegen deine Eltern, so gutmütig gegen deine Geschwister, so nachsichtig gegen die Arbeiter und gegen die Dienstboten — du willst jetzt in den Krieg gehn und Menschen töten?“

„Es wird mir davor schaudern,“ sagte Lebold. „Aber das Leben ist hart, und das Leben ruft mich. In dieser Zeit, in der wir leben, gehört einer nicht mehr seiner Arbeit und seinem Hause. In dieser Zeit kann nicht jeder tun, wie er mag. . . . Und dann ist noch etwas, Mutter, was mich forttreibt von hier.

Etwas da drinnen in meiner Brust, was mich unselig macht . . ."

Er stockte. Eine Art Schamgefühl des Herzens hatte ihn bisher verhindert, seine innersten Beweggründe zu enthüllen. Er gehörte zu den Naturen, die ihre Wunden gern verbergen und denen ihre Seele nicht auf der Zunge liegt.

„Wie soll ich es dir nur sagen, Mutter?" . . . rief er mit sich kämpfend. „Siehst du dort drüben auf dem Freithof die dunklen Lebensbäume ragen, unter denen der Großvater begraben liegt? Hier, in ihrem Anblick will ich es dir und ihm gestehen. Ich weiß es noch gut, wie der Großvater gestorben ist, und wie ich als kleiner Bub von ihm Abschied genommen hab'. Da hat er mich angeschaut und mühsam die Hand gehoben und mir ein Kreuz auf die Stirn gemacht. Und mit schon schwerer Zunge hat er mahnend noch das eine Wort zu mir gesprochen, das sein letztes gewesen ist: Gottesfurcht! Immer hab' ich mir vorgenommen, seine letzte Mahnung zu beherzigen und ihrer nie zu vergessen. Und dennoch Mutter, dennoch —!"

Er weinte und sank der Mutter an die Brust: „Ich habe meinen Gott verloren, Mutter, ich habe keinen Gott mehr!"

Die Mutter erschrak heftig.

„Du wirst doch nichts Unrechtes getan haben, Lebold?" fragte sie zitternd.

Er richtete sich wieder auf und trocknete seine Tränen.

„Nicht mit Absicht," sagte er; „und nicht mit meinem Wissen. Und doch komm' ich mir vor wie ein Verlorener, wie ein Ausgestoßener, wie einer, der nicht würdig ist, mit euch zu leben."

Die Mutter überlegte.

„Du bist zu streng gegen dich selbst," sagte sie milde. „Das hast du vom Vater, der immer streng

gegen andere, aber noch viel strenger gegen sich selbst gewesen ist. Als Knabe zwar, da hast du mir immer den Eindruck gemacht, als wär' dein Wesen heiter und frei; und dann aber ist eine Zeit gekommen, wo du dich in dich selbst verkrochen und vielleicht mehr über die Dinge der ewigen Seligkeit nachgedacht hast, als gut ist. Es ist mir nicht entgangen, und ich hab' es wohl bemerkt, wie schwer du die geistlichen Lehren genommen hast, aber ich hab' auch gewußt, daß jeder sich mit diesen Dingen selbst auseinandersetzen muß, wenn ein rechter Mann aus ihm werden soll, und daß niemand ihm dabei helfen kann. Vielleicht war dein Herz zu empfänglich für die gewöhnliche Art der Lehrer und Katecheten, die mehr auf verstockte Gemüter berechnet ist. Und so hast du dich gequält und quälst dich noch, wie ich sehe, und das ist freilich das Richtige nicht. Wirf alles von dir, was dich beengt, und halte dich allein an Gott, so wirst du ihn wiederfinden, und er wird sich gerne finden lassen."

„Laß mich beichten, Mutter, wie alles gekommen ist," sagte Lebold, „so wird mir leichter sein, und du wirst mich verstehen und wirst mir nicht mehr zürnen, daß ich fortmöchte. Ich weiß nicht, bin ich so ganz anders gewesen als meine Kameraden — sie alle haben in der Trivialschule und die meisten auch später denselben Lehrer und Katecheten und die nämlichen Religionsbücher gehabt wie ich, und in der Kirche und in der christlichen Unterweisung ist ihnen dasselbe gesagt worden wie mir; und doch hab' ich immer gesehen, wie sie alles ohne Bedenken aufgenommen und in der Kirche das, was notwendig war, erfüllt haben, und dann wieder, als ob nichts weiter wäre, zu ihrer Beschäftigung und zu ihren Spielen zurückgekehrt sind. So ist es wohl auch bei mir lange gewesen. Aber an einem Tage, ich weiß nicht, wie es geschehen sein mag, da hab' ich mich gleichsam auf mich besonnen, und da war ich auf

einmal wie allein mitten in der großen Welt, und dort oben, irgendwo hinter den Wolken oder hinter den Sternen, da war der liebe Gott. Und alle die vielen, vielen andern Menschen, die noch da waren, die waren nicht imstande, mir zu ihm zu helfen, und wo ich gegangen und gestanden bin, war ich mit ihm allein. Da hat mein Herz sich ihm aufgetan, und ich hab' mir vorgenommen, so gut und so rein zu sein, daß ich ihm gefallen möchte. Und immer hab' ich nur an ihn denken können, und er war gleichsam immer bei mir, und ich war so erfüllt von ihm, daß ich wie in einer andern Welt umhergegangen bin, und meine Kameraden haben mich ausgelacht und einen Traumwandler gescholten. Ich aber bin glücklich dabei gewesen und hab' mich nicht um sie gekümmert."

„Siehst du, Lebold," sagte die Mutter, „so hätt' es doch auch bleiben können? Und wenn es nicht so geblieben ist, so kann es doch wieder werden, wie es damals gewesen ist!"

„Ja, wenn es möglich wär', daß man nach einem innern Leben voll Enttäuschung wieder zum reinen, vertrauenden Kinde würde! Aber wenn mir einer mit unverständiger Hand in eine Seidenkette hineingreift und die Fäden bricht, verrüttet und verknüpft, so kann ich nie wieder ein glattes Band daraus weben."

Er schwieg traurig und lauschte dem Abendwind, dessen leises Rauschen durch die Blätterkrone zu ihren Häupten strich.

„Das Herz des Menschen hat Wunderkraft in sich," sagte die Mutter. „An sie zu glauben, sollen wir niemals aufhören. Aber wie ist es geschehen, daß du deinen Gott verloren hast?"

„Da ist also einmal die österliche Zeit herangekommen, und der Katechet hat mit uns besondere Unterweisungen und Ermahnungen veranstaltet, um

uns recht würdig zu machen für die Osterbeichte. Es ist mir auf einmal alles ganz neu vorgekommen, was er da gesagt hat. Aber ich hab' mich nicht darüber freuen können. Das war mein Gott nicht, den ich im Herzen trug! Der meinige war groß und frei und freudig und ein reiner Geist, wie es ja auch im Katechismus steht, wenn er gleich in meinen Gedanken vielleicht einen großmächtigen weißen Bart gehabt hat. Aber was hat es dagegen bei unserm Katecheten für Götter gegeben! Da hätten wir zum allerheiligsten Herzen Jesu beten sollen und Johannis-Nepomucenische-Andachten verrichten und die Ablässe, besonders den Porziunkula-Ablaß, nicht versäumen sollen! Und Litaneien haben wir singen müssen, zur heiligen Maria, der Zier und dem Glanz des Karmelberges, und zum heiligen Joseph, dem Schirmer und Patron des Karmeliterordens, und die heilige Therese, die hat gar die Wiese der Tugenden geheißen und der Glanz des Glaubens, das Schloß der Liebe und das Paradeis der Ergötzlichkeiten Gottes, die Schreibfeder des Heiligen Geistes, die Verehlichte mit dem Nagel des Kreuzes — und ich weiß nicht, was sonst noch alles! Da waren Gebete zur Seitenwunde Christi und zum heiligen Schweißtuch und zum heiligen Holz des Kreuzes, und in der Kirche im Schöff, wo wir manchmal zum Gottesdienst hingegangen sind, da war unser Gesang nicht: Herr, sei bei mir; da haben wir gesungen: O Maria, dein Gnadenbild sei meine Zuflucht, Schutz und Schild! Als ob wir zu Götzendienern sollten erzogen werden! Und wie hat bei dem allen Gott selbst ausgesehen! Ein Barnabiter, der als berühmter Prediger den Patres von St. Laurenz im Schulgottesdienst geholfen hat, der hat gemeint den Herrgott entschuldigen zu müssen, daß er auch die Seele eines Sünders noch in ihrem Leib lasse, und hat uns eröffnet, das tue er nur deswegen, damit er ihr im Jenseits inzwischen noch größere Qualen vorbereiten könne!"

„Es hat unser Kaiser Joseph nicht lange genug gelebt,“ sagte die Mutter. „Man hört solche Dinge jetzt wieder. Aber ein gesundes Gemüt muß sie überwinden.“

„Auch das meinige hat sich dagegen gewehrt,“ sagte Lebold, „und an seinem Gott festgehalten. Aber einmal hat der Katechet eine kleine Geschichte erzählt, die mir Schrecken eingejagt hat. Von einem andern Katecheten hat er erzählt, der auch so wie er zur österlichen Zeit junge Leute zu unterweisen gehabt habe, und geradeso wie in jenem Zimmer, in dem wir unterwiesen worden sind, habe ein Bild der schmerzhaften Muttergottes an der Wand gehangen, mit sieben Schwertern im Herzen. Aber auf einmal sei durch ein Wunder noch ein achtes Schwert im Herzen der Jungfrau zu sehen gewesen, und daran hätte man also erkannt, daß ein räudiges Schaf unter der Herde sei und einer von den Zuhörern hartnäckig im Stand der Todsünde verharre. — So einer aber, hat unser Katechet gesagt, ist sicher auch hier unter uns, und vielleicht weiß der es gar nicht einmal und glaubt noch Gott wohlgefällig zu sein. Denn gerade die Hoffärtigen sind die Schlimmsten, die Gott auf eigenen Wegen suchen wollen und wie die Ketzer meinen, der Glaube tue es allein, und die frommen Gebete und Ablaßwerke und die Verehrung und Fürbitte der Heiligen und das Fasten und Messehören und die heiligen Sakramente der Buße und des Altars, das alles zähle für nichts! O Mutter, was hat mein junges Herz da gelitten! Alle Blicke, hab' ich gemeint, müßten auf mich gerichtet sein, und jeden Augenblick war ich gefaßt, auf dem Bilde an der Wand noch ein Schwert erscheinen zu sehen. Denn vielleicht könnt' es doch gerade mit mir so stehen, ist mir eingefallen, und vielleicht bin ich wirklich nicht im Zustand der Gnade! Und vielleicht will wirklich Gott eine solche Art der Verehrung, wie der Katechet es sagt, und verschmäht meinen einfachen

Gottesdienst des Herzens? Und mir ist gewesen, als ob der Katechet mir manchmal einen betrübten und vorwurfsvollen Blick zugeworfen und sein Wort an mich besonders gerichtet hätt'. So hab' ich halt nach und nach das Zutrauen in mich und meinen Gott verloren. Und jetzt hab' ich angefangen, mich nach einem Ersatz dafür umzuschauen, und so bin ich schließlich ein streng Kirchlicher geworden. Aber ich kann nicht sagen, daß ich jetzt getröstet war. Im Gegenteil. Jetzt hat die Not erst recht angefangen."

„Mein armes Kind!" sagte die Mutter. „Daß dir so schwer geworden ist, was vielen andern nicht die geringste Sorge macht! Aber sei getrost! Denen, die um ihn gerungen haben, verschließt Gott sich auf die Dauer nicht!"

„Der Katechet," fuhr Lebold fort, „der hat uns zur Vorbereitung auf die Osterbeichte ein kleines Büchlein zur Gewissenserforschung empfohlen, einen sogenannten Beichtspiegel. Ich seh' mich noch heut' oben in meinem Zimmer sitzen, vor diesem gedruckten mönchischen Berater, der lüstern in alle Herzensfalten hat hineinleuchten wollen. Nach hundert und hundert Dingen hat er gefragt, da ist mir erst bekannt geworden, was man alles treiben kann, und was für eine abwechslungsreiche und mannigfaltige Kunst das Sündigen ist. Aber viele Dinge waren, die ich nur halb verstanden oder gänzlich mißverstanden habe, und gerade darin, meint' ich, könnt' ich gesündigt haben, weil ich eben nicht gewußt hab', was damit gemeint war. Es war in der Osterwoche, und die Glocken vom Laurenziturm haben geläutet, da bin ich ans Fenster geflohen vor diesem neugierigen Frager, der mir mehr wie ein Teufel als wie ein gutmeinender Berater vorgekommen ist, und hab' das Fenster aufgemacht, und die ehernen Stimmen sind zu mir hereingekommen und haben mich getröstet. Aber mit einmal haben die Glocken aufgehört zu läuten, sie seien nach Rom geflogen, hat

es geheißen. Da war mir, als wär' ich jetzt ganz verlassen und wieder allein mit dem Beichtspiegel, der mich ganz verwirrt und zaghaft gemacht hat durch sein vieles Fragen. Hast du dies getan? Hast du jenes unterlassen? Hast du dich gegen die zehn Gebote Gottes vergangen? Und gegen welches? Und wie oft? Und auf welche Weise? Oder gegen die fünf Gebote der Kirche? Und wiederum gegen welches und wie und wie oft? Und wie steht es mit den sieben Hauptsünden? Und mit den sechs Sünden wider den Heiligen Geist? Und mit den vier himmelschreienden und den neun fremden Sünden? Und jede Sünde hat man wieder auf hunderterlei Art begehen können, in Gedanken, Worten und Werken. Überall Sünden, nichts als Sünden, so als ob die ganze Welt nichts anderes sei als ein unendliches Sündigen und Zerknirschtsein. Gegen was alles, gegen wen allen, auf wie verschiedene Art und Weise man doch sündigen konnte! Es ist mir angst und bang geworden. Ein ganzes Sündenregister hab' ich mir angelegt, damit mir ja keine entwischen sollte, alle wollt' ich sie zur Schlachtbank führen und lieber eine zu viel angeben als eine zu wenig. Nur ja keine vergessen! Es wäre eine neue und die schrecklichste der Sünden gewesen, wenn ich das allerheiligste Sakrament des Altars unwürdig und nicht im Zustand der heiligmachenden Gnade empfangen hätte. Und gerade weil ich so vieles nicht verstanden und von mancher Sünde nicht gewußt habe, ob ich sie nicht am Ende doch begangen hätte, bin ich mir bei diesem ausgeklügelten Verhör so schwarz und sündhaft vorgekommen, daß es mir weh getan hat, wie du mich zu Abend geküßt hast, Mutter! Denn mir war, als könnte meine bloße Berührung dich beflecken."

„Dein Gewissen war krank geworden," sagte die Mutter, „wie es wohl vorkommt in der Zeit, wenn man kein Kind mehr und noch kein Erwachsener ist. Aber es nimmt mich wunder, ob dein Beichtvater

dich nicht getröstet und auf den rechten Weg geführt hat?"

„Der geschorene Kopf hinter dem Beichtgitter," sagte Lebold, „der die Stelle Gottes vertreten hat, der mag sich gehörig gewundert haben über meine Sündhaftigkeit. Ich weiß, er hat sicher die besten Absichten gehabt, und ehre seinen Stand. Aber meinen Fall hat er nicht erkannt, sondern all meine krausen und kindischen Selbstanklagen für bare Münze genommen. Auch er hat mich eine Menge Dinge gefragt und gerade solche, von denen ein reiner junger Mensch nichts weiß. Diese Sachen haben ihn so interessiert, daß er nicht müde geworden ist zu fragen, und dazwischen hat er immer wieder eine Prise genommen, damit ihm noch eine Frage einfallen soll. Was hätt' ich da alles beantworten sollen! Dinge, von denen ich nie gehört und geträumt habe! Da bin ich nur immer unsicherer und verzagter geworden, und wir haben einander nicht verstehen können. Schließlich sind mir zur heilsamen Buße zwölf Vaterunser samt Englischem Gruß und zwölf Glaubensbekenntnisse auferlegt worden. Ich hab' sie gebetet, aber es ist mir schwer geworden, zwölfmal hintereinander dasselbe zu beten, ohne anders als mit den Lippen allein zu beten. Und ich kann nicht sagen, daß ich mich danach von meinen wahren und eingebildeten Sünden hätte befreit gefühlt."

Er schwieg. Die Kämpfe und Zweifel von damals wurden ihm wieder lebendig. Manches schöne Jugendjahr hindurch war sein Zustand derselbe geblieben, wie er ihn jetzt der Mutter geschildert hatte. Die ganze Not jener Zeit erwachte aufs neue in ihm. Und wozu war dies alles gewesen? Ist denn die Religion uns zur Qual geschenkt? Und soll sie uns nicht vielmehr zur Freiheit des Herzens und zu wahrer Freudigkeit emporleiten? Warum hatte sie es gerade bei ihm nicht vermocht, wo er so heiß danach rang?

„Für so viele Menschen," sagte die Mutter, „hat die Beichte etwas Erlösendes und Erhebendes. Auch ich empfinde sie als eine wahre Tröstung."

„Und ich will mich nicht vermessen," sagte Lebold, „über die Einrichtungen der Kirche zu urteilen. Nur daß ihr Weg der einzige und allein richtige ist, kann ich nicht glauben. Mich hat er nicht zum Ziele geführt. Es ist mein Gott nicht gewesen, mit dem ich gelebt habe, und manchmal war mir zumute, als sei er hinter mir her wie einer von den Aufpassern, die es bei uns von Polizei wegen gibt. Ich kann es nicht anders sagen, als daß ich die Freud' zu diesem Gott immer mehr verloren hab'. Das war wieder eine arge Sünde, und ich hab' sie natürlich beichten müssen. Da hat es jetzt geheißen, daß ich verdammt und verstoßen sein würde und dahingeworfen wie ein ausgejätetes Unkraut, wo Heulen und Zähneknirschen herrscht. Und niemand war, der das Wort gefunden hätt', mich recht zu beraten und mein krankes Gewissen zu trösten. Nur immer wieder dieselben Fragen nach Dingen, die mich nichts angegangen sind, und immer wieder: Vaterunser und Glaubensbekenntnisse zur heilsamen Buße."

„Es ist mir leider bekannt," sagte die Mutter, „wie manche Diener der Kirche mit dem Beten wüsten. Sie vergeuden und verderben damit eine der schönsten Fähigkeiten des gläubigen Herzens, sich zu dem Unbekannten zu erheben, auf daß wir noch über das Grab hinaus hoffen. Denn wie alle guten Gaben Gottes durch Unmaß in ihr Gegenteil verkehrt werden, so ist es auch mit dem Beten. Der gute Großvater, der dort drüben auf dem Schmelzer Freithof schlummert, hat oft gesagt: Ein alter Wein und ein frommes Gebet — von jedem so viel, als in einen Fingerhut geht!"

„Uns jungen Leuten sind die Gebete schockweis verordnet worden," sagte Lebold. „Da ist es nun einmal so gekommen, daß wir in der Christenlehr'

vom Gelübde gelernt haben. Wenn man Gott im Glauben und im richtigen Geiste Gebete verspricht, so kann man auch etwas dafür erlangen. Und so hab' ich halt einmal zehn recht andächtige Vaterunser versprochen, wenn meine arge Gewissensangst aufhören würde; und richtig ist mir vorgekommen, als ob es in den nächsten Tagen nach diesem Versprechen ein wenig ruhiger geworden wär' in mir. Aber wie ich Abends in meinem Bett mein Gelübde hab' einlösen und die zehn Vaterunser abzahlen wollen, da hat sich etwas Neues und Sonderbares zugetragen. Schon bei dem ersten ‚Vater unser, der du bist . . .‘ hab' ich stocken müssen und bin nicht mehr vom Fleck gekommen. Es waren nur Wörter da, in einer sonderbaren Wortstellung, aber denken hab' ich nichts darunter können. Die Wörter waren mir fremd, als ob sie aus einer ganz anderen Sprache gewesen wären. Ich hab' versucht weiter zu beten: ‚Geheiliget werde dein Name‘ und ‚Zukomme uns dein Reich‘ — es hat sich alles in meinem Kopf gedreht, und ich hab' mir nichts, auch nicht einen Schein von Bedeutung unter all diesen Wörtern denken können. Vergebens hab' ich mich gequält und gequält Nächte lang, es ist alles vergeblich gewesen. Unwürdig hab' ich mich gefühlt, in dieser schönen, weiten Schöpfung zu stehen; aber schließlich hab' ich es erkennen müssen, und es war nichts daran zu ändern: Ich hab' nicht mehr beten können, Mutter, ich hab' nicht mehr beten können!“

Er hielt inne. Der Abend war herabgesunken. Es flimmerten jetzt schon viele Sterne über der Schmelz, aber hinter den in der Ferne sich verlierenden und mehr und mehr in Dunkelheit versinkenden Höhen des Wienerwaldes lag noch immer ein letzter blasser Schimmer des scheidenden Tages. Lebold erhob sich und trat vor die stille, ernste Frau, die nachdenklich auf der Bank saß, ihren Kopf in die Hand gestützt.

„Das ist alles kindisches Zeug, Mutter, nicht

wahr? Es waren die Seelenkämpfe eines unreifen Knaben. Und doch ist etwas von ihnen in meinem Herzen zurückgeblieben. Etwas, das mich durch mein ganzes Leben zu begleiten droht: Eine fürchterliche Leere. Ich hab' meinen Gott nicht wiederfinden können, Mutter, und der, den sie mir dafür gegeben haben, das war nicht der meinige! Damals ist es geschehen, wie ich mich schlaflos auf meinem Lager hin und her gewälzt hab', daß immer wieder, wenn ich hab' beten wollen, eine Stimme dazwischengelacht und gehöhnt hat, und etwas Ungekanntes ist in mir aufgestanden, wie eine teuflische Lust, zu lästern und zu leugnen. Und das war gerade um die Zeit, wo der Schackerl davongegangen ist. Der alte Herr Tollrian hat mich gedauert, weil ihm sein Sohn davongelaufen war, und ich bin manchmal hingegangen. Da hat er mir viel erzählt von seinen philosophischen Dingen, und es sind mir dabei immer mehr Zweifel gekommen. Und das Wort ‚Gott' hat mich jetzt wie etwas ganz Kaltes und Unbekanntes angeschaut, wie etwas, das nur ein Wort ist und keine Seele hat. O, Mutter!" — rief er ausbrechend und warf sich vor ihr auf die Knie, sein Gesicht in ihrem Schoße bergend; „ich bin kein Mensch, der ohne Gott leben kann! Ich brauche einen Gott und habe keinen! Diese Leere, diese Gleichgültigkeit, diese Abgestumpftheit, die jetzt in mir ist, wird mir unerträglich! Ich muß meinen Gott finden, wenn ich leben soll, und hier in dieser altgewohnten Umgebung, an meiner Bandmühl', in diesem Haus, in diesem Hof, in diesem Garten, auf die immer und immer gleich der Laurenziturm herüberschaut — hier find' ich ihn nicht, hier kann ich ihn nicht finden, das weiß ich nun schon. Aber im Donner der Geschütze vielleicht — wenn ich für mein Vaterland kämpfen und dem Tod ins Aug' blicken kann — vielleicht daß ich ihn dann wiederfände und mich in ihm!"

Sie streichelte ihm mit der Hand übers Haar.

„Ich versteh' dich, Lebold," sagte sie. „Es tut mir weh, daß ich dir nicht anders helfen kann, als indem ich dich gewähren lasse; das ist so oft unser hartes Frauenlos. Aber muß es denn wirklich der Krieg sein?"

„Laß mich ziehen, Mutter!" rief er. „Es muß ein hohes, ein würdiges, ein männliches Ziel sein, wenn es mir Heilung bringen soll. Verzeih mir, wenn du kannst, daß ich dir Kummer mache! Aber laß mich ziehen, Mutter, laß mich ziehen!"

Sie senkte jetzt ihr Antlitz auf sein Haar und küßte es.

„Ich hab' dich in Schmerzen geboren, mein Kind, du bist mein, denn keinem gehört ein Mensch mehr an als seiner Mutter. Und ich — ich gebe dich frei!"

Er küßte stumm ihre Hände und blieb vor ihr auf den Knien liegen und lehnte seinen Kopf an ihre Brust und schloß die Augen. Er spürte die Wärme ihres Leibes und hörte ihr Mutterherz pochen, und es war ihm, als hätt' er seit seinen Kindertagen nie wieder so süß geruht.

Sie hatte die Hände über seinem Haupte gefaltet, und ihre heißen Tränen benetzten seine Locken.

„Zieh hin, mein Kind," sagte sie, „und kämpfe, wenn eine innere Stimme es dich so heißt. Es ist dein Gott, der deine Schritte lenkt, ich fühl' es, und er wird dir die Augen öffnen, daß du ihn erkennst. Was es für mich wäre, dich zu verlieren, das kannst du nicht ermessen. Aber einer Mutter Liebe muß nicht nur behüten, sie muß auch wagen können. Zieh hin und kämpfe! Ich kann dir jetzt selber nichts anderes raten: Zieh hin und kämpfe!"

* *
*

In den Empfangszimmern des Hauses „Zum englischen Lord" in der Schottenfelder Kirchengasse ging es lebhaft zu. Nicht blos die jungen Leute,

auch Freunde und Verwandte des Hausherrn und der Hausfrau hatten sich eingefunden. Erst stand man plaudernd in Gruppen beisammen, dann forderte die englische Lady, wie die Dame des Hauses scherzhaft genannt wurde, die Gäste auf, ins Eßzimmer „hereinzuspazieren", wo die Kaffeetische aufgestellt waren. Sie war eine beleibte kleine Frau, die trotz ihrer vorgeschrittenen Jahre noch viel Lebenslust in sich hatte und wie eine Rakete zwischen den Kaffeetischen umherfuhr, um selbst nachzusehen, ob alle gut untergebracht wären und keinem etwas abginge. Da sie die moderne griechische Tracht trug, einen mit Kettchen und Anhängseln umwundenen Pythiaknoten und ein ausgeschnittenes kaiserblaues Oberkleid, das von den Knien abwärts auseinanderklaffte und einen weißen Chiton darunter sehen ließ, so hätten die Gäste sich einbilden können, eine Hebe sorge für ihr leibliches Wohl, hätte die massige Körperlichkeit und das laute, ruschlige Wesen der Lady die süße Täuschung nicht zerstört.

Ein Opfer der Gastfreundschaft, kam sie selbst erst zu ihrem Kaffee, als die übrigen damit fertig waren. Aber sie bat die Gesellschaft, sich dadurch in ihrer freien Bewegung nicht hindern zu lassen, und ganz nach Belieben wieder in die Empfangszimmer „hinauszuspazieren". Die jungen Leute ließen sich das nicht zweimal sagen, und der Pimperonkel ergriff die Gelegenheit, die älteren Herren zu einem Spielchen aufzufordern.

„Ich leiste dir Gesellschaft, Rosalie," sagte die Scheuklappentante zur Hausfrau; aber es war nicht die reinste Selbstlosigkeit, was sie neben Frau Pimper am Kaffeetisch festhielt. Denn auch ihre Kaffeetasse — die zweite freilich — stand noch bis zum Rande gefüllt auf dem damastenen Tischtuch. Es war ein dunkelgrüner Becher von feinstem Wiener Porzellan, mit Goldrändern und einem schwarzen Weinlaubgewinde verziert. Ein schlanker, vergoldeter Fasan,

der seinen Hals und Kopf in zierlichem Bogen hoch über den Tassenrand emporhob, bildete den Henkel. Das gesamte Kaffeegeschirr war von derselben kostbaren Art, nur daß die Goldfasanen der Kannen, die noch auf dem Tische standen, die Väter oder Großväter jener kleineren Fasanenbrut zu sein schienen, die an den Tassen ihre Hälse zu Henkeln reckte und streckte.

Auch die andern anwesenden älteren Damen ließen die Hausfrau nicht im Stich und rückten näher um sie zusammen. Da war die Frau Hirnschal, die Gattin des Erzengels Michael aus der Neustiftgasse, dann die Schrollin, die Gattin des groben Schroll aus der Kaiserstraße, ferner ihre Nachbarin, die Woitech, die Gattin des roten Igels, dann die verwitwete Frau Lein, welche die türkische Tante genannt wurde, und noch mehrere sonst.

Die türkische und die Scheuklappen-Tante waren Schwestern, die eine verwitwet, die andere unverheiratet. Frau Lein hatte vor mehreren Jahren, als aller Augen auf die kriegerischen Vorgänge im Muselmanischen Reiche gerichtet und deshalb die Modestoffe à la Turc aufgekommen waren, einen gedruckten Zitz in türkischem Geschmack für ein Kleid gewählt; weil er aber nur im ganzen Stück erhältlich gewesen, so erwarb sie das ganze Stück. Das Muster gefiel ihr, und sie war zufrieden und ließ den Stoff liegen, und als das erste Kleid abgetragen war, ließ sie ein zweites und später ein drittes von demselben Stoffe für sich anfertigen. Diese Beharrlichkeit hatte ihr den Spitznamen der türkischen Tante eingetragen. Hingegen war der Scheuklappen-Tante ihrer auf den Hut aus grünem Taffet zurückzuführen, den sie, vermutlich ihrer Haarverhältnisse wegen, niemals, auch bei gastlichen Mahlzeiten nicht, vom Kopfe nahm. Er hatte einen haubenartig gefälteten Hinterkopf und eine mächtige, gleichfalls mit grünem Taffet überzogene Blende, die sich knapp an die Schläfen legte

und dann noch weit darüber hinausragte. Dazu trug sie ein modisch hemdartiges Kleid von gleicher Farbe aus Kambrick, den man wegen seines narbigen, an die Haut einer gerupften Gans erinnernden Gefüges Gänsehaut-Kambrick nannte, und um den Hals und den tiefen Ausschnitt des Kleides eine grünseidene Buffante.

Jetzt näherte Melcher, der seine Jause beendet hatte, sich dem Tische, an dem die Damen saßen. Er fühlte sich gehoben und zu vielem Dank verpflichtet, weil er sich mit Recht sagen durfte, daß er gewissermaßen der Anlaß zu dieser „Assemblee" gewesen war. Um seinen Gefühlen Ausdruck zu geben, schlug er die Absätze zusammen und machte eine militärische Verbeugung vor Frau Pimper. Sie nickte ihm wohlwollend zu, mit der gewohnheitsmäßigen Liebenswürdigkeit der Gesellschaftsdame, die es für ihre Pflicht hält, den Sonnenschein ihres Lächelns allen Gästen gleichmäßig zu spenden, und entließ ihn mit einigen freundlichen Worten.

„Ein prächtiger junger Krieger!" sagte sie leise zu den Damen. Alle anerkannten seine gute Erscheinung und sein angemessenes Benehmen.

„Das Militär gibt den jungen Leuten doch gleich einen gewissen Schliff," meinte die türkische Tante. „Wenn ich einen Sohn hätte, er müßte mir Soldat werden."

„Für den Sohn einer Hausmeisterin ist es gut," sagte die vom „Roten Igel"; „aber einen Bürgerssohn erzieht die Familie. Ich bitte Sie, wozu würde mein Pepi zum Beispiel noch militärischen Schliff brauchen!"

Die Scheuklappentante ergriff mit zwei Fingern den Goldfasan und hob mit einer altjüngferlichen Bewegung, die dem Soldaten zulieb ein wenig geziert ausfiel, ihre Kaffeetasse in die Höhe des Mundes. „Die zweite Schale trinke ich immer kalt," sagte

sie und leerte den Becher auf einen einzigen Zug, als ob es ein Schierlingsbecher gewesen wäre.

Melcher hielt mit der Abmeldung bei der Hausfrau seine dienstlichen Obliegenheiten im Kaffeezimmer für erledigt. Jetzt, meinte er, dürfe er sich dem Vergnügen hingeben und Wettl suchen gehen. Unter den vielen Leuten, die anwesend waren, hatte er sie noch kaum gesehen und nur einen flüchtigen Gruß mit ihr getauscht. Sporenklirrend machte er kehrt und trat dem groben Schroll auf den Fuß, der nicht rasch genug ausweichen konnte, weil die Gäste, die aus dem Speisezimmer in das anstoßende Sitzzimmer strömten, eine Stauung verursachten. Der Kürassier war zu Tode erschrocken, seine Bekanntschaft mit dem von ihm gefürchteten Mann in dieser wenig passenden Form eingeleitet zu haben. Aber eigentlich grob, wie sein Hausname behauptete, schien der alte Herr gar nicht zu sein, nicht einmal unwirsch; im Gegenteil.

„No, no, no, junger Kriegsmann!“ sagte er gutmütig lachend, ohne aus seiner ruhigen, aufrechten Haltung zu fallen.

Melcher stammelte eine Entschuldigung. In Kebach, der daneben stand und den kleinen Unfall mit angesehen hatte, regte sich der Meister. Er fühlte sich gewissermaßen verantwortlich für alles, was Melcher hier tat.

„Noch alleweil ein bissel wie ein junger Hund ist er,“ sagte er gleichsam entschuldigend zum Schroll. „Na ja, wenn einer vom Latzenzieherbuben auf einmal zur Kürassiergröß' aufschießen tut, so hat er halt Arm' und Bein' noch nicht so ganz in seiner Gewalt!“

Der Schroll klopfte Melcher freundlich auf die Achsel.

„Eine Spannung zwischen Bürger- und Soldatenstand wird deswegen nicht gleich eintreten. Das wär' ja jetzt gar nicht erlaubt,“ sagte er, einen Finger hebend und schalkhaft lächelnd, „wo doch von

oben her alles geschieht, die Scheidewand zwischen Verteidigern und Verteidigten fortzuräumen."

Er war ein hochgewachsener, ebenmäßig gebauter Mann von auffallend gerader Haltung, der mit seinem gebräunten, glattrasierten Gesicht, seinem reichen, silberweißen Haar und seinen ruhigen, beinahe schwerfälligen Bewegungen ein wenig an einen trotzigen alten Bauern erinnern mochte. Auch der lange, dunkelgraue Schoßrock mit hohem, umgelegtem Kragen, den er statt des sonst fast allgemein üblichen Fracks trug, konnte diesen Eindruck nur verstärken.

Fany versammelte die Jugend im sogenannten Löwenzimmer um sich, einem großen, dreifenstrigen Gesellschaftsraum, dessen Wände mit einer feinen, silbergrauen Tapete bekleidet waren. Hellere Streifen liefen in gewissen Abständen nebeneinander von der Decke bis zum Boden, und auf jedem Streifchen waren mehrere kleine Kreise aufgefädelt, in denen immer wieder ein winziger grauer Herkules mit einem winzigen grauen Löwen rang. Die aus Seide gewebte Polsterung der Stühle und Kanapees zeigte dasselbe Muster, und alle Möbel standen auf schwarz polierten Löwenbeinen, deren zottige Schenkel und deren Prankenzehen teilweise vergoldet waren. Sogar die schwarze Stockuhr ruhte auf vier zierlichen goldenen Löwentatzen, und auf der großen, mit zartgrauem Schmelz überzogenen Rundsäule des Ofens, auf der sich die Kreise von den Wänden in weißer Glasur wiederholten, setzten winzige Herkulesse unentwegt ihren erbitterten Kampf mit niedlichen Nemeïschen Löwen fort.

Fany war heiter und angeregt; ihre Fähigkeit, über alles zu plaudern, was ihr gerade durch den Sinn fuhr, belebte die Gesellschaft, in der sonst leicht ein steifer und fremder Ton hätte Platz greifen können, wie es wohl geschehen mag, wenn ehemalige Jugendfreunde, die ihr Lebensweg auseinandergeführt hat, sich später wieder begegnen. Sie saß

neben Wettl auf dem Kanapee, während die anderen ihre Polsterstühle vor ihnen in einen weiten Kreis gerückt hatten. Mit der Leichtigkeit, die nur die Übung verleiht, sprang sie von einem Gespräch zum andern und kam, wie man zu sagen pflegt, vom Hundertsten ins Tausendste. Vom Theater erzählte sie und von Spazierfahrten, vom Wetter und von Feuerwerken, von kleinen Neckereien und heiteren Begebenheiten, von Landhäusern und Gesellschaften, von Ausflügen und von schönen Kleidern und von Tanzvergnügungen. Und etwas so schönes wie den neuen Apollosaal, behauptete sie, hätte sie überhaupt noch nicht gesehen.

„Du kennst ihn ja, Wettl, nicht wahr, du bist doch schon dort gewesen?"

Wettl kannte ihn nicht.

„Nein, wie das arme Kind in der Weltgeschichte zurück ist! Wer wird sich denn solche Herrlichkeiten nicht anschauen, wo sie doch in nächster Nähe sind! Aber du hast ihn doch gesehen, und du, und du?"

Alle hatten ihn gesehen, an die sie sich wandte: der Woitech-Pepi, der Sohn vom „Roten Igel", und seine Schwester, die Woitech-Marie; der junge Wendelin Hirnschal, der der kleine Blasengel genannt wurde; die Reckenschuß-Mali, die Tochter von der „Munteren Tyrolerin" in der Zieglergasse; der Lebold aus dem groben Schrollhaus, sogar der Franzl, Lebolds jüngerer Bruder, der auch mitgekommen war; nur Wettl nicht.

„Nächsten Fasching mußt du mir aber mitkommen, Wettl!" rief Fany. „Das hat doch keine Art, sich in die Wirtschaft vergraben und Seide kavilieren und dem Herrn Vater auch noch Korden ziehen, wenn er gerade keinen Latzenzieherbuben hat — als ob nicht Arbeiter genug da wären!"

„O ich tu's gern," sagte Wettl, „das ist mir das allerliebste, wenn ich mithelfen kann!"

„Ja, ja, das weiß ich, aber Unterhaltung muß doch auch sein. Da begreif' ich es, daß die jungen

Herrn nicht mehr tanzen mögen, wie es heißt, wenn die hübschesten Mädeln ihr Licht so unter den Scheffel stellen. — Na also, deswegen brauchst nicht gleich erröten," lachte sie gutmütig; „aber diese Coiffure à la Ninon steht dir wirklich allerliebst."

Sie umarmte sie und drückte sie an sich. Es war ein hübscher Anblick, wie die zarte Blonde im hochgegürteten Battistkleid einen Augenblick in Fanys Armen ruhte, die heute ein lila Samtkleid und im üppigen schwarzen Haar ein mit Goldborte und weißem Seidenhasen verziertes phrygisches Mützchen von gleichem Stoffe trug.

„Ei, nennt man das eine Coiffure à la Ninon?" fragte Wettl, die über und über rot geworden war.

„Und das weiß sie nicht einmal!" rief Fany. „Was sollt' es denn sonst sein?"

„Locken sind's halt," sagte die Wettl. „Aber in den Apollosaal werd' ich wahrscheinlich nicht gehn dürfen."

„Da wird nicht lange gefragt werden, ich nehm' dich einfach mit!"

Wettl seufzte.

„Du weißt doch, daß der Herr Vater sagt, es hätt' noch Zeit bei mir mit dem Tanzen."

„Ja freilich! Immer der Herr Vater und der Herr Vater! Ein aufgewecktes Frauenzimmer wickelt jeden Mann um den kleinen Finger, wenn sie geschickt ist, auch den Herrn Vater; merk dir das!"

„Hoho, Madame!" machte ihr Mann, der junge Pimper; „verraten Sie die Geheimnisse Ihrer Diplomatie nicht!"

Der junge rote Igel, der mit dem Zeitgeschmack ging und gerne mythologisch wurde, sagte:

„Nun sind Sie gewarnt, Pimper. Nun wissen Sie, daß Sie wie Ödip an einem Abgrund stehen, wenn Sie die Rätsel nicht lösen, die diese reizende Sphinx Ihnen aufgibt."

Er fand das geistreich gesagt und strich sich mit

Befriedigung, aber vorsichtig über das rötliche Haar, das er glatt gescheitelt trug, weil er à la Titus schon für etwas überlebt hielt.

„Ich mache keine Geheimnisse aus meiner Art,“ lachte Fany; „aufrichtig wenigstens bin ich, wie der Spitzbube ungefähr, der im Beichtstuhl bekannte: ‚ich stehle‘, und dabei seinem Beichtvater die Börse aus der Kutte gezogen hat. Sehe sich also jeder vor, der mit mir zu tun hat!“

Sie schilderte Wettl die Herrlichkeiten des Apollosaales.

„Und das alles hat man um ein Eintrittsgeld von fünf Gulden,“ sagte sie.

„Fünf Gulden!“ rief Wettl entsetzt. „Wenn das der Herr Vater hören tät'! Fünf Gulden bloß als Eintrittsgeld zu einem Tanzvergnügen!“

„Als ob das gleich ein Vermögen wär'! Fünf Gulden sind doch kein Geld für einen wohlhabenden Mann, wie dein Herr Vater einer ist!“

„Aber du weißt doch, wie er immer aufs Sparen und Einschränken versessen ist. In dem Punkt ist er streng. Wenn ich einmal in einem Monat nur ein bissel mehr für die Wirtschaft brauch' — hui je! Und bei der schrecklichen Teuerung ist schwer mit dem auskommen, was er mir gibt. Jetzt schon wieder sind die Eier auf sechs Kreuzer das Stück gestiegen!“

„Ich will dir etwas ins Ohr sagen,“ lachte Fany; „aber ganz leise, daß es niemand hört, denn es ist ein großes Geheimnis, wiewohl daß es die Spatzen auf den Dächern pfeifen.“

Sie neigte sich an Wettls Ohr und flüsterte so laut, daß alle es hören konnten:

„Ein bissel ein Geizkragen ist er, dein Vater!“

Der Wettl stieg abermals das Blut in die Wangen.

„Nein, das lass' ich über meinen Herrn Vater nicht sagen!“ rief sie entrüstet. „Und es ist auch gar

nicht wahr! Eine schandbare Lug' ist es, wenn das wirklich die Spatzen auf den Dächern pfeifen!"

„Na, na, ich mein's ja nicht gar so wörtlich," lenkte Fany etwas erschrocken ein. „Aber das wirst mir doch nicht abstreiten, daß dein Herr Vater wohlhabend genug ist, um sich und dir mehr zu vergönnen, als er tut."

„Daß er wohlhabend ist, das wird schon sein, denn ich hab' ihn selbst einmal sagen hören: Ich hab' auch soviel wie mancher andere, aber mit der einen Hand zum Fenster hinauswerfen, was ich mit der andern eingenommen hab' — davor tät's mir grausen."

„Da hast du es ja!" frohlockte Fany. „Das ist es ja, was ich sag': das Festhalten macht ihm eine Freud'."

„Das ist aber nicht Geiz, das ist Wirtschäftlichkeit!" rief Wettl eifrig. „Immer sagt er, beim Geldausgeben muß man es machen wie der Sperrkegel am Seidenbaum, auf den die Garnkette aufgewunden ist: nur zizelweis nachgeben. Und damit hat mein Herr Vater sehr recht! Denn wenn kein Sperrkegel wär', so tät' der Seidenbaum immerzu rollen und viel mehr Kette hergeben, als man verweben kann, und die Kette wär' nicht mehr nett und ordentlich gespannt, und alle Fäden täten sich verrütten. Und gerade so ist es, wenn in einem Haus mehr ausgegeben wird, als notwendig ist: das führt nur zu Unordnung und Unzufriedenheit. Denn wenn man immer nachdenken soll, was man sich Überflüssiges schaffen könnt', so kann man nicht an die Arbeit denken; no, und so verliert man halt die Freud' an der Arbeit, und schließlich g'freut einen überhaupt nichts mehr. So denk' ich mir's halt."

Lebold fand es wacker, daß das junge Mädchen der gewandten Frau gegenüber so mutig ihren Vater und ihre Meinung verteidigte.

„Da haben Sie recht, Wettl," sagte er, ihr zu

Hilfe kommend; „an dem, was Sie sagen, daran ist viel Wahres.“

Auch Melcher wollte sich offen zu Wettl bekennen. Er wendete sich an Lebold.

„Wie hast du mir gestern erzählt, daß dein Herr Vater immer sagt? Wer im Zeiselwagen zu fahren gewohnt ist, der lernt das Fiakerfahren leicht; aber umgekehrt nicht!“

Lebold nickte.

„Mein Herr Vater ist auch streng dahinter her, daß nicht zu viel ausgegeben wird,“ sagte er.

„Aber ich bitte, Fräulein Wetti,“ sagte der junge rote Igel; „wenn Pomona mir ihr Füllhorn hinhält und mir Früchte anbietet — warum soll ich ihr denn einen Korb geben?“

„Damit sie die Früchte hineintun kann,“ sagte Wettl; „denn in einem Körbel tragt sie's viel leichter als in einem Füllhorn.“

„Schlagfertig! Höchst schlagfertig!“ rief der Woitech-Pepi und lachte entzückt.

„Geh, du hast dich schon oft an diesen Früchten übereſſen!“ rief die Woitech-Marie in dem krittelnden Ton, der zwischen den beiden Geschwistern üblich war.

„Ich seh' auch nicht ein, warum man sich was abgehn lassen sollt',“ sagte der kleine Blasengel; „ich tu' meine Arbeit, hernach aber will ich mich unterhalten.“

Er war in der Fabrik seines Vaters tätig, der sein Geschäft im Haus „Zum Erzengel Michael“ in der Neustiftgasse betrieb. Und da sie beide, Vater und Sohn, Wendelin Hirnschal hießen, so nannte man auf dem Schottenfeld, um sie von einander zu unterscheiden, den Vater den alten Erzengel und den Sohn, der für sein Alter auffallend beleibt war, den kleinen Blasengel.

„Und wenn mein Herr Vater geizig wär',“ sagte Wettl, in der es noch immer kochte, „so tät'

er nicht jedes Jahr zu Weihnachten die Armen im langen Kellerhaus so reich beschenken. Jeder Pfründner und jede Pfründnerin kriegen ein Paar warme Winterstrümpf' und ein Paar warme Fäustling' aus Küniglhaar und außerdem jeder Mann extra eine warme Tuchkappe mit Ohrlapperln und jedes Weib eine gestrickte Winterhaube. Und bei den Gugelhupfen, die ich für sie backen tu', darf ich die Mandeln und Zibeben nicht anschauen. Und wenn jeder Fabrikant auf dem Schottenfeld neulich, wie für die Landwehr gezeichnet worden ist, so viel aufgeschrieben hätt' wie mein Herr Vater, so wär' noch viel mehr zusammengekommen, als eh' zusammengekommen ist. Also, daß mein Herr Vater geizig wär', das braucht er sich nicht nachsagen zu lassen. Bestimmte Grundsätz' hat er schon, das ist wahr, das ist aber auch ganz in der Ordnung. Denn da ist noch etwas, was ich ihn schon oft hab' sagen hören. Ein Wohlhabender, der sich nicht selbst einschränkt, dem geht es bald nicht besser als einem Armen. Denn wenn man gewohnt ist, sich alles zu vergönnen, so möcht' man immer noch mehr. Und alles, was es gibt, kann man doch nicht haben, dazu ist das größte Vermögen zu klein. So stoßt man bald an die Mauer, über die man nicht mehr hinauskann, und sehnt sich jetzt nach dem Überflüssigen, das einem versagt ist, mit derselben Herzenspein wie der Arme nach dem Notwendigen. Das sind dann armselige Reiche, sagt der Herr Vater, und die gehören mit den Armen in ein Gespann. Denn alle zwei haben sie weniger, als sie haben möchten. Und damit hat der Herr Vater wiederum recht!" schloß sie bestimmt und lehnte sich nachdrücklich in ihr Kanapee zurück.

„Hörst du es?" rief der junge Pimper seiner Frau zu. „Das sind sehr gesunde Ansichten, die die Wettl da vertritt. Die kannst du dir hinters Ohr schreiben, Fany."

„Ach bitte, Thomas, seien wir keine Pharisäer!"

sagte sie. „Ist zum Beispiel dein Pirutsch so notwendig, daß du es gar nicht entbehren könntest? Aber es macht dir eben Vergnügen ein Pirutsch zu besitzen, und darum hältst du es. Und ich sehe auch wirklich nicht ein, warum du nicht solltest.“

„Einfacher wär' es jedenfalls,“ sagte Thomas, „wenn ich gar nicht den Wunsch hätte ein Pirutsch zu besitzen. Übrigens benütze ich das Pferd zugleich als Reitpferd, und so erspare ich noch eines.“

„Ja, weil die Eltern ohnedies den Wagen haben, den wir auch benützen können,“ sagte Fany; „sonst würdest du sicher mit einem Pferd nicht auslangen.“

„Aber ich bitte,“ sagte der kleine Blasengel, „wer's hat, der kann's tun, zu was hat man's denn nachher, wenn man sich nichts vergönnt? Diese Ansichten, die die Fräul'n Wetti da vorbringt, sind Unsinn!“

„Sei so gut, Wendelin, und drück dich ein bissel manierlicher aus!“ ermahnte ihn der Woitech-Pepi.

„No ja, weil's wahr ist,“ sagte er in dem ihm eigenen raunzenden Ton. „Wenn einer das Geld dazu hat, warum soll er sich denn kein Pirutsch halten?“

Wettl war etwas betreten durch die Wendung, die ihre Worte dem Gespräch gegeben hatten.

„Du mußt's nicht so nehmen, Fany,“ sagte sie, „als ob ich dir oder deinem Mann irgend etwas nicht gönnen wollt', das euch Freud' macht. Nur weil du gemeint hast, mein Herr Vater sei ein bissel zu karg, so hab' ich es halt erklären wollen, wie er sich's denkt. Aber der Reiche wird sich deswegen schon mehr vergönnen dürfen als der Wohlhabende, und die Hauptsach' wird immer sein, daß jedes Jahr um ein gutes Stückel weniger ausgegeben wird, als eingeht, weil ja doch immer alles teurer wird, und weil man schon von selbst, auch wenn man dagegen ankämpft, immer mehr Wünsche kriegt, und weil ja auch einmal ein Notfall eintreten kann. Darum sagt mein Herr Vater,

in einer guten Wirtschaft muß es sein wie beim Kettenspulen. Der Faden muß angesammelt werden, daß die Spule immer dicker und dicker wird, damit man später einen Vorrat in der Hand hat, mit dem man schweifen kann. Dagegen in einer schlechten Wirtschaft, da geht es zu wie bei einer Schußspulmaschine, wo nichts weiter geschieht, als daß die Fäden von ein paar großen Spulen auf viele kleine abgewickelt werden. Jetzt — dagegen," sagte sie lächelnd, „wird schon niemand etwas einzuwenden haben."

Die gemäßigte Fassung, die Wettl schließlich ihren Ansichten gegeben hatte, erstickte jeden Widerspruch. Gegen den wirtschaftlichen Grundsatz, daß mehr eingehen müsse, als ausgegeben wird, ließ sich wirklich nichts mehr einwenden, darüber waren alle einig.

„Höchstens der Staat darf mehr ausgeben, als er einnimmt," sagte Thomas lachend; „denn der kann sich damit helfen, daß er immer wieder neue Bankozetteln drucken läßt. Und das Notwendigste, was er zum Leben benötigt, braucht er nicht einmal zu kaufen: die Soldaten. Die nimmt er sich einfach. Nicht wahr, Sie sind gewiß nicht gefragt worden, ob Sie dazu gehen wollen oder nicht?" fragte er Melcher.

Melcher verstand sich gut mit dem jungen Pimper, mit dem er schon vorhin eine längere Unterhaltung geführt hatte. Er gefiel ihm über Erwarten gut, wegen seines einfachen und ruhigen Wesens. Von untersetzter Gestalt und ausgesprochen häßlich, hatte er doch einen gescheiten Kopf und machte einen verläßlichen und besonnenen Eindruck.

Fany war ernst und nachdenklich geworden. Auch sie zweifelte nicht an der Richtigkeit jenes wirtschaftlichen Grundsatzes, der schließlich allgemeine Anerkennung gefunden hatte. Aber vielleicht war ihr Gewissen nicht ganz rein; so unbedingt streng mochte sie sich nicht immer danach gehalten haben. Doch

nahm sie sich jetzt vor, es in Zukunft zu tun, und so waren Wettls Worte vielleicht auch für sie nicht ganz in den Wind gesprochen.

Entschlossen abspringend ging Fany auf einen anderen Gesprächsstoff über.

„Und hat denn keiner von euch etwas von unserm Schackerl gehört?"

Da waren sie nun endlich bei dem Gegenstand angelangt, bei dem es keine trennenden Gegensätze und keine abweichenden Ansichten gab: bei ihren Jugenderinnerungen. Jedes hatte irgend eine kleine Begebenheit besonders im Gedächtnis behalten und gab sie jetzt zum besten, während die andern mit einem beseligten Lächeln lauschten und sich dann meistens auch darauf zu besinnen wußten: ja, so ist es gewesen, ja, so haben wir es gemacht, und so haben wir es getrieben!

Aber was aus Schackerl geworden war, wußte niemand. Man hatte nichts mehr von ihm gehört seit jenem Tage, wo er aus der Wohnung seines Vaters spurlos verschwunden war.

„Es ist recht garstig von ihm," sagte Wettl, „daß er den alten Tollrian so im Ungewissen über sich läßt."

„Aber man kann ja gar nicht wissen, ob er überhaupt am Leben ist?" meinte die Reckenschuß-Mali.

„O, der Schackerl geht nicht unter," rief Fany; „am Leben ist er sicher. Der hat sich schon durchgeschlagen, darauf möcht' ich schwören. Vielleicht taucht er auf einmal als ein reicher Engländer auf, oder als ein amerikanischer Goldgraber, oder so etwas. Bei dem muß man auf alles gefaßt sein."

„Es ist ihm halt zu fad' geworden bei seinem Vater," meinte der kleine Blasengel; „ich kann das begreifen. Immer in der Zieglergasse und immer in der Zieglergasse — das hat ihn halt nicht mehr g'freut."

„Sie können das begreifen, Herr Wendelin?"

fragte etwas vorlaut der junge Franzl aus dem Schrollhaus.

Man sagte dem Blasengel nach, daß er zur besseren Ausbildung in seinem Gewerbe nach Lyon hätte reisen sollen; daß er aber schon in Hütteldorf wieder umgekehrt sei, weil er den Laurenziturm nicht mehr sah.

„Es sind halt nicht alle Menschen gleich," sagte er. „Ich hätt' keine Freud' am Abenteurerleben, ich find', es gibt in Wien Abenteuer genug, was brauch' ich denn deswegen fortzugehen? Aber der Schackerl war eben anders, der hat geglaubt, er muß durchaus etwas von der Welt sehen. No, und die ewige Philosophie von seinem Herrn Vater ist ihm halt endlich zuwider geworden. Ich begreif' das ganz gut."

„Es hat eben jeder seine Ideale," bemerkte der Woitech-Pepi.

Seine schnöde Schwester verriet ihn.

„Dem Pepi seine Ideale sind schöne Westen. Davon besitzt er schon eine ganze Naturgeschichte, solche aus dem Pflanzen-, dem Tier- und dem Mineralreich. Jetzt hat er eine neue im orientalischen Geschmack bekommen, die heißt Ispahienne en laine, mit grünen, gelben, roten und weißen Streifen, und in den Streifen sind wieder verschiedenartige Blümerln, die ganze Botanik von Persien. Und eine hat er von gedrucktem Ribs mit Tüpferln drauf, die wie Erdflöhe aussehen, und ein Floherl schaut immer nach rechts und das andere Floherl wieder nach links — da ist er stolz darauf! Und eine ist wie ein seltener Quarz, rosenrot mit grauen Streifen, die wird über einer weißen Unterweste getragen, das ist besonders fein. No, die, die er anhat, die brauch' ich nicht zu beschreiben, die sieht man ohnedies, das ist die allerschönste."

„Ich sag' es immer," rief Franzl, „eine Straf' Gottes ist es, wenn man eine Schwester hat."

„No, du brauchst dich über deine Schwestern

wirklich nicht beklagen,“ verwies ihm Lebold seine Bemerkung; „die hätten eher Ursach' sich über dich zu beschweren!“

Um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, sagte der Woitech-Pepi zu Lebold:

„Du bist auch so ein Abenteurerblut, das hätt' ich gar nicht geglaubt von dir! Geradeso wie der Schackerl will er uns davonlaufen!“

„Ja, wieso denn? Davon hör' ich zum ersten Mal!“ fragte Fany erstaunt.

„Gott Mars hat ihn betört,“ erklärte der junge rote Igel. „Er läßt die Penaten, Merkur und Venus im Stich und gürtet sich ein Schwert um.“

„Haben Sie sich wirklich entschlossen zur Landwehr zu gehen?“ fragte Thomas.

„Wenn es zum Krieg kommt, tu' ich mit,“ sagte Lebold.

Alles staunte und wunderte sich.

„Ein sonderbarer Geschmack!“ meinte der Blasengel.

Melcher faßte Lebold an der Schulter.

„Wir zwei miteinander werden es dem Napoleon schon zeigen!“

„Hast du schon eine Uniform?“ fragte der Blasengel.

„Nein, aber angefriemt ist sie schon.“

„Wie sieht sie denn aus?“ fragte der Woitech-Pepi sehr gefesselt.

„Sehr einfach,“ sagte Franzl. „Ein Rock von grauem Tuch mit roten Litzen am Kragen und roten Vorstößen an den Aufschlägen. Ein aufgekrempter Hut mit Messingschild, worauf die Nummer des Bataillons steht. Dazu eine Muskete, eine Patronentasche an einer ungebleichten Gurte und eine Bajonett-Überschwung-Gurte. Fertig! Ich find', sie hätten's schon ein bissel schöner ausdenken können.“

„Ja, das find' ich auch,“ meinte der junge rote Igel.

„Für den Pepi ist das nichts," rief die Woitech-Marie. „Wenn der Rock zugeknöpft ist, sieht man ja nicht einmal die Weste!"

„Mein Herr Vater ist Hauptmann bei der Bürgermiliz," sagte die Reckenschuß-Mali; „die haben eine viel schönere Uniform."

Lebold hatte insgeheim Wettl beobachtet. Sie war blaß geworden und blieb still.

„Also sag mir Lebold," forschte Fany; „da willst du also wirklich auf die andern schießen und die andern wieder auf dich schießen lassen?"

Lebold lachte.

„Na ja, wenn ich in eine Schlacht komm', natürlich! Wie denn sonst?"

„Aber wenn sie dich nun tot schießen, oder zum Krüppel schießen?"

„Es ist halt einmal nicht anders," sagte Lebold. „Sollen wir uns von dem Napoleon alles gefallen lassen?"

„Weißt du," raunzte der Blasengel, „mein Fall wär' das nicht. Da als Gemeiner mittun und sich schinden lassen und dann am End' noch vielleicht angeschossen werden — da tät' ich dafür danken!"

„Zum Vergnügen tu' ich es freilich nicht," sagte Lebold. „Auch kann es jeder halten, wie er will. Aber ich — ich find' halt, daß wir jetzt, wo alles auf dem Spiel steht, unsern Kaiser und unser Vaterland nicht im Stich lassen dürfen."

„Da haben Sie recht, Lebold!" rief Wettl. „Wenn ich ein Mann wär', ich tät' auch mit!"

Über Lebolds Gesicht leuchtete es.

„Wirklich? Finden Sie, Wettl, daß ich recht tue?"

„Sie tun, was jeder junge Mann jetzt tun sollte!" sagte Wettl bleich und mit zitternder Stimme.

„Aber ich bitt' Sie, Fräul'n Wetti," wehrte sich der Blasengel, „zu was sind denn nachher die Soldaten da? Der Melcher wird es schon allein richten

— warum sollen denn wir auch noch unsere Haut zu Markt tragen?"

„Das ist gar nicht zu vergleichen!" rief Wettl. „Die Soldaten, die tun's, weil sie müssen! Wenn aber einer mittut aus Liebe für Kaiser und Vaterland, der wird sich schon ganz anders halten, vor dem Feind!"

„Was meinst du denn, Wettl," sagte Melcher; „ich werd' mich schon auch tapfer halten!"

„Von dir glaub' ich es, aber du wirst noch mit einer ganz anderen Freud' dabei sein, wenn du weißt, es tun auch viele mit, die es nicht notwendig gehabt hätten, und die auch hätten können hinter dem Ofen sitzen bleiben. Dann merken auch die andern erst recht, was für eine gute Sach' es ist, für die sie kämpfen, und jeder spürt, daß er jetzt nicht mehr an sich selber denken darf. — So kommt," sagte sie, „ein ganz anderer Geist in den Krieg, stell' ich mir vor. Tausendmal recht haben Sie, Levold! Kämpfen Sie mit und zeigen Sie den Franzosen, daß es in Österreich auch Männer gibt!"

„In dir steckt ja eine kleine Jungfrau von Orleans!" rief Fany lachend.

Die Gemüter waren jetzt aufgerührt, und die Meinungen prallten aneinander. Es wurde über nichts mehr gesprochen als über den bevorstehenden Krieg und über die Landwehr und über Levolds Entschluß, sich zum Freibataillon werben zu lassen. Der kleine Blasengel blieb bei seiner Meinung, daß es ein sonderbarer Geschmack sei, während der Woitech-Pepi mehr hinter dem Berg hielt und so tat, als ob er, durch Levolds Beispiel aufgemuntert, sich vielleicht auch noch dazu entschließen würde. Fany schüttelte nur immer den Kopf; das Abenteuerliche des Krieges gefiel ihr, aber der Schmutz und Staub, den er für den gemeinen Mann mit sich brachte, blieb ihr eine widerwärtige Vorstellung. Wettl hingegen fuhr fort, Levolds vaterländischen Opfermut zu ver-

teidigen, und wurde dabei von Melcher lebhaft unterstützt.

Der junge Pimper verhielt sich mehr zuhörend und schweigsam. Er beneidete den Lebold im stillen, am liebsten hätte er auch mitgetan, nur um dem alltäglichen Dasein zu entrinnen, das ihn bedrückte. Er fand keine rechte Freude am Geschäft, das nur einen langsamen und verhältnismäßig unbeträchtlichen Gewinn abwarf; aber das Geldgebaren seines Vaters, das mit dem „Negozieren" verbunden war, gefiel ihm ebensowenig und machte ihm Sorgen. Auch der große Aufwand, in den das ganze Haus allmählich und fast unwillkürlich hineingeraten war, und der sich trotz aller guten Vornahmen nicht mehr eindämmen ließ, bereitete ihm oft schlaflose Nächte. Dazu kam, daß er Fany leidenschaftlich liebte, aber nie die volle Gewißheit zu erlangen vermochte, ob sie diese Liebe echt und rückhaltlos erwiderte. Vorzuwerfen hatte er ihr nichts, nicht das geringste. Aber es blieb immer etwas wie eine unsichtbare Wand zwischen ihnen. Es waren sogar Augenblicke, in denen er argwöhnte, daß sie ihn nur seines Reichtums wegen genommen haben könnte. So gab es manches, das ihn quälte und nicht recht froh werden ließ. Wie gern hätte er dem allen ein Ende gemacht und wäre auch mit in den Krieg gezogen! Wie eine Erlösung hätte er es empfunden. Aber es war zu schwierig, sich loszureißen. Nein, es ging durchaus nicht an, hundert Widerstände hätte er überwinden müssen. Er konnte das Geschäft nicht im Stich lassen, seine Frau und seine Eltern hätten ihm Schwierigkeiten bereitet, auf seine Gewohnheiten und auf viele kleine Annehmlichkeiten, die ihm das Leben wert machten, hätte er verzichten müssen. Es schauderte ihn davor, wie ein gewöhnlicher Mann behandelt zu werden und vielleicht im Freien zu kampieren. Er konnte sich nicht aufraffen und die Kraft nicht finden, etwas Ungewöhnliches und Erwärmendes zu

unternehmen, das Opfer forderte. Er konnte einfach nicht, so sehr er auch hin und her sann, es ging nicht, es paßte nicht für ihn, es war ihm unmöglich, so gern er es getan hätte. . . .

Darum war es, daß er den Lebold im stillen beneidete.

*   *
*

Im gelben Zimmer nebenan hatten indessen die Herren sich an den beiden Spieltischen niedergelassen, die dort aufgestellt waren. Der Schroll spielte sonst nicht, er fand keinen rechten Geschmack daran. Aber er wollte den Hausherrn nicht in Verlegenheit setzen; es hätte ein Vierter an einem Tische gefehlt, wenn er nicht mitgetan hätte.

„Ich will gleich anfangen und geben," sagte er die Karten mischend.

Der Erzengel Michael aus der Neustiftgasse, der eigentlich Wendelin Hirnschal, der Ältere, hieß und die schönen zartfarbigen seidenen Dünntuche fabrizierte, war sehr einverstanden mit dieser Einteilung.

„Dann komm' also ich als erster in die Vorhand," sagte er mit Genugtuung.

Herr Woitech, der Appreteur vom „Roten Igel" in der Kaiserstraße, der Schrolls Hausnachbar und jetzt auch am Spieltisch sein Nachbar zur Linken war, sah nicht ein, warum nicht er als erster in der Vorhand sein sollte.

„Es könnt' ja auch der Kleebinder geben," meinte er; „oder zipfeln wir, wer als erster gibt."

„Es bleibt sich ja gleich!" sagte der Erzengel Michael ungeduldig. „Laß den Schroll schon geben, wenn er einmal die Karten in der Hand hat!"

„Ja, wie die Herren wünschen," sagte der Schroll, „wir können auch losen."

„Wenn beim Spiel keine Ordnung ist, dann g'freut es mich nicht," erklärte der rote Igel; „es

gehört sich, daß gezipfelt wird, wer als erster gibt. Also bitte, nehmen Sie drei schwarze Karten und eine rote und lassen Sie ziehen. Wer die rote zieht, der hat die erste Vorhand."

Der Schroll tat gleichmütig, wie ihm geheißen worden. Hirnschal zog die rote Karte. Er freute sich und lachte.

„Also siehst, Woitech, für was war jetzt das ganze Zipfeln? Jetzt hab' halt doch ich die erste Vorhand."

„Bleibt sich doch wirklich gleich," sagte der Schroll und teilte ruhig die Karten aus. —

„Ja, warum sollen den wir tappen?" fragte Kebach am andern Tisch. „Wir sind doch auch unser viere, machen wir lieber einen Königrufer!"

„Der Paradeisvogel mag nicht mitspielen," sagte der Pimperonkel.

„Nicht mitspielen? Der Paradeisvogel? Und warum denn nicht?" eiferte der Guguck.

„Ich hab' einen wehen Finger, ich kann die Karten nicht halten," entschuldigte sich der Färber Kitzinger vom Paradeisvogel im Ratzenstadtl.

„Herzeigen!" herrschte Kebach ihn an.

Er besah den Finger.

„Wegen dem Ritzerl kann er die Karten nicht halten!" rief er ärgerlich. „Na ja, das kennen wir schon! Er fürcht' sich, daß er ein Zwölferl verlieren könnt'. So ein Knauser!"

Der Hausherr lachte, daß sein großer Bauch wackelte, der durch eine prachtvolle Weste zusammengehalten wurde.

„Laß ihn, wenn er nicht mag!" sagte er gutmütig.

„Diese Kiebitze, die hab' ich was gern!" murrte der Guguck. „Als ob das auch eine Beschäftigung wär': zuschauen! Und dabei heißt er noch Kitzinger. Kiebitzinger sollt' er heißen!"

Der Zeugmacher Reckenschuß von der „Munteren Tyrolerin" in der Zieglergasse sollte als erster die Karten geben. Er war ein verschlossener, hagerer

Mann von etwas grillenhaftem Geblüt und mischte ungeheuer gründlich und langwierig.

Dem blauen Guguck war indessen die schöne Seidenweste aufgefallen, die Pimper, der Hausherr, trug.

„Sackerlot!" sagte er. „Wieder einmal ganz englischer Lord! Huije! Das heiß' ich eine Webe! Eigenes Erzeugnis, was?"

Der Pimperonkel klopfte sich geschmeichelt auf den umfangreichen Leib.

„Das soll mir einer nachmachen!" sagte er. „Ist für einen schwerreichen ungarischen Kavalier fabriziert worden. No, und da hab' ich halt gleich für mich auch eine weben lassen."

Es war noch eine von den langen, breiten Westen mit Schößen, wie man sie früher getragen hatte, nicht so ein kurzes, kaum bis zum Unterleib reichendes Jäckchen, zu dem die modernen Westen zusammengeschrumpft waren. Die Musterung des Zeuges hatte also Raum, sich zu entfalten, und auf dem mächtigen Körper des Pimperonkels zumal. Kebach betrachtete die meisterhafte Ausführung mit fachmännischem Eifer. Auf schneeweißem Seidengrunde erblickte man ein liebliches Geranke von grün und goldgelb eingewebten Reben, die sich von ihren Hauptzweigen in regelmäßigen Abständen neckisch entfernten, um später mit einem fröhlichen Schnörkel, der an ein geringeltes Schweineschwänzchen erinnerte, bescheiden wieder an ihren Ursprungsort zurückzukehren. In den durch das Rankenwerk gebildeten runden Feldern aber sah man verschiedentliches Getier in seinen richtigen Naturfarben getreu nachgebildet. Und jedes Geschöpf, das da saß, stand, hüpfte, flog oder umherspazierte, hatte genau den für seine Art und sein Wesen bezeichnenden Ausdruck, sowohl in Miene als in Gebärden. Hier trabte stolz erhobenen Hauptes ein niedliches Kamel, dort schwangen sich schalkhafte Affen von Ranke zu Ranke und neckten einander, indem

sie taten, als ob sie sich Früchte reichen wollten. An einer anderen Stelle glotzte plump ein zorniges Nashorn, das einen wilden Tiger, der in der gegenüberliegenden Arabeske lauerte, zum Kampf herauszufordern schien. In anderen Laubverzierungen wieder saßen bunte, altklug aussehende Papageien oder prachtvolle Paradiesvögel, und auch ein scheues Känguruh fehlte nicht, das mit zurückgelegten Ohren durch die Steppe hüpfte. Ein weiser Elefant dachte schwermütig über die Schlechtigkeit der Welt nach, und ein Marabu, der sinnend auf einem Beine stand, schien ihm dabei zu helfen, während ein Stockwerk höher eine leichtsinnige Gazelle dahinflog und von unten eine Giraffe, deren Hals in dem ihr zugemessenen Felde nicht genügend Platz gefunden hatte, mit ihrem Kopf in sein Gebiet hineinragte. Es war eine ganze zierliche Menagerie aus kunstvoll verwebter, buntschillernder Seide, die sich da über dem Wanste des Pimperonkels ausbreitete, und Kebach wurde nicht müde, die prachtvolle Arbeit zu bewundern und zu loben.

„Da braucht einer gar nicht mehr nach Schönbrunn zu gehen," sagte er schließlich. „Da braucht er nur deinen Bauch anzuschauen, so sieht er auch das nämliche."

Der Pimperonkel lachte, daß der ganze Tiergarten zu wackeln begann.

Der Zeugmacher Reckenschuß mischte noch immer die Karten.

„Na alsdann, bis morgen früh werden wir ja vielleicht jeder unser Blatt in der Hand haben," meinte der Guguck schalkhaft.

Er war auch keiner von denen, die sich viel mit Karten abgeben. Aber hie und da einmal ein Spielchen an einem Sonntag nachmittag, das machte ihm Spaß.

„Sie, muntere Tyrolerin, schlafen Sie nicht ein!" lachte der Pimperonkel.

Endlich hatte Reckenschuß fertig gemischt und teilte aus.

Als der Guguck sein Blatt entfaltet hatte, rückte Kitzinger näher, um ihm in die Karten zu schauen.

„Wirst gleich gehen, Paradeisvogel!“ begehrte Kebach auf. „Das ging' mir grade noch ab, daß ich mir von einem Färber in die Karten schauen laß'! Also, Pimper, du hast die Vorhand, spiel aus!“

Das Spiel kam in Gang. Der Guguck hielt wirklich sein Blatt so geschickt, daß der Kiebitz nicht hineinsehen konnte. Kitzinger ärgerte sich.

„Warum soll dir denn gerade ein Färber nicht in die Karten schauen dürfen?“ fragte er gereizt.

„Ihr Färber laßt uns Fabrikanten auch nicht in eure Karten schauen,“ erklärte Kebach.

Der Paradeisvogel zuckte die Achsel und wendete sich ab, um dem englischen Lord in die Karten zu schauen.

„Was der Guguck nur alleweil gegen uns Färber hat!“ murrte er.

„Sei still und stör uns nicht beständig, Kiebitzinger!“ herrschte Kebach ihn an. „Ein Kiebitz hat den Mund zu halten, das ist seine erste Pflicht!“ Er suchte aus dem großen Fächer von Karten, den er in der Hand hielt, mit behaglicher Miene die richtige heraus. „Da kann ich grad' noch drüber,“ sagte er schmunzelnd und stach mit dem Skis den Mond ab.

„Au weh zwick! Au weh zwick!“ schrie der Pimperonkel.

Das Spiel war herumgegangen. Der Guguck strich ein. Er schilderte, was für eine Angst er um seinen Pagat ausgestanden, und wie er ihn schließlich doch durchgebracht habe, und war sehr fröhlich und aufgeräumt. Es wurde nur um winzige Einsätze gespielt, aber er hatte doch eine kindische Freude, daß er gewann.

„Ja richtig!“ rief er. „Auf den Juden haben wir vergessen zusammenzulegen!“

„Also, jeder, der gibt, zahlt ein halbes Zwölferl auf den Juden," schlug der Hausherr vor.

„Gut," sagte Kebach; „und der Kiebitz zahlt sein halbes Zwölferl jedesmal, wenn das Geben an ihn kommen tät'."

„Mir scheint, du bist nicht bei Trost, Guguck?" wehrte sich der Färber. „Wie komm' denn ich dazu, auf den Juden einzuzahlen, wo ich nicht mitspiel'!"

„Dafür darfst zuschauen," sagte der Guguck. „Das haben wir immer so gehalten, daß der Kiebitz auch etwas zum Juden beitragen muß!"

„Nein, das hab' ich noch nie gehört!" eiferte Kitzinger aufgebracht. „Ich hab' schon oft gekiebitzt, aber daß man deswegen auf den Juden einzahlen müßt', das hab' ich noch nie gehört!"

„Alsdann, so hörst es halt heut' zum erstenmal," sagte Kebach entschieden. „Es ist ja nicht für den der den Pagatl macht, es ist für einen allgemeinen Zweck. Nicht wahr, wir halten's so: der Jud gehört für einen wohltätigen Zweck?"

„Einverstanden," sagte Pimper. „Es ist immer am besten, wenn der Jud einem wohltätigen Zweck gehört; wenigstens giften sich die andern nicht, wenn im Juden recht viel drin ist und einer macht Pagatultimo."

„Ist mir auch recht," sagte Reckenschuß. „Also machen wir aus, der Jud gehört für die Bürgermiliz."

„Gar keine Spur!" rief der Guguck eifrig. „Vielleicht weil du Hauptmann bist? Was geht denn der Bürgerwehr ab? Sind ja eh' eine Menge vermögliche Leut' dabei! Und das bissel Wachstehn, wenn's wirklich dazu kommt — deswegen werden wir sie doch nicht unterstützen! Aber die Landwehrmänner, wenn die fort müssen — da bleiben viele bedürftige Familien zurück! Das ist ganz etwas anderes! Für die Landwehr legen wir den Juden zusammen!"

„Für die Landwehr haben wir ja eh' schon eine eine Masse Geld gezeichnet!" meinte Kitzinger.

„Ja, eine Masse Geld!“ sagte Kebach. „Ich bitt' dich! Das ist immer noch gerade auf einen hohlen Zahn! Und dir wird es weiter was schaden, Stibitzinger, wenn du noch einmal deinen Beutel auftust!“

„Jetzt — was bedeutet das wieder: Stibitzinger?“ fragte der Paradeisvogel mißtrauisch.

„Das bedeutet,“ sagte der Guguck, „daß ein Färber nicht Kiebitzinger, sondern Stibitzinger heißen sollt'. Warum, wirst schon selber wissen.“

Die Menagerie auf dem Wanst des Pimperonkels fing wieder zu wackeln an.

„Also, und da ist mein halbes Zwölferl für den Juden,“ sagte der Guguck.

Er legte es in eine kleine Tasse, die auf dem Tische stand, und sammelte dann mit der Tasse ein und hielt sie auch dem Paradeisvogel hin. Der murrte zwar und machte ein verdrießliches Gesicht, griff aber doch in den Sack, um seinen Beitrag zu leisten.

„Damit trocknest du Tränen!“ sagte Kebach ernst. „Wär' mir eh' lieber, wir hätten ein ganzes Zwölferl beschlossen: gar viel wird bei einem halben nicht zusammenkommen.“

Der Pimperonkel mischte die Karten und teilte aus.

„Der Jud,“ rief Kebach nach dem andern Tisch hinüber, „der gehört der Landwehr, daß ihr es wißt!“

„Ei warum nicht gar!“ machte der Appreteur Woitech. „Da hört sich ja die Freud' am Spielen auf, wenn man nichts gewinnen kann!“

„Kannst ja außerdem noch immer gewinnen!“ sagte der Guguck.

„Na ja, aber wie viel denn, wenn man den Juden nicht gewinnen kann! Zu was steht man denn nachher die Angst aus beim Pagatlansagen?“

„Zur Unterhaltung,“ sagte der Bandmacher Kleebinder vom „Luftschützen“ in der Rauchfangkehrergasse.

„Eine schöne Unterhaltung das, Angst ausstehn für nichts und wieder nichts," murrte der rote Igel.

„Ich meine," erklärte Kleebinder — denn immer, wenn er etwas gesagt hatte, mußte er noch näher erklären, wie es eigentlich gemeint war — „ich meine, spielen tut man zur Unterhaltung. Und ein bissel Angst ausstehn gehört halt auch zum Spielen."

„Und was sagen denn Sie, Schroll?" rief Kebach hinüber. „Sie mögen überhaupt keinen Juden, was?"

Der Schroll legte die Karten weg und sah ihn aufmerksam an.

„Warum soll denn ich keinen Juden mögen?"

„No, ich hab' da neulich ein Stückel gehört, wie ein Bandmacher vom Schottenfeld mit einem armen Hausierjuden umgesprungen sein soll."

„Aber liebe Freunde," rief der Hausherr, dem es angst und bang wurde; „wir versäumen unser Spiel, und ich hab' so ein schönes Blatt in der Hand!"

Der Schroll spürte aber etwas wie einen Angriff aus Kebachs Worten heraus, und darauf mußte er antworten.

„Hat also der Schabsel gepetzt!" sagte er. „Wenn Sie nun deswegen glauben, Kebach, daß ich ihn hinausgewiesen hab', weil er ein Jud' ist, so sind Sie auf dem Holzweg. Ich hab' ihn hinausgewiesen, weil er mir von meinen Preisen etwas hat abdrücken wollen. Und das gibt es bei mir nicht! Ein Trödelmarkt ist mein Magazin nicht, da wird nicht gehandelt, und wer nicht zahlen will, was meine Ware wert ist, der kann gehn. Das gilt gleichmäßig für Christen und für Juden. Und wenn mir auch im allgemeinen die Christen lieber sind, so bin ich der letzte, der einen Juden schlecht behandelt, weil er ein Jud' ist. Es wird bei uns von oben her schon Unsinn genug getrieben mit den Juden; da werd' ich nicht auch noch mittun."

„Warum Unsinn?" fragte der Pimperonkel und legte jetzt gleichfalls die Karten fort. „Ich find' es

im Gegenteil ganz in der Ordnung, daß man die Juden nicht aufkommen lassen will!"

„Aber sie sind doch unsere Mitmenschen!" rief Kebach. „Das ist eine Herzlosigkeit, wie unsere Behörden sie drangsalieren!"

„Ach was, Herzlosigkeit!" sagte der Schroll. „Von mir aus brauchen die Behörden kein Herz zu haben, wenn sie nur einen Verstand haben. Aber ist denn das Verstand: auf der einen Seite wird dafür gesorgt, daß wir Untertanen nur ja schön brav dumm bleiben; und auf der andern Seite werden die Juden, die man gar nicht als Untertanen gelten lassen will, durch alle möglichen kleinen Quälereien und durch Schwierigkeiten, die man ihnen in allen Berufen macht, mit Gewalt zu findigen und geschickten Geld= und Handelsleuten erzogen!"

„Aber der Staat ist doch dazu da, daß er die Christen, und nicht daß er die Juden schirmt!" rief der Erzengel Michael dazwischen. Auch er legte jetzt die Karten weg, oder warf sie vielmehr mit einer gewissen Heftigkeit auf den Tisch. „Wollen Sie vielleicht, daß wir die Juden in die Seidenzeugmachergilde aufnehmen, wie? Was sollten wir denn machen, wenn wir jüdische Mitwerber auch noch bekämen?"

„Was wir machen müßten," sagte der Schroll, „ist sehr einfach. Noch mehr und noch besser arbeiten, als die Juden."

„Du Schroll, jetzt hör einmal!" sagte der Pimperonkel. „Wenn mein Gärtner in seinem Glashaus alle Pflanzen gleich gut behandeln wollt', dann würde aus keiner was. Die edleren muß er an die Sonne, und die minderen in den Winkel stellen. Und so müssen es auch die Behörden machen, wenn sie eine gute Zucht von Untertanen ziehen wollen."

„So machen sie es ja ohnedies," sagte der Schroll. „Treibhauspflanzen ziehen sie, und jeden Lufthauch einer geistigen Bewegung halten sie von ihnen ab."

„Treibhauspflanzen haben die allerschönsten Blüten,“ meinte der Erzengel.

„Aber keine Früchte,“ sagte der Schroll. „Übrigens nehm' ich an, daß dein Gärtner sein Handwerk versteht. Ob aber unsere Gärtner das ihrige ebensogut verstehen, darüber kann jeder sich seine eigenen Gedanken machen. Außerdem sind wir keine Pflanzen, die stumm sind und nichts von sich wissen. Wir sind die Gärtner, wir selbst sind die Gärtner im Staat, und die Behörden, das sind höchstens unsere Handlanger. Das ist von vornherein eine verdrehte Vorstellung: daß wir wie Kinder sind, die eine Kindsfrau brauchen, und die Kindsfrau führt uns am Gängelband und erlaubt uns, daß wir Milchkoch essen dürfen, und erzählt uns vom Wau-Wau, wenn wir schlimm sind. Unwürdig ist es, sich die Dinge im Staat so ungefähr zu denken. Wir Bürger sind es, die das Leben im Staate machen, vielleicht nicht mehr als die Bauern, aber sicher mehr als alle anderen Stände. Und der Bürger muß sich auf sich selbst verlassen und auf niemand sonst, der irdische Macht hat, sonst gräbt er sich selbst den Boden unter den Füßen ab. Und wenn er sich nicht selber schützt, durch seinen Fleiß und durch die Tüchtigkeit seiner Arbeit — die Kanzleiherren werden ihm auf die Dauer nicht helfen können, und wenn sie sich auf den Kopf stellen wollten. Ebensowenig als die Kanzleiherren imstande sein werden, die Juden, soweit sie gescheit, fleißig und ehrlich sind, dauernd niederzuhalten. Schon jetzt kann man es sehen, daß all das kurzsichtige Zwicken und Placken, mit dem man bei uns die Juden verfolgt, sie nur findiger und zäher macht. Heiraten und Kinder kriegen sollen sie nicht, Grundbesitz dürfen sie keinen erwerben, Kanzleiherrn und Offiziere können sie nicht sein, in die Zünfte mag man sie nicht aufnehmen — und doch weiß ich schon heute manches Haus auf dem Schottenfeld, das eigentlich einem Juden gehört, und manche Fabrik gibt es, die mit

jüdischem Geld betrieben wird. Wie ist das zu erklären und woher kommt es?"

Der Pimperonkel schwieg und wetzte peinlich berührt auf seinem Sessel umher. Man sagte ihm nach, daß er Geldgeschäfte mache und mit verschiedenen Unterhändlern in Verbindung stehe. Er fand, daß der Schroll sich wieder einmal recht als „grober" Schroll bewähre. Hier, wo man des Vergnügens halber beisammen war, meinte er, könnt' er sich doch ein Blatt vor den Mund nehmen! Was mußte er seine Meinung, die für manchen empfindlich und überdies staatsgefährlich war, so gerade heraussagen?

„Das kommt daher," rief der Erzengel aufgebracht, „weil die Juden schlauer und unbedenklicher und außerdem schmieriger sind!"

„Das wär' mir eine schöne Welt," sagte der Schroll, „wo solche Eigenschaften entgegen dem wirklich Tüchtigen einen Stein im Brett voraus hätten! Aber woher es in Wahrheit kommt, das will ich euch sagen. Es kommt daher, weil mancher unter uns Bürgern schon anhebt leichtsinnig und üppig zu tun und sich damit tröstet: die Behörde wird mich schon schützen gegen jeden scharfen Luftzug, wenn ich dafür recht brav bin und nichts Unrechtes lese und mir nichts denken tu! Dagegen müssen wir uns wehren, liebe Freunde, viel mehr als gegen die Juden, denn wenn wir keinen Saft und keine Kraft und keinen Kern mehr in uns haben und nicht ein gut Stückel gescheiter werden, wie die Zeit es fordert, und nicht einfach und gutbürgerlich dabei bleiben, dann könnten die Kanzleiherrn, die uns jetzt mit Zensur und Polizei regieren, es in Zukunft wirklich einmal erreichen, daß kein festes und weitblickendes deutsches Bürgertum mehr da wär', gerade zu einer Zeit vielleicht, wo unser Staat es am notwendigsten brauchen tät!"

„Ah, wär' nicht aus!" rief der Guguck. „Wir halten unsere Sach' schon zusammen! Ordnung muß

freilich sein, denn wenn der Bürger nichts hat, so ist er auch nichts."

„Ich hab' Saft genug," scherzte der Färber Kitzinger. „Saft in allen Farben und Schattierungen."

„Das sind geschwollene Reden!" sagte der Erzengel Michael. „Ich seh' gar nicht ein, zu was ein Fabrikant weitblickend zu sein braucht? Wenn er nur sein Geschäft versteht — außerdem braucht er sich von mir aus gar nichts zu denken. Mit dem weiten Blick und dem Kern macht er keinen Stoff und macht er keinen Samt. Können muß er es, und außerdem braucht er gar nichts zu wissen. Und besonders in politischen und geistlichen Sachen — hört mir auf! — Da ist es viel gescheiter, wenn er andere für sich denken läßt."

„Ja, wenn sie denken," sagte der Bandmacher Kleebinder.

„Wer?" fragte der Erzengel.

„Ich meine," erklärte Kleebinder, „wenn sie nur auch wirklich denken, die andern, die für uns denken sollen. Denn wenn die vielleicht auch gedankenlos sind, so wär' es am Ende doch gescheiter, wir denken uns selber was."

Dem gutmütigen Kebach tat es leid um den Pimperonkel, der stumm dasaß und gedankenvoll vor sich hin sinnierte.

„Alsdann, jetzt sind wir vom Judeneinzahlen auf alles mögliche gekommen," sagte er. „Jetzt, mein' ich, spielen wir aber wieder weiter. Soll jeder Tisch mit seinem Juden machen, was er will; der unsrige gehört für die Landwehr."

„Wenn es heißt, für den Juden zusammenlegen," sagte der Schroll, „so bin ich auch für die Wohltätigkeit; aber nicht für die Landwehr! Was geht denn uns Bürger die Landwehr an? Für die unterstützungsbedürftigen Bürger im langen Kellerhaus legen wir den Juden zusammen!"

„Immer diese wohltätigen Zwecke!" rief der Erzengel Michael verdrießlich. „Schon bald sein Gewand vom Leib könnt' man hergeben vor lauter Wohltätigkeit! Was geht denn mich die Allgemeinheit an? Soll jeder schauen, daß er ein vermöglicher Mann wird, so braucht keiner für die Allgemeinheit zu sorgen. Mir hat auch niemand was geschenkt, und ich hab' mir's selber verdienen müssen. Sollen die andern sich's auch selber verdienen! Ich bin dafür, daß der Jud dem gehört, der ihn gewinnt. Die Bürger im langen Kellerhaus sind eh' versorgt, dafür ist es ein Versorgungshaus, und das Militär geht mich schon gar nichts an."

„Aber die Landwehr ist doch kein gewöhnliches Militär!" sagte Kebach, indem er die Karten, die er schon aufgenommen hatte, abermals auf den Tisch legte. „Die Landwehr, das ist die Volksbewaffnung, und wenn wir die unterstützen, so verteidigen wir uns selbst gegen den Feind!"

Jetzt warf auch der Schroll die Karten wieder auf den Tisch.

„Das ist aber dem Bürger seine Sach' nicht!" rief er ganz aufgebracht. „Das ist dem Reich seine Sach'! Da, wo es allein auf den Bürger ankommt, wo er sich auf sich selbst verlassen muß und niemand ihm dreinzureden hat, da heißt es nur immer: die Behörden und die Behörden! Und jetzt, wo der Krieg in der Luft liegt und wo der Staat mit seinen Soldaten drankommen soll, jetzt heißt es auf einmal: die Bürger und die Bürger! Das ist der Regierung ihre Sach', den Krieg zu führen, dazu ist das Militär da, und deswegen zahlen wir Bürger unsere Steuern und haben die elende Bankozettelwirtschaft auf dem Hals. Sollen sie's jetzt nur machen ohne uns, was ihnen obliegt, gefragt werden wir eh' nicht. Im Frieden, da stehen wir wie Abgestrafte unter Polizeiaufsicht, und wenn dann der Krieg kommt, dann sind wir auf einmal die Nachkommen von den ruhmvollen

Bürgern, die Wien gegen die Türken verteidigt haben!"

„Und verlieren tun wir den Krieg ja so wie so," sagte Woitech und lachte.

Kebach sprang auf.

„Da gibt es nichts zu lachen!" schrie er den Appreteur an. „Schäm dich! Jetzt, wo das Vaterland in Gefahr ist!"

Er sprach „Vaterland" mit mindestens zwei T und einem A, das wie ein Peitschenhieb knallte.

Dem Pimperonkel war ein politischer Wortwechsel überhaupt unerfreulich und jetzt als Hausherrn noch ganz besonders unbequem. Er bemühte sich, Kebach zu beruhigen.

„Aber blauer Guguck, geh, setz dich nieder, was wirst dich denn erhitzen?"

Der Guguck aber war nicht mehr zu halten. Wütend fuhr er auf den andern Tisch los.

„Sind wir auch! Sind wir auch!" herrschte er den Schroll an. Er meinte: Nachkommen der Bürger, die Wien gegen die Türken verteidigt hatten. „Ich wenigstens bin ein Nachkomme! Und wenn es notwendig ist, werd' ich es den Parlezvous schon zeigen! Was ist das für ein schwachmütiges Gered', das Sie da verbringen! Jetzt, wo Kaiser und Reich in Gefahr schweben, jetzt sollen wir überlegen, was dem Bürger und was dem Staat seine Sach' ist? Wär' nicht aus! Das wär' zum erstenmal, daß ein Wiener sich's überlegen tät', wenn sein Kaiser ihn ruft!"

Auch der Schroll erhob sich jetzt, gereizt durch die fast drohende Haltung, die Kebach annahm. Er war gut einen Kopf größer als der Guguck. Sie standen einander gegenüber. An die Karten dachte jetzt keiner mehr. Es lagen so viele ungelöste Fragen in der Luft, die allen nahe gingen, und über die schon die nächste Zukunft entscheiden mußte. Man brauchte nur eine berühren, so kamen alle Gemüter in Bewegung.

„Ein schwachmütiges Gered' sagen Sie?" rief der Schroll. „Und jetzt sollen wir Bürger es uns nicht überlegen dürfen? Was haben wir denn für gewöhnlich dreinzureden, he? Ohne jeden politischen Einfluß sind wir! Von einem Dutzend Adelsfamilien hängt unser ganzes Wohl und Weh' ab. Da ist so ein ungarischer Kavalier, der steht an der Spitze der Finanzkommission und wirtschaftet mit unseren Geldern. Der rühmt sich, hab' ich mir sagen lassen, daß er von der Finanzlehr' nichts versteht. Und das traut er sich auch noch offen zu sagen! Jetzt stellen Sie sich vor, ich wollt' weben und wüßt' nichts von der inneren Einrichtung des Stuhles! Sobald nur ein Faden sich verrüttet, steh' ich natürlich wie der Ochs am Berg. Und so ein Mann hält unsere wirtschaftlichen Geschicke in der Hand, weil er schön Diener machen und Hand bussen kann! Ist denn das in Ordnung? Und glauben Sie, daß die ganze Kanzleiherrnwirtschaft dem Staat und unserm guten Kaiser zum Segen ist? Wo vor allem darauf geschaut wird, daß nur der Staatsbürger nicht mit Kenntnissen luxuriert! Und womöglich eine Schulpolizei darauf aufpaßt, daß nur ja Untertanen und keine Menschen herangebildet werden! Und wo noch darüber gestritten wird, ob Handel und Industrie überhaupt nützlich sind, oder ob man sie nicht lieber ganz verbieten sollt'!"

„Es ist gar nicht so arg, wie Sie es machen!" eiferte der Guguck. „So als ob alles nur Stillstand oder gar Rückschritt bei uns wär'! Gar manches ist besser geworden in den letzten Jahren!"

Auch der Pimperonkel war aufgestanden, weil er immer fürchtete, der Schroll und der Guguck könnten aneinandergeraten.

„Da hat der Guguck recht," sagte er beschwichtigend. „Es ist vieles geschehen in der letzten Zeit, es sind neue Verkehrswege eröffnet worden, die Handel

und Wandel beleben, mit der Zensur wird es nicht mehr so streng genommen wie früher —"

„Es gibt eh' viel zu viel Büchelu!" warf Kebach dazwischen. „Ich möcht' wissen, wer Zeit hat, die alle zu lesen!"

„Auf die Schulen schauen sie jetzt viel besser als früher," fuhr der Pimperonkel fort; „verschiedene wissenschaftliche Einrichtungen sind gemacht worden, und schon ein paarmal hab' ich es gedruckt gelesen, und es ist nicht verboten worden, daß wir zur deutschen Kultur gehören und auch etwas von ihr wissen dürfen."

„Jetzt, zu was soll denn ein Fabrikant auf dem Schottenfeld eine deutsche Kultur brauchen!" rief der Erzengel den Kopf schüttelnd.

„Zum Aufputz halt, so gleichsam zur Appretur," sagte Woitech, wagte aber nicht, noch einmal zu lachen.

„Ja, wie du es da sagst," antwortete der Schroll dem Pimper, „so hört es sich gar nicht schlecht an. Das ist jetzt, vor dem Krieg, freilich der Zug in unserer Politik, daß durch eine gesteigerte Nationalität und durch ein paar in aller Eile herausgeworfene Reformen der Bürgerstand gewonnen werden soll. Aber eh' ich keine Dauer seh', eh' wart' ich lieber noch ein bissel zu. Und dazwischen sind auch Anzeichen da, die mir nicht gefallen können. Nimm nur das eine, daß der Magistrat eine landesfürstliche Behörde geworden ist, und daß wir jetzt nicht einmal mehr unsern Bürgermeister selbst sollen erkiesen dürfen!"

Alle stimmten jetzt zu: Nein, das brauchten sie sich wirklich nicht bieten zu lassen! Daß sie sogar ihren Bürgermeister nicht mehr selbst wählen sollten! Sogar der Guguck fand, das gehe zu weit.

„Darüber können wir Bürger mit der Regierung schon noch ein Wörtl reden," sagte er, „wenn die Gefahr vorüber ist. Aber dazu ist jetzt nicht der rechte Augenblick. Zuerst muß man ein Haus außen ver-

putzen und oben eindecken, damit es nicht hereinregnet, nachher erst kann man anfangen und die Wände tapezieren. Und deswegen, weil vielleicht noch nicht alle Zimmer tapeziert sind, deswegen werden wir jetzt in der Not unsern Kaiser und unser Vaterland nicht im Stich lassen! Überhaupt geht der ganze Krieg nicht bloß die Regierung an, sondern ebensogut uns Bürger. Ein Volkskrieg ist es, der jetzt vor der Tür steht, und ein heiliger Krieg!"

„Aber wer ist denn das Volk?" rief der Schroll. „Wir sind das Volk, und wir wollen doch keinen Krieg? Und das französische Volk will ihn ebensowenig. Nicht einmal der Erzherzog Karl will den Krieg, und der wird schon wissen, warum. Und wenn es wirklich zum Krieg kommt, so hat ihn nicht das Volk gemacht. Zwei Korsikaner sind es, die ihn auf dem Gewissen haben!"

„Zwei Korsikaner?" fragte der Pimperonkel.

„Der eine," sagte der Schroll, „das ist der Napoleon. Und der andere Korsikaner, vorausgesetzt, daß er wirklich der Sohn seines Vaters ist, das ist der Herr von Baldacci.*) Und daß es keinem von den zweien um sein Volk und einem jeden nur um seinen Ehrgeiz und um seine Macht zu tun ist, das ist wohl mehr als wahrscheinlich. Sehen Sie, Guguck, so schaut Ihr Volkskrieg aus, wenn man tiefer hineinblickt."

„Was geht mich dieser Herr von Bavalatschi an?" rief der Guguck aufgebracht. „Was kümmert mich überhaupt die hohe Politik? Davon versteh' ich nichts und mag auch nichts davon verstehn. Ich bin ein Österreicher und ein Wiener, und wenn der Kaiser ruft, so folg' ich, er wird schon wissen, was er will. In den Krieg mitgehn kann ich nicht mehr,

*) Anton von Baldacci, von korsischer Abstammung, Mitglied des Staatsrates und Kabinettsreferent, damals der einflußreichste Ratgeber des Kaisers und Vertreter der Kriegspartei.

aber für die Landwehr wenigstens werd' ich tun, was ich kann. Und wenn wir früher vielleicht nicht mit allem zufrieden waren — jetzt müssen wir es vergessen! Und nachher — nachher wird auch unser guter Kaiser ein Einsehen haben, wenn wir in der Zeit der Gefahr jeder das Unsrige getan haben. Dann können wir ihm auch alles vorbringen, was wir auf dem Herzen haben, daß er nicht am End' die Lombardei zurückerobern soll, und daß wir unsern Bürgermeister selbst erkiesen wollen, und daß sie das Spitzelwesen abschaffen und das Burgtor frisch anstreichen sollen, und daß überhaupt noch manches zu ändern und zu verbessern wär'."

Der Pimperonkel fand seine Laune wieder. Die Menagerie auf seiner Weste kam so stark ins Wackeln wie lange nicht.

„Sag einmal, Guguck, was hast du denn eigentlich mit dem Burgtor?" fragte er.

„No ja, das ist ja keine von den wichtigeren Sachen," meinte Kebach. „Aber stell dir vor, du wärst etwa ein Seidenhändler, sagen wir, und kämst in mein Magazin und fändest schon die Eingangstür zerlempert. Was wirst du dir nachher von mir denken? Und wirst du mir einen großen Kredit einräumen? Na also, siehst es!"

„Darüber wären wir also einig," sagte der Schroll, „daß manches noch zu verbessern, ja vom Grund auf zu verbessern wär'. Aber Sie, Guguck, erwarten alles von den Behörden, und ich von uns selbst — das ist der Unterschied. Sie sind ganz der Untertan nach dem Herzen unserer Behörden, die sich für die von Gott eingesetzten Vormünder halten und für ihre Mündel jedes Ja und jedes Nein entscheiden und jede Unterschrift geben wollen. Und diese unselige Vorstellung allein hebt viel von dem Segen auf, den die Regierung unseres geliebten und verehrten Kaisers sonst für uns haben könnte. Denn unser Kaiser ist ein Herrscher von allerbestem Willen,

von klugem Verstand, von schlichter Lebensführung, von strenger Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue. Man muß ihn gern haben, und wir alle können uns ein Beispiel an ihm nehmen. Und wo ist je ein Thron von so aufgeweckten und tüchtigen Ratgebern umgeben gewesen, wie unsere Erzherzöge Karl, Johann und Rainer es sind? Wo haben je fürstliche Prinzen mit mehr Liebe und Fleiß und Aufopferung über das allgemeine Wohl nachgedacht und dafür gearbeitet? Und doch will nichts recht vorwärtsgehn! Und doch verwandeln so oft die Heilmittel, die man dem Staate bereiten will, sich in Gift! Woher kommt denn das? Und wie ist es zu erklären? Das kommt nicht bloß daher, daß die Aufgaben so verwickelt und die Zeiten so schwer sind. Das kommt auch daher, weil wir eben Bevormundete sind. Weil man uns nicht vertrauensvoll unsere eigenen Wege wählen läßt. Weil man nicht unsere starken Kräfte sich ruhig entwickeln läßt. Weil immer ein Aufseher mit dem Staberl hinter uns her ist. So steht es heut' mit uns, und wenn es noch lang so bleibt, so ist das nicht bloß ein Unglück für uns, es ist auch ein Unglück für das Reich und die Dynastie, das noch nach hundert Jahren zu spüren sein wird und vielleicht überhaupt nicht mehr gut zu machen ist. Denn das Bürgertum ist die Hoffnung und die Stütze der Zukunft. In der Schule aber, in die wir jetzt gehen, erzieht man keine echten Bürger, da werden nur entweder Duckmäuser oder Schimpfer ausgebildet. Duckmäuser sag' ich — nicht etwa Konservative, die es aus Überzeugung sind; und Schimpfer sag' ich — nicht etwa Revolutionäre, die etwas Bestimmtes wollen. Na, und einem solchen Jammer sollen wir unser Vaterland zusteuern lassen? Nein: unserm guten Kaiser und unserm alten Österreich zulieb muß der Bürger sich und seine Rechte durchsetzen, damit es nicht so weit kommt. Und gerade in Zeiten der Gefahr ist es unsere Pflicht, den Nacken steif zu halten

und nicht in falscher vaterländischer Begeisterung von heut' auf morgen zu vergessen, was uns fehlt, und was man uns alles versagt!"

„So schön und gescheit kann ich zwar nicht reden," sagte der Guguck, „aber das eine weiß ich, daß der Napoleon alle Kaiser und König' absetzen will, weil er sich gift', daß er der einzige Emporkömmling in der Gesellschaft ist. So soll also die Reih' jetzt an unsern Kaiser kommen. Und mehr brauch' ich nicht zu wissen. Unsern Kaiser laß' ich nicht absetzen! Und wenn ich wüßt', daß es gut für ihn ist, wenn man in einen Plutzer springt, so tät' ich in einen Plutzer springen. So, jetzt wissen Sie es, und jetzt können Sie mich für ein Trottel halten, wenn Sie wollen."

„Ja, das ist auch meine Überzeugung!" sagte Kleebinder fest.

„Was ist deine Überzeugung?" fragte der Erzengel.

„Ich meine nämlich, meine Überzeugung ist, daß wir jetzt nicht rechts und nicht links schauen dürfen, sondern einfach zu unserm Kaiser stehen müssen. Denn spätestens bis der Winter vorüber ist, haben wir den Krieg, und das wird ein blutiger werden!"

Das Bild des drohenden Krieges war jetzt allen vor die Seele getreten. Keiner blieb mehr am Spieltisch sitzen, und in kleinen Gruppen beieinander stehend, oder von einer zur andern gehend, besprachen sie aufgeregt die kommenden Möglichkeiten und die Folgen, die daraus für sie, für die Stadt und für das Reich entstehen konnten. Jeder wußte ein anderes Gerücht zu erzählen, jeder hatte etwas über die Rüstungen gehört, die offen oder insgeheim betrieben wurden. Jeder bezog aus einer anderen Quelle Einzelheiten über die Parteiungen, die bei Hofe herrschten, und allen war bekannt, daß die schöne junge Kaiserin eifrig für den Krieg wirkte, und daß sie schon an den

Bändern stickte, mit denen sie die Fahnen der ausziehenden Landwehrbataillone schmücken wollte.

Auch über die Stimmung, die in Wien herrschte, tauschten sie ihre Meinungen. Der Pimperonkel berichtete, er sei unlängst im Redoutensaal in einem Konzert gewesen, und dort seien Kriegslieder von Collin gesungen worden, und das Publikum habe auf die übrige Musik gar nicht mehr gehört und besonders das Lied „Österreich über alles“ immer wieder verlangt und mit wahren Stürmen der Begeisterung aufgenommen. Ganz ähnliches habe er neulich im Leopoldstädter Theater erlebt, berichtete Hirnschal, wo er sich den travestierten „Hamlet“ angesehen habe. Ein Schauspieler hätte Anspielungen auf Napoleon gemacht, daraufhin sei das Publikum gar nicht mehr zur Ruhe gekommen und hätte immer wieder dergleichen gefordert, und in den Zwischenakten seien dann von Studenten und jungen Künstlern vaterländische Lieder angestimmt worden, und viele Leute hätten mitgesungen.

„Nun sehen Sie,“ sagte der Guguck zum Schroll; „ist das vielleicht nicht das Volk?“

„Wir guten Wiener sind leicht zu haben,“ sagte der Schroll. „Eigentlich gefällt mir's selbst, daß wir so sind. Aber eine Schwäche bleibt es darum doch, und mehr als eine Schwäche: ein Mangel an Gepräge und eine zu wenig ernste Voraussicht.“

Kleebinder erzählte, daß Napoleon über die Errichtung der Landwehr empört sei und ihre Auflösung verlangt habe, die natürlich verweigert worden sei. Darüber freute sich der Guguck unsinnig, und auch der rote Igel und der Paradeisvogel frohlockten, und sogar der Erzengel Michael empfand eine gewisse Genugtuung über den ohnmächtigen Zorn des Korsen.

„Ja, unsere Landwehr, die fuchst halt die Parlezvous, daß sie sich nicht mehr auskennen vor Wut!“ sagte der Guguck, sich die Hände reibend. „Gut, daß

sie diesmal nicht bis nach Wien kommen werden, sonst täten sie sich sicher an uns Schottenfeldern rächen, weil wir so viel für die Landwehr beigesteuert haben."

„Und uns im Ratzenstadtl ging's dann auch nicht zum besten," meinte der Färber Kitzinger.

Reckenschuß zog eine französische Zeitung aus der Tasche.

„Habt ihr das schon gehört, wie da unser gutes Wien hingestellt wird?"

Er las vor und übersetzte. Die Stadt wurde in maßloser und gehässiger Übertreibung als herabgekommen, entvölkert und hilflos, die Bewohnerschaft als entmutigt und halb verhungert geschildert. Im letzten Winter seien ganze Rudel Wölfe aus Ungarn bis auf das Glacis gekommen. Überall fehle es an Geld, und aus den Bankozetteln drehe man Fidibusse, um sich die Pfeifen anzustecken, aus denen man aber keinen Tabak, sondern dürre Nußbaum- und Birkenblätter schmauche.

Sie mußten lachen und ärgerten sich doch zugleich.

„No ja, das hat man davon," meinte der Guguck; „weil sie das Burgtor nicht anstreichen und die Brücke über den Burggraben nicht ausbessern und den Staub und den Kot auf dem Glacis nicht wegräumen — da bleibt dann an einer solchen Übertreibung doch immer ein bissel was Wahres."

„Das mit den Bankozetteln, das ist schon fast buchstäblich richtig!" sagte der Erzengel Michael.

Schließlich überwog doch der gerechte Zorn, den sie empfanden, ihre Heiterkeit. Schon widerwärtig fanden sie diese Sucht, die österreichischen Verhältnisse zu entstellen und herabzusetzen, der die Pariser Presse sich seit einiger Zeit mit wahrer Leidenschaft hingab. Immer aufgeregter verliehen sie ihrem Unmut über die französischen Nationaleigenschaften Ausdruck und über die Vorherrschaft, die dieses Volk gegenwärtig über ganz Europa ausübe. Und fast

wünschten sich jetzt einige sogar den Krieg, so sehr er ihren Geschäften nachteilig sein mußte, nur um endlich einmal diesen unerträglichen gallischen Übermut gebändigt und nachdrücklich gezüchtigt zu sehen.

So war also das Einzahlen auf den „Juden", über das sie sich nicht hatten einigen können, überhaupt unterblieben, und das ganze Spielchen ins Wasser gefallen. Schon mahnten die Damen, die inzwischen das Kaffeezimmer verlassen und sich im Löwenzimmer eingefunden hatten, daß es an der Zeit sei aufzubrechen. Nun vereinigten sich auch die Herren wieder mit der übrigen Gesellschaft. Da fanden sie auch auf den Gesichtern der jungen Leute und der Frauen ernste Mienen und konnten aus den letzten Bemerkungen, die noch fielen, erkennen, daß auch hier über den Krieg gesprochen worden war. So mündeten während dieser Zeit in jeder Gesellschaft die Gespräche, mochten sie von wo immer ihren Ausgang genommen haben, in diesen einen großen Gegenstand, der alle Gedanken erfüllte und alle Gemüter beklommen machte.

Die Scheuklappentante war in eine edle vaterländische Aufregung geraten. Sie zog aus ihrem grünseidenen Ridikül, der nach der neuesten Mode die Gestalt eines kleinen Füllhorns hatte, ein Büschel Scharpie hervor und zeigte es herum. Ob es so recht wäre, wollte sie wissen, und besonders um Melchers fachmännisches Urteil bemühte sie sich. Der entschuldigte sich, er wüßt' es nicht, bis jetzt sei er noch nie verwundet gewesen.

„Weil ich nämlich schon alle meine Mußestunden dem Scharpiezupfen widme," sagte sie die Augen zu ihm aufschlagend. „Auch wir Frauen und Jungfrauen wollen dem Vaterlande dienen."

Die englische Lady wurde unbewußt zum Schreckenskind, indem sie zum Schroll sagte:

„Was hör' ich! Auch der Lebold will mit in den Krieg ziehen?"

Der Schroll zuckte die Achsel.

„Das wird er sich wohl noch einmal überlegen müssen,“ sagte er finster.

„Wenn ich ein junger Mann wär' — ich müßte unbedingt mit dabei sein!“ rief die Scheuklappentante. „Dann wären wir Kameraden,“ sagte sie süß lächelnd zu Melcher.

Auch die türkische Tante lobte Lebolds Entschluß.

„Bei den Muselmanen trägt jeder edle Jüngling ein Schwert. Das sollte auch bei uns eingeführt werden. Ich wäre stolz, die Mutter eines Landwehrmannes zu sein!“ sagte sie zur Schrollin.

Lebolds Mutter blickte ernst und bekümmert. Sie schien ein wenig bewegt, und zugleich war es ihr peinlich, daß die heikle Frage, die ihren Mann in Harnisch brachte, hier erörtert wurde.

„Vielleicht wird es ihm der Vater doch erlauben,“ sagte sie bescheiden und blickte bittend auf den Schroll hinüber. Der schaute ganz erstaunt auf und wußte nicht, wie er es deuten sollte, daß unerwartet und plötzlich die Mutter geneigt schien, die Absichten Lebolds zu unterstützen.

Man empfahl sich und ging.

Auf dem Heimweg fühlte Lebold sein Herz voll und schwer. Er hatte die Herzhaftigkeit entzückend gefunden, mit der die Wettl für den Kampf gegen die Fremdherrschaft eingetreten war. Aber daß sie ihn so leicht ziehen ließ und ihn in seinen Vorsätzen bestärkte, erfüllte ihn mit leisen Zweifeln. War sie ihm denn gar nicht ein wenig gut? Er hätte es von Herzen gewünscht. Und er glaubte doch auch eine gewisse Bewegung bei ihr wahrgenommen zu haben, als sie erfuhr, daß er mit in den Krieg ziehen würde. Oder täuschte er sich? Jedenfalls hatte sie nur Worte der Ermunterung für ihn gehabt und ihn gewissermaßen hinausgeschickt in die Gefahr. Das fand er wacker, und es gefiel ihm wohl. Er hätte nicht gewünscht, daß sie sich anders verhalten hätte.

Und doch tat es ihm auch ein klein wenig weh. War sie innerlich so stark, oder bedeutete er ihr nichts? Darüber hätte er gern Gewißheit gehabt. Aber die Sterne, die schon am Himmel standen, als er mit Franzl und den Eltern durch die stillen Gassen nach Hause ging, gaben ihm keine Antwort auf seine Fragen und schwiegen und flimmerten nur still über den Dächern auf dem kalten Herbsthimmel.

* *
*

Melchers Urlaub war zu Ende, und es ging ans Abschiednehmen. Leicht fiel es ihm nicht, aus dem Guguckshaus zu scheiden, aber er biß die Zähne aufeinander und ließ sich nichts merken.

„Wenn etwas sein sollte, Mutter, daß die Frau Mutter etwa einen Notpfennig braucht," sagte er, „so weiß die Frau Mutter es ja, wo ich den goldenen Maria-Theresia-Dukaten aufgehoben habe, den mir der Göd zur Taufe beschert hat."

Sie redete ihm zu, den Dukaten mitzunehmen.

„Er ist dein, und ich tät' eher hungern, eh' daß ich ihn angreif'. Ein Soldat aber, wenn es wirklich zum Feldzug kommen sollt', kann einen Zuschuß leicht brauchen."

Er weigerte sich das Geld zu nehmen; er habe es von je für die Mutter bestimmt, und ihn könnte es höchstens in Versuchung führen.

„Die kein Geld haben, sind immer besser daran," behauptete er. „Jedesmal, wenn ein Kamerad recht ins Schlamassel gekommen ist, so war es, weil er Geld gehabt hat."

Sie überboten sich an Edelmut. Keines wollte den Dukaten haben, und jedes ihn dem andern zuschanzen. Bis Melcher ärgerlich sagte:

„Und ich nehm' ihn halt einfach nicht! Daß ihn vielleicht schließlich noch die Franzosen einhamstern täten!"

Da brach sie in lautes Weinen aus, sie sah ihren Melcher schon gefallen oder verwundet in Franzosenhänden. Es reute ihn, daß er so unüberlegt gesprochen.

„Aber was denkt denn die Frau Mutter — das war ja nur so geredet,“ sagte er lachend. „Krieg' mir die Frau Mutter wieder am Ende ihre Weiberängsten! Vorderhand ist noch nicht einmal ein Krieg. Und wenn wirklich einer wird — ich hau' mich schon heraus, darauf kann sich die Frau Mutter verlassen!“

Er stieß mit seinem Pallasch auf den Boden, daß alles schepperte.

„Komm mir wieder, Melcher!“ rief sie unter Tränen. „Und gib Obacht, daß dir nichts geschieht, gelt? Und nimm den Dukaten mit — mir zulieb! Schau, wenn du mit einem Franzosen zusammenstoßen tust und du siehst, du bist der Schwächere, so gibst ihm halt den Dukaten, so wird er auch mit sich reden lassen!“

Er konnte nicht einmal lachen über diese Muttergedanken, das alte Weiblein dauerte ihn zu sehr. Er ging zum Schubladkasten und steckte den Dukaten zu sich.

„Jetzt wird ihr leichter werden,“ dachte er im stillen. „Ist doch zu etwas gut, das Geld!“

Wirklich trocknete sie jetzt ihre Tränen. Er küßte sie und drückte sie an sich, und dann trat er gestiefelt und gespornt in den Hof hinaus. Alle kamen herunter, ihn noch zu begrüßen, sogar der Meister fand sich ein. Vom Herrn Göd hatte er sich schon früher verabschiedet.

„Alsdann, Melcher,“ sagte Kebach, indem er ihm die Hand schüttelte; „du bleibst ein Kind vom Haus. Ich weiß, daß du dem ‚Blauen Guguck' keine Schand' machen wirst! Geh mit Gott! Und wenn du wiederkommst, dann werden wir die Sach' ordentlich angehn, daß du bald zulernst, was dir in der Weberei noch fehlt.“

„Ja, wenn er nur schon wieder da wär'!" rief die Mutter immer hilflos schluchzend. „Melcher, Melcher, gelt du kommst mir doch wieder?"

„Aber freilich komm' ich wieder!" sagte er. „Was glaubt denn die Frau Mutter? Zum Zeugmachergesellen muß ich es doch noch bringen, das wird mir unser Herrgott schon vergönnen! Ohne Gesellenprob' wird er mich doch nicht abkratzen lassen — das wär' ja rein, als ob ich mich vor dem Herrn Meister davonschleichen wollt'!"

„Wenn unser Herrgott nur endlich den Napoleon strafen tät'!" seufzte sie.

Auch Wettl war ergriffen, als sie ihm die Hand reichte.

„B'hüt dich Gott, Melcher, b'hüt dich Gott! Ich werd' schon an dich denken! Immer, wenn ich hör', daß die Franzosen davongeloffen sind, werd' ich mir denken: der Melcher ist auch dabei gewesen!"

Er biß die Zähne zusammen und würgte. Aber er würgte es hinunter.

„Weißt, Wettl," sagte er frisch; „wenn's zur Attacke geht, und ich auf meinem Roß dem Feind entgegenflieg' — da wird's mir sein, als ob du wie ein Schutzengel bei mir wärst!"

„Jesses! Jesses!" rief die Kaplanek. „An so eine Attacke darf man gar nicht denken, sonst vergeht einem Hören und Sehen!"

Der Werksgeselle Vincenz stand auch dabei.

„Tot ist man nicht gleich," sagte er im Tone der Erfahrung. „Und wenn einen auch was trifft, der Mensch heilt schon wieder zusammen!"

Er zog einen seiner Schlappschuhe aus, die er im Hause auf bloßen Füßen zu tragen pflegte, und zeigte seine Narbe, die alle schon gesehen hatten. Ein Granatsplitter, der durch die Sohle eingedrungen und am Rist wieder ausgetreten war, hatte ihm die Mittelfußknochen zerschmettert. Aber jetzt sah man nichts mehr als ein kinderhandgroßes blasses Mal auf dem

Rist, das mit einer strahlenförmig zusammengezogenen Haut überkleidet war.

Jeder wußte es längst, aber er erzählte es doch noch einmal:

„Von Mittag bis Mitternacht bin ich auf dem Schlachtfeld gelegen! Schon sakrisch wehgetan hat es! Und dabei immer der Gedanke: am End' finden sie dich gar nicht, und du bleibst da liegen und krepierst wie ein angeschossenes Stück Wild. Da hab' ich halt mein Pfeiferl aus dem Tornister gezogen und hab' gedampft. Wenn ich damals mein Pfeiferl nicht gehabt hätt', Gott verzeih mir's, ich glaub', ich hätt' die letzte Patron', die noch in meiner Patrontasche war, dazu verwendet und hätt' mir selber den Garaus gemacht."

Es war nicht gerade das Tröstlichste, was man einer weinenden Kürassiers-Mutter erzählen konnte. Zum Glück kam jetzt auch noch der alte Salzküfel dazu mit seiner unerschütterlichen Greisenzuversicht.

„B'hüt dich Gott, Melcher, b'hüt dich Gott!" sagte auch er. „Wir stehen alle in Gottes Hand. Ich bin an meinem Webstuhl nicht sicherer als du in der Schlacht. Wer wird denn weinen, Frau Kaplanek? Es geschieht nichts, ohne daß unser Herrgott es will. Gelt, Diwrisl?"

Am Fenster zeigte sich das verdrießliche Gesicht des Gesellen Schnaus. Der wollte offenbar kundschaftern, wie dem Melcher sein Abschied sich gestalte. Melcher war weich gestimmt. Er wäre gern von allen Leuten im Guguckshaus in Frieden und Freundschaft geschieden. Er salutierte und rief hinauf:

„Leben Sie wohl, Schnaus, ich geh' wieder fort. Und wenn ich wiederkomm', dann sollen Sie sehen, daß ich kein mutwilliger Schlingel mehr bin!"

Der Kopf verschwand ohne Antwort vom Fenster.

„So ein Bock!" brummte der Guguck ärgerlich. „Es gibt schon nichts Grauslicheres, als wenn ein Mensch nicht verzeihen kann! Das sind die gar Ge-

rechten, die sich für vollkommen halten — pfui Teufel!"

Melcher tat das Verhalten Schnausens weh. Er hätte so gern außer den Franzosen keinen Feind mehr gehabt. Er empfand es jetzt, wie schwer oft das Üble wieder auszutilgen ist, das wir anderen angetan, und zu was für einem Berg in ihrer Einbildung manchmal ein Mäuslein anwachsen kann.

„Scher dich nicht um den verdrehten Zwickel!" sagte Wettl, die bemerkte, daß er betrübt war. „Wir andern, wir wissen es schon, wie du es meinst."

Er strahlte und sah sie dankbar an.

„Leb wohl, Wettl! sagte er noch einmal. „Und vergiß mich nicht!"

Und so ging er also endlich davon.

„Mir schwant immer, er kommt nicht wieder," sagte die Kaplanek zu Wettl und flennte herzbrechend in ihre Schürze hinein.

Wettl bemühte sich, es ihr auszureden. Und dann kehrten alle an ihre gewöhnliche Arbeit zurück.

Melcher aber marschierte stramm die Zieglergasse hinunter und blickte weder rechts noch links. Erst als er an die Straßenecke kam, blieb er stehen und schaute noch einmal zurück. Aus den Fenstern der nächstgelegenen Häuser hörte er das Klappern der Webstühle, und dort, schon aus der Entfernung, grüßte noch einmal das Haus „Zum blauen Guguck" zu ihm herüber, seine Heimat, seine Wiege und — so hoffte er wenigstens — seine Zukunft. Aber vielleicht war es wirklich das letzte Mal, daß er dieses traute Geräusch der Arbeit hörte? Vielleicht das letzte Mal, daß sein Auge auf diesem alten, treuen Hause ruhte, das für ihn alles barg, was er liebte, seine Jugenderinnerungen, sein Gewerbe, seine Mutter und Wettl . . .

Einen Augenblick preßte er die Hand aufs Herz, das ihm so schwer war wie noch nie, und schluckte ein paarmal mit der Kehle. Aber dann riß er sich ge-

waltsam los, wie ein rechter Mann und braver Soldat, und machte entschlossen kehrt. Mit dem Pallasch auf dem Pflaster rasselnd und mit den schweren Reiterstiefeln fest auftrappend, daß die Sporen klirrten, setzte er seinen Weg fort. Und am Abend, knapp vor dem Zapfenstreich, traf er pünktlich bei seinem Regiment in Korneuburg ein und meldete dem Diensthabenden seine Rückkehr vom Urlaub.

* *
*

Ein paar Tage später war es, an einem für die vorgeschrittene Jahreszeit noch merkwürdig warmen Nachmittag — da sitzt der alte Salzküfel in seinem ebenerdigen Gelaß im Guguckshaus vor seinem braven Webstuhl und tritt mit den dürren Beinen eifrig auf den Weberschemeln herum und läßt dabei seine Schütze fliegen, von rechts nach links und von links nach rechts, immer her und hin, hin und her.

Die hölzernen Tritte, die die Schäfte heben, klappern bedächtig auf und nieder, und die Kettfäden schießen durcheinander wie hundertfingrige Hände, die sich falten und wieder auseinandertun. Das Weberschiff rasselt gleichmäßig dazwischen durch, indem es von der winzigen, in seinem Herzen verborgenen Schußspule den Faden abschnurren läßt. Und die Weberlade, mit der der Salzküfel nach jedem Gang den Eintrag festschlägt, knarrt und ächzt in ihren Angeln. Es ist eine eintönige, leise einschläfernde Musik, und an der weißgetünchten Wand, von der der Kaiser Josef aus einem stockfleckig gewordenen Stahlstich mit seinen klaren, offenen Augen freundlich auf den emsigen Weber niederschaut, dämmern träumend ein paar verspätete Sommerfliegen.

Und auch den Hund Diwrisl, der zu Füßen des Salzküfels liegt, fängt es an zu schläfern. All seine Willensstärke muß er zusammenraffen, um den struppigen Kopf hochzuhalten, der ihm immer wieder

zwischen die Vorderbeine herabsinken will. Sein besseres Ich kämpft einen verzweifelten Kampf mit dem Schlaf, der ihn zu übermannen droht. Und dabei macht er ein totunglückliches Gesicht, denn eigentlich möchte er so gern ein wenig nachgeben, aber er weiß, es wäre eine Schmach, an der Seite seines Herrn einzunicken, wo er doch auf ihn achtzugeben hat. Überhaupt ist es eine Schande, am Tag zu schlafen; davon ist der Diwrisl so fest überzeugt wie der Salzküfel. Aber auch den Salzküfel überkommt es jetzt auf einmal wie eine ungewohnte Müdigkeit. Es liegt so etwas merkwürdig Drückendes heut' in der Luft. Eine leise Bewegung seiner Nasenflügel verrät ein unterdrücktes Gähnen, und die Augenlider wollen ihm fast zuklappen. Da gerät er aber in Zorn.

„Wär' nicht aus! Schäm dich, Salzküfel! Das ist ja grad, als ob du anfangen wolltest alt zu werden!"

Und wütend setzt er seine Füße auf die Tritte und schleudert seine Schütze, als ob es ein Wurfgeschoß wäre, und erhebt seine Stimme und begleitet ein paarmal das Hinundherfliegen des Schiffes mit der alten Webermelodie:

„Von Hietzing — nach Penzing,
Von Penzing — nach Hietzing . . . ."

Da rappelt sich auch Diwrisl auf. Das Beispiel seines Herrn hat ihm Kraft verliehen, die böse Anwandlung zu besiegen. Er macht einen entschlossenen Nieser und schüttelt sich die Zotteln aus dem Gesicht, damit der Salzküfel sehen soll, daß er fuchswache Augen hat und gut aufpaßt auf alles.

Und seine Wachsamkeit war auch nicht überflüssig, denn plötzlich pochte es an die Tür. Diwrisl wendete sogleich den Kopf und ließ ein verhaltenes Knurren hören. Der Salzküfel, der im Geräusch des Webens das Pochen überhört hatte, setzte mit der Arbeit aus.

„No, no, was gibt's denn, Diwrisl?"

Am liebsten hätte Diwrisl geantwortet: Es hat jemand an die Tür geklopft. Aber weil die Natur ihm die Sprache versagt hatte, so blieb ihm nichts übrig, als zu seinem Herrn aufzublicken und sein leises Knurren fortzusetzen. Es pochte noch einmal.

„Herein!" rief der Salzküfel.

Die Nähterin Lois war es, dieselbe, die einmal unvorsichtigerweise eine Nadel zwischen die Lippen genommen und unversehens verschluckt hatte. Sie war eine lebhafte alte Jungfrau, die ein wenig einer altväterischen Maus ähnlich sah, und immer bis zum Rande angefüllt mit Glücksgefühlen und einer wahrhaft inbrünstigen Verehrung des Lebens. Denn die schreckliche Nadel hatte sich damals nach Monaten fürchterlicher Qual und Angst ganz verkrümmt und verbogen wieder ans Tageslicht gedrängt und war unter großen Schmerzen durch das Fleisch des Leibes herausgewachsen. So wurde die Nähterin wie durch ein Wunder gerettet. Die Geschichte hatte sich zugetragen, als sie noch ein junges Mädchen gewesen, und viel Zeit war inzwischen verflossen. Aber seither wußte sie es und vergaß es nimmer, wie schön es auf der Welt ist. Und da es ihr selbst nicht geglückt war, einen Mann zu bekommen, der ihr zu Gesicht stand, so verlegte sie sich darauf, ehrbare Liebschaften zu schirmen und Ehen zu stiften. Und auf solche Weise genoß sie die Liebe, die süßeste Erdenfreude, vielfältig immer aufs neue wieder und immer gedoppelt mit jedem jungen Paare, daß sie in ihren Schutz genommen hatte.

Unaufgefordert trat sie näher, auf Stöckelschuhen aus dem achtzehnten Jahrhundert, deren Absätze vielleicht einmal sogar rot gewesen sein mochten, wie es alle Absätze damals waren.

„Ich bitt' halt vielmals um Entschuldigung, wenn ich bei der Arbeit stören tu'; ich hätt' mich ohnedies nicht hereingetraut, aber da hab' ich mir

gedacht, der Salzküfel hat die Wettl auch gern, gerade so wie ich, und deswegen wird der Salzküfel mir helfen.“

„Die Wettl?“ meinte der alte Großvater, und auf seinem Gesicht ging die Sonne auf. „Na, ob ich die gern hab', die Wettl! Wer wird denn die Wettl nicht gern haben? Das ist ja mein Herzpünkerl, die Wettl!“

„Also, sehen Sie, Salzküfel,“ sagte die Lois, „alle zweibeide wünschen wir ihr nur Gutes. Aber mit dem Wünschen allein ist es nicht getan, man muß auch achtgeben auf die, die man gern hat. Und jetzt ist der richtige Augenblick dazu, auf die Wettl zu passen, damit sie nicht ins Unglück kommt.“

„Hö, ho, ho!“ machte der Salzküfel. „Und was soll denn auf einmal los sein mit der Wettl?“

„Weil sie halt selber mit offenen Augen ins Unglück rennt!“ rief die Nähterin eifrig. „Das kommt davon, daß sie noch keine Nadel verschluckt hat. Und so weiß sie nicht, wie das tut, wenn man in tausend Ängsten wartet und wartet und von einem Tag auf den andern hofft und fürchtet.“

„Ja, was heißt denn das aber?“ meinte der Großvater ganz bestürzt. „Die Jungfer Lois wird doch nicht wollen, daß die Wettl auf einmal eine Nadel schlucken soll?“

„Gerade das Gegenteil! Ersparen will ich ihr's! Und eben darum soll sie dem Lebold abreden.“

„Welchem Lebold? Und wovon abreden?“ fragte der Großvater, der sich einfach gar nicht mehr auskannte und schon zu fürchten begann, die Lois könnte am Ende übergeschnappt sein.

„Dem Lebold aus dem Schrollhaus,“ sagte die Lois.

Der Salzküfel griff sich an den Kopf.

„Und was soll denn der Lebold aus dem Schrollhaus mit dem Nadelschlucken zu tun haben?“

„Aber versteh mich der Salzküfel doch recht! Das

mit der Nadel ist ja nur gleichnisweis gemeint, so wie der Herr Pfarrer etwa sagt, man soll nicht von der verbotenen Frucht essen. Damit meint der Herr Pfarrer nicht einen wirklichen Apfel, und wenn ich von der verschluckten Nadel red', so mein' ich auch keine wirkliche Nadel. Aber wenn der Lebold zum Freibataillon geht, und es kommt der Krieg, so wird die Wettl in Not und Ängsten sein, genau so wie ich, da ich die Nadel noch in mir gehabt hab'."

„Die Wettl, meint sie, wird um den Lebold in Not und Ängsten sein?"

„Den Herzwurm wird sie uns kriegen!" rief sie aufgeregt. „Aufzehren wird sie sich und krank wird sie werden! Und doch redet sie ihm nicht ab und macht ihm, wie ich hör', im Gegenteil Courage dazu. Und was kann dabei herauskommen? Immer nur ein Unglück! Denn sogar im besten Fall, wenn dem Lebold nichts geschieht und er wieder heimkommt, so bleibt es doch ein Unglück. Denn der alte Schroll will es nicht erlauben, daß der Lebold mittut, und hat gedroht, er enterbt ihn und nimmt ihn nicht mehr in sein Geschäft, wenn er ihm nicht folgt. Und wenn der alte Schroll einmal etwas gesagt hat, so bleibt es auch dabei, da kann die Welt darüber zugrund gehen. Also, das sieht doch jetzt jeder, daß das ein Unglück geben muß. Denn wenn dann der Lebold nichts ist und nichts hat, so können sie erst nicht heiraten."

„Ja wollen die zwei überhaupt heiraten?" fragte der Großvater erstaunt.

„Noch ist es ein Geheimnis," sagte sie mit gedämpfter Stimme. „Noch wissen sie selber nichts davon."

„Sie aber will es schon wissen, Jungfer Lois?" sagte der alte Mann ärgerlich.

„Sehen Sie, Salzküfel, ich kenn' sie halt alle zwei so gut. Wenn man viel in den Häusern herumkommt und nähen tut, so lernt man die Menschen

schon kennen. Von klein auf kenn' ich den Lebold und von klein auf kenn' ich die Wettl. Und ich weiß es schon lange: die zwei, die kommen noch einmal zusammen."

„Ja, warum denn eigentlich, wenn sie selber nichts davon wissen?"

„Warum? Weil sie halt zueinander gehören, und da kann es gar nicht anders sein. Die zwei," sagte sie feierlich und mit Nachdruck, „werden noch ein Paar!"

„Mir scheint, die Jungfer Lois hört das Gras wachsen," sagte der Salzküfel. „No, ich hab' nichts dagegen, wenn die zwei heiraten wollen — aber das wird doch nicht unsere Sach', das wird halt dem Lebold und der Wettl ihre Sach' sein."

„Aber daß nichts dazwischen kommt, müssen wir schauen," meinte die Nähterin und lächelte geheimnisvoll.

„Wenn es unserm Herrgott recht ist," sagte der Großvater," so kommt eh' nichts dazwischen."

„Der Napoleon kommt dazwischen!" rief sie eifrig.

Er wurde ungeduldig und faßte seine Weberlade an, als ob er Miene machen wollte, weiter zu weben.

„Also, ich kann doch dem Napoleon nicht sagen, daß er der Wettl zulieb keinen Krieg führen soll!"

Die Lois machte ihr pfiffiges Mäuseschnäuzchen und legte einen Finger an ihre große Haube, die noch aus der Blütezeit der großen Hauben stammte.

„Dem Napoleon kann der Salzküfel nichts sagen, aber der Wettl könnt' er vielleicht was sagen."

„Wüßt nicht, was ich der Wettl sagen sollt'," meinte er gereizt und verriet eine immer zunehmende Ungeduld.

„Und die Wettl könnt' vielleicht wieder dem Lebold was sagen," geheimniste sie weiter.

„Also jetzt heraus mit der Sprach'!" rief er schon fast kochend. „Was heißt denn diese versteckte

Herumrederei? Was soll ich der Wettl sagen? Und was soll die Wettl dem Lebold sagen?"

„Wenn die Wettl dem Lebold sagen tät', daß sie es nicht aushalten kann, wenn er in den Krieg geht, und daß der Lebold ihr zulieb dableiben soll — so tät' er's vielleicht. Und den Rat könnt' der Salzküfel der Wettl geben!"

Jetzt fuhr aber der alte Mann bolzgerade von seinem Sitze auf. Auch Diwrisl sprang auf seine Füße. Er blickte seinen Herrn an, kläffte ein paarmal gegen die Nähterin und schaute dann befriedigt abermals zu seinem Herrn empor.

„Was sind mir das für Weibersachen!" grollte der Salzküfel mit einer vor Zorn fast zittrigen Stimme. „Glaubt sie denn wirklich, die Wettl wird sich an den Lebold hängen? Und wird ihn betteln, daß er nicht tun soll, was er für das Rechte hält? Da kennt sie meine Wettl schlecht! Wenn meine Wettl einmal heiratet, so wird sie eine herzhafte Frau und kein Jammerlappen-Weib, das ihren Mann wegen ein bissel Ängsten von seinen Pflichten abreden tut. Das wird die Wettl nie tun, wie ich sie kenn', und da hat sie auch recht! Denn es gibt bittere Sachen, die man halt einmal schlucken muß, im Leben. Eine Nadel schlucken hat keinen Zweck, das ist halt einfach ungeschickt, wenn man das tut. Ein Herzleid aber, das einen Sinn hat, das will erduldet sein! Um das läßt sich unser Herrgott nicht betrügen! Und meine Wettl wird's in Ehren dulden, wie ich sie kenn', und wird deswegen noch lang keine Auszehrung nicht kriegen. Denn die Wettl weiß ganz gut, daß es einen Herrgott gibt, und daß uns unser Herrgott manchmal prüfen tut. Und darum sag' ich: Hand von der Butten, und laß sie meine Wettl schön in Frieden! Die wird sich den rechten Weg schon selber finden, die Wettl! — So, jetzt hat sie meine Meinung gehört, und jetzt kann sie wieder gehn!"

Er setzte sich an seinen Webstuhl und begann

zu arbeiten. Die arme Lois war ganz bestürzt über seine ungehaltenen Worte und begriff nicht, wodurch sie ihn so aufgebracht haben könnte, und vermehrte das Übel immer noch, indem sie ein Langes und Breites in ihn hineinredete und alles noch näher erklären und ihn wenigstens davon überzeugen wollte, wie gut sie es gemeint hätte, und wie liebevoll ihre Absichten gewesen wären. Aber je länger sie redete, desto wütender wurde der Salzküfel. Sagen tat er zwar kein Wort mehr, aber wie ein Besessener trampelte er auf seinen Tritten herum, und jedesmal, wenn er mit der Weberlade anschlug, führte er den Hieb mit solcher Heftigkeit, als ob er nicht die Fäden festschlüge, sondern die Lois damit treffen wollte. Und auch als sie sich endlich halb weinend entfernt hatte, wob er noch in derselben hitzigen Weise weiter, und bei jedem Schuß flog die Schütze fast an die Wand, daß er sie ein paarmal aufklauben, die Schußspule herausnehmen und den überflüssig abgelaufenen Eintragfaden wieder aufwickeln mußte.

Das machte ihn nun erst recht ärgerlich. Wie einen so ein Frauenzimmer mit ihren Faxen in der Arbeit stören konnte! Hinten und vorne ging es nicht mehr zusammen. Und an allem war jetzt natürlich die Lois schuld. Die Kettfäden wetzten an den Zähnen des Rietblattes, daß sie rauh wurden. Seine Mollettine mußte er jeden Augenblick gebrauchen, weil Fasern und Splitter allerart an der Seide klebten. Zwei oder drei Litzen waren zu schlapp geknüpft und hingen herunter, so daß es kein glattes Fach gab und die Schütze sich bei jedem Schuß darin spießte. Und auf einmal entdeckte er gar, daß die ganze Kette unordentlich gespannt sei.

„Himmel, fix, Laudon, noch einmal!“

Ja, er wurde immer mehr davon überzeugt: die ganze Kette ist schlecht gespannt! Einzelne Fäden ziehen so straff an, daß sie jeden Augenblick zu zerreißen drohen, andere wieder hängen ganz knieweich

herunter, als ob sie gar nicht dazu gehörten. Wie eine Leinenkette, die man erst nach dem Verweben ordentlich spannt und reckt und zieht, damit sie gleichmäßig wird, so schlampig ist diese ganze Pastete, und nicht wie eine anständige Seidenkette! Vom Seidenbaum geht der Fehler aus, er merkt es gleich, dort sitzt das Nest des Unheils. Und dabei hat er sich noch selbst vorgerichtet und aufgebäumt, das ärgert ihn am meisten; denn hätt' es ein anderer gemacht, so könnt' er jetzt wenigstens weidlich schimpfen. — Ha, da fällt es ihm ein! Geschweift muß schlecht sein! Natürlich! Gewiß eine Kette, die auf dem neuen Schweifrahmen geschweift ist! Auf dem neuen Schweifrahmen mit dem Werkel und mit der Katz'! Also, jetzt ist es aus! Jetzt webt er schon drauf los wie ein Tollwütiger. Und zu allem Überfluß tritt er auch noch ein paarmal falsch, auf die unrichtigen Schemel, weil sein Kopf noch ganz voll ist von der Lois ihrem Gewäsch.

„Richtig! Jetzt ist der Teufel los!"

Die Schütze steckt im Fach und kann nicht mehr weiter. Gerade in der Mitte gibt es einen riesigen Weberknoten, das Kettgarn hat sich verfilzt und verrüttet, die Schäfte spießen sich und heben und zerren eine Menge Fäden mit in die Höhe, die sie gar nichts angehn — das Durcheinander ist fertig. Da reißt der Salzküfel seine braune Schirmkappe vom Kopf und haut damit auf den Zettel los, als ob er die Franzosen vor sich hätt', und haut und haut so lange, bis alle Fäden durchgerissen sind und die ganze schöne Seidenkette wie ein nasser Fetzen herunterhängt.

Jetzt endlich hält er inne und atmet tief auf und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Unwillkürlich blickt er nach Diwrisl hinüber, gleichsam um zu sehen, was der dazu sagt. Der Diwrisl steht ganz traurig da und schaut seinen Herrn ernst an und macht ein Gesicht, wie wenn ein Mensch den Kopf schüttelt.

Da schämte sich der Salzküfel vor seinem vierfüßigen Kameraden.

In tiefen, vollen Schwingungen drang das Läuten der Feierabendglocke in die Stube. Das war kein freudiger Feierabend wie gewöhnlich! Er wußte, daß er jetzt zwei Tage zu tun haben würde, um die zerrissenen Kettfäden wieder anzuknüpfen. Nun, das war doch schließlich eine Arbeit, wenn schon nicht die angenehmste, und arbeiten tat er ja gern. Aber was ihn eigentlich wurmte, daß war die Entdeckung, daß noch immer der alte Adam, der Quartal-Zornpünkel in ihm steckte. Den hatte er doch längst für begraben gehalten. Und jetzt war er noch immer da! Ja, würde denn der zudringliche Kerl ihn wirklich bis ans Grab begleiten?

Bekümmert setzte er seine Kappe auf, die nicht zum ersten Male das grausame Zerstörungswerk vollbracht hatte, und trat mit Diwrisl in den Hof hinaus, um ein wenig frische Luft zu schöpfen. Nachdem er ein paarmal geseufzt hatte, ging er zu der Tür, wo die Roslini wohnte. Er wußte nicht warum, aber gerade mit der Roslini hätte er jetzt gerne ein wenig geplaudert. Vielleicht war es, weil von ihrem Wesen immer etwas wie Ruhe und Zuversicht auszugehen schien. Man hatte bei ihr das Gefühl, als ob sie von niemandem etwas wolle, erwarte, verlange, dagegen stets bereit sei, von ihrem Vorrat stiller Freudigkeit an andere abzugeben. Er redete gerne mit ihr; aber von selbst kam sie fast nie zum Vorschein, man mußte sie suchen. Es war immer, als ob sie gar nicht im Hof des Guguckshauses gewohnt hätte, tagelang bekam man sie nicht zu sehen. Und jetzt fand der Salzküfel ihre Tür verschlossen. Die Roslini war nicht zu Hause.

So blieb ihm also nichts übrig, als mit sich allein fertig zu werden. Er trat in den Garten, um nach den Spatzen zu sehen, die im wilden Wein zwitscherten. Ihr Getritsch und Getratsch ermunterte

ihn allgemach, und er fing an, sich tüchtig auszuzanken. Und nachdem er sich allerhand saftige Wahrheiten ins Gesicht gesagt hatte, begann er zu lachen und machte sich lustig über sich selbst. Und nachdem er sich weidlich ausgelacht hatte, schloß er endlich Frieden mit sich, die Strafe natürlich vorbehalten, denn Strafe muß sein, dachte er, sonst hat die Geschichte keinen rechten Schlußpunkt. Da atmete er jetzt wieder freier und wurde wieder zufrieden und sanftmütig wie gewöhnlich.

„Schließlich ist doch die Nähterin Lois an allem schuld gewesen!“ fiel ihm ein.

Von der Wettl und der Roslini abgesehen, war er kein besonderer Freund des weiblichen Geschlechts, und bei allem, was ihm zuwider war, schob er, wenn er konnte, die Schuld auf irgend ein Frauenzimmer. Diesmal vielleicht nicht mit Unrecht, denn die Nähterin Lois war es tatsächlich gewesen, die den leidigen Zornpünkel in ihm geweckt hatte. Was mußt' ihr auch in den Sinn kommen, die Wettl, seine gute, goldne Wettl, so niedrig einzuschätzen!

* *
*

Der Pimperonkel hatte eines Vormittags einen Zugbuben an Kebach geschickt und ihn ersuchen lassen, gelegentlich zu ihm zu kommen, er wolle seine Meinung hören über die neuen Stühle, die er sich eingeschafft.

„Neue Stühle?“ dachte der Guguck. „Sapperlot, wenn nur der Pimper keinen Pluzer gemacht hat!“

Er kannte den englischen Lord zur Genüge. Das war ein Schönseher, der nie daran glaubte, daß etwas schief gehen könnte, wenn e r es unternahm. Einer von denen, die nur immer lachen und den Bauch schütteln, wenn man ihnen mit Bedenken und Vorstellungen kommt. Und ein Raschentflammter obendrein, der sich leicht blenden ließ. Wenn der nur

nicht einem der vielen Erfinder aufgesessen war, die jetzt auf dem Schottenfeld umherliefen!

Der Guguck zog sogleich seinen Arbeitspenzer aus und seinen Frack an und machte sich auf den Weg nach der Schottenfelder Kirchengasse.

Wie viele neue Erfindungen an Webstühlen hatte man ihm in den letzten Jahren schon angepriesen und einreden wollen! Aber in solchen Dingen war er ein schlauer Fuchs und prüfte und versuchte lieber hundertmal, eh' daß er einmal ja gesagt hätte. Wahr ist es schon, meinte er: das Alte klappert, und das Neue klingt. Aber ein Klappern, bei dem was herauskommt, ist halt doch gescheiter als ein Klingen, das hohl bleibt. Nicht daß er gerade gegen den Fortschritt gewesen wäre; aber er zog allmähliche Verbesserungen den plötzlichen Neuerungen vor. Und mit seinem Freund Schweibenroider, dem Webstuhlmechaniker aus der „Roten Latern" in der Kandelgasse, war er bisher immer gut gefahren; denn der setzte auch nur Schritt vor Schritt und prüfte gleichsam immer vorher mit dem Fuß den Boden, bevor er fest auftrat.

Gleich als er in Pimpers Schreibstube eintrat, fiel es dem Guguck auf, daß der sonst so laute und zuversichtliche Mann gedrückt schien und bekümmert dreinsah. Er dankte ihm, daß er gekommen, und führte ihn in die Fabrik hinüber. Sie gingen durch ein paar Arbeitssäle und traten in den letzten, dort standen die neuen Stühle: ein ganzer Saal mit Stühlen, die nicht arbeiteten.

„Teuxel noch einmal," sagte Kebach; „was ist denn das für ein Friedhof?"

„Hochsprungstuhl nennt sich das Zeug," sagte der Pimperonkel zornig. „Sonst sind sie nicht viel anders als meine alten Trommelstühle; nur daß die Trommel statt der hervorstehenden Stiften mit eingeschnittenen Vertiefungen versehen ist, die dem Muster entsprechend verteilt werden. Und die Draht-

nadeln, die du da siehst, die bestimmen durch ihr Eingreifen oder Nichteingreifen in die Trommellöcher die Bewegung der Platinen."

„Aha!" machte Kebach, der sofort begriff. „Und die Drahtnadeln, die in die Trommellöcher eingreifen, die kann man in mehreren Reihen hintereinander anbringen. Der Gedanke ist gar nicht schlecht! Ein ganz guter Einfall! Denn wenn man gleich ein paar Reihen Platinen zur Verfügung hat, so kriegt man natürlich eine viel reichere Musterung heraus als bei den alten Trommelstühlen. Schau, schau, das ist gar nicht dumm! Im Gegenteil! Sehr schlau ausgedacht ist es — aber gehn wird's wahrscheinlich nicht."

Der Lord mußte lachen, so wenig ihm danach zumute war.

„Und woher weißt du denn das? Kennst du die Stühle schon?"

„Kennen? Nein! Die Gattung gerade kenn' ich nicht. Aber siehst, Pimper, mit den Stühlen ist es genau so wie mit den Menschen: Vor lauter Gescheitsein bringt gar mancher sein Lebtag nichts Rechtes zusammen. Der Stuhl da, der ist zu gescheit, das seh' ich gleich. Er bild't sich auch was ein darauf! Man braucht ihn nur anzuschauen, so kennt man's, wie eitel und aufgeblasen daß er ist. Das ist kein verläßlicher Arbeiter! Der glaubt, weiß Gott wer er schon ist, weil er Löcher statt Stiften in der Trommel hat!"

„Aber es ist auch was Besonderes, so ein Stuhl," sagte der Pimperonkel. „In Gang mußt du ihn sehen, da hat man schon seine helle Freud' daran!"

Er rief einen Arbeiter herein und hieß ihn auf einem der Stühle weben. Es war wirklich ein Vergnügen zuzusehen, wie die blanken Drahtplatinen im feierlichen Reigen auf- und niedertanzten und sich im Takte symmetrisch gruppierten. Wie ein Menuett in vornehmer Gesellschaft sah es aus, so wohlgeordnet

und sittsam und abgemessen ging es dabei her. Und die Korden machten gleichsam aus Respekt vor den sie bemeisternden Platinen die sinnreiche Bewegung mit und zupften die farbig schimmernden Seidenfäden der Kette empor, so daß es aussah, wie wenn tanzende Damen mit zierlichen Fingern ihr Kleid ein wenig hochheben.

„Na, was sagst du?“ rief der Pimperonkel ganz aufgeräumt. „Das sieht sich doch nett an — wie?“

Das Herz hüpfte ihm vor Freude und beteiligte sich begeistert an dem rhythmischen Menuett der Korden und Platinen.

„Ja,“ sagte Kebach, „das ist wieder wie bei den Menschen. Nach was aussehn tut es immer, was die Übergescheiten machen. Nur dahinter ist meistens nichts. Der Wille wär' ja da, aber der Organismus ist zu empfindlich, und es ist gar zu viel Absicht dabei, verstehst? Auf den Rahmenwagen da, der die Mustertrommel so kunstvoll an die Nadeln heranrollt und wieder wegschiebt, auf den hab' ich am allerwenigsten Fiduz. Der ist mir zu bagschirlich. Der wird wahrscheinlich alle Augenblick' Zuständ' kriegen.“

Der Lord wollte den Rahmenwagen in Schutz nehmen.

„Na ja, das kenn' ich schon,“ meinte der Guguck. „Hör mir auf mit diesen Webstühlen! Das sind keine rechten Männer! Das sind empfindsame Frauenzimmer!“

Noch hatte er nicht ausgeredet, so hörte der Arbeiter zu weben auf. Am Rahmenwagen spießte sich etwas, und die Nadeln hatten sich verbogen.

„Weil Sie auch nicht ordentlich acht geben!“ herrschte der Pimperonkel ihn an.

„Ich hab' eh' aufgepaßt wie ein Haftelmacher!“ murrte der Arbeiter verdrossen. „Probieren Sie's selber auf dem G'lumpert zu weben, wenn Sie können!“

Er stand auf und ging brummend hinaus und warf heftig die Tür hinter sich ins Schloß. —

„Also, was soll man jetzt machen?" sagte der Pimperonkel verzweifelt.

„Den Schweibenroider laß kommen, er soll die neuartigen Trommeln herausnehmen und wieder alte einfügen."

„Der Schweibenroider war eh' schon da," gestand der Pimper kleinlaut. „Er sagt, es geht nicht, da macht er lieber einen neuen Webstuhl."

„Alsdann, nachher in die Rumpelkammer damit!" sagte der Guguck die Achsel zuckend.

„Teuxel noch einmal! Und ich hab' die Erfindung so teuer bezahlt!"

„Gezahlt hast sie schon?" rief Kebach entsetzt. „Na hörst, du bist aber auch ein — hätt' bald was gesagt! So was muß einer doch erst ausprobieren! Welcher Mechaniker hat denn die Stühl' eigentlich gemacht? Vermutlich der Waldhör?"

Der Lord bejahte.

„Wie er mir vorgewebt hat," sagte er, „ist alles wie am Schnürl gegangen. Und da hab' ich mich halt bestechen lassen, weil die Platinen gar so schön tanzen."

„Die Erfindung ist sehr gescheit," meinte der Guguck, „und der Waldhör ist ein tüchtiger Mechaniker und ein erfindungsreicher Kopf. Aber er arbeitet nach dem Büchel und nach den Regeln — selbstverständlich! Ein Weber ist er ja nicht. Man kann von einem Mechaniker nicht verlangen, daß er auch Weber sein soll. Das hättest du ihm sagen müssen, daß die Stühle für den Gebrauch nichts taugen. Aber das kommt daher," sagte er rücksichtslos, „weil du den Kopf immer voll mit dem Negozieren hast! So nebenher kann einer nicht Zeugmacher sein. Und wenn du dich ein bissel mehr um die Sachen kümmern tät'st, so hättest wissen können, daß wir schon vor zwanzig Jahren eine ähnliche Maschine gehabt haben,

den Vaucasonschen Stuhl. Und daß wir die haben auch in die Rumpelkammer stellen müssen, weil sie zwar sehr schön ausgedacht, aber nicht zu brauchen war. So, und jetzt, wenn du meinen Rat wissen willst: schmeiß den ganzen Krempel weg und mach es wie der neue Wiedner Grund, von dem man sagt, daß er dort anfängt, wo der alte aufgehört hat."

Der Pimper verteidigte sich nicht mit einer Silbe gegen Kebachs harte Vorwürfe. Von keinem andern hätte er sich das sagen lassen, aber vom Guguck nahm er es an und schwieg. Vielleicht weil er wußte, wie gut der es mit ihm meinte, und weil er fühlen mochte, daß der Guguck im Grunde recht habe; vorwiegend aber wohl deshalb, weil das breite Selbstbewußtsein und die an Übermut grenzende Zuversicht, die ihn für gewöhnlich erfüllten, in den letzten Tagen einen gewaltigen Stoß erlitten hatten. Denn wie schon ein Unglück selten allein kommt, so hatte sich zu der Enttäuschung über die neuen Webstühle auch noch das entschiedene Mißglücken und Fehlschlagen einer jener geschäftlichen Unternehmungen gesellt, die mit dem „Negozieren" zusammenhingen.

Als sie in die Schreibstube zurückgekehrt waren, wollte es dem Guguck scheinen, als ob der Pimperonkel die Sache mit den neuen Stühlen schwerer nehme, als es schließlich ihrer Bedeutung entsprach. Denn der sah fast trübsinnig aus, und seine vollen Wangen hingen ihm fahl und schlapp herunter, als sei dem sonst so lebendigen Mann alle Tatkraft entflohen. Da dauerte er den Guguck, und seine harten Worte reuten ihn.

„Geh, Pimper," sagte er gutmütig, „hast halt auch einmal ein Hirschauer Stückel gemacht! Was liegt denn weiter daran? Wie oft ist mir schon etwas ähnliches passiert! Immer noch gut, wenn man mit einem blauen Aug' davonkommt! Ein anderer hätt' sich an diesen neuen Stühlen verbluten können — du aber spürst es ja kaum! Bei dir

kommt's auf die paar tausend Gulden nicht an, die du dabei verlierst!"

Der Pimper machte mit der Hand eine Bewegung — fast wie einer, der sich selbst aufgibt. Es war, als ob er etwas sagen wollte, als ob er etwas auf dem Herzen hätte. Weil er aber doch nichts sagte und beharrlich schwieg, so meinte Kebach, es wäre besser, er ließ' ihn allein, und machte Miene sich zu verabschieden und zu gehen. In diesem Augenblick wurde Pimper abgerufen.

„Sei so gut, blauer Guguck," sagte er; „wenn du noch ein paar Minuten für mich Zeit hättest — ich bin gleich wieder da!"

Kebach legte den Hut wieder hin und blieb allein zurück. Er ging in der Schreibstube auf und nieder und schüttelte den Kopf und sann auf allerlei. Es klopfte an die Tür, und zu seiner größten Verwunderung trat Schabsel ein.

„Küss' die Hand, Herr von Guguck!" sagte der und blickte wie schwermütig seitwärts auf den Boden. „Hab' ich mir's doch gedacht, daß ich Sie werd' treffen hier."

„Der Schabsel sucht wahrscheinlich den Pimper," meinte Kebach etwas ungeduldig; „der ist jetzt nicht da."

Ohne eine Gegenwirkung auf den deutlichen Wink zu äußern, blieb Schabsel stehen, wo er stand.

„Freilich hab' ich wollen sprechen mit dem englischen Herrn von Lord; aber wenn schon Gott es fügt, daß ich kann treffen den Herrn von Guguck —"

Kebach fuhr fort im Zimmer auf und nieder zu gehen.

„Ich kauf' jetzt keine Sacktücheln!" herrschte er ihn an.

„Ein Papier, das ich will zeigen dem Herrn von Guguck, ist doch kein Sacktüchel!" sagte Schabsel und hielt ihm ein gefaltetes Blatt hin, das er aus der Rocktasche hervorgezogen hatte.

„Was soll ich denn damit?“ fragte Kebach mißtrauisch und blieb stehen. „Geht mich denn das Papier etwas an?“

Schabsel lächelte, so als ob er Kebachs Mißtrauen recht kindisch fände, und sagte zutulich:

„Wenn der Herr von Guguck wird geworfen haben nur einen Blick auf das Papier, so wird er sehen, ob es ihn geht etwas an oder nicht.“

Jetzt nahm Kebach das Papier und überflog es. Er wurde bleich vor Schreck: es war ein Schuldschein über eine beträchtliche Summe, die Schabsel dem englischen Lord zu hohen Zinsen vorgestreckt hatte. Und er wurde rot vor Zorn: denn das Schriftstück ging ihn in der Tat durchaus gar nichts an, und er empfand es als eine Unzartheit gegenüber dem Pimperonkel, es eingesehen zu haben, so unschuldig er auch daran war.

„Und für was zeigen Sie mir denn das, Sie Mauschel!“ fuhr er wütend gegen den Juden los. „Und wie können Sie sagen, daß das Papier mich etwas angeht?“

„Hab' ich denn gesagt, daß das Papier etwas angeht den Herrn von Guguck? Ich hab' doch nur gesagt, der Herr von Guguck wird sehen, ob es ihn geht etwas an oder nicht, wenn er wird haben gelesen das Papier!“

Der Lord trat ein. Kebach wurde verlegen, er entschuldigte sich: durch ein Mißverständnis habe er Einblick in das Dokument erhalten. Es tät' ihm leid, aber es sei wirklich nicht seine Absicht gewesen, in Pimpers persönliche Angelegenheiten einzudringen.

„Es tut ja gar nichts,“ sagte der Pimperonkel seine Fassung bewahrend. „Es waren mir halt gerade keine Kapitalien flüssig — dabei ist doch nichts Besonderes, und ein Geheimnis brauch' ich daraus nicht zu machen.“

Er war aber doch sichtlich unangenehm berührt.

Seine Verlegenheit, sein Ärger, seine Sorgen entluden sich jetzt über Schabsel.

„Wie kommen Sie da herein?“ schrie er ihn an. „Was wollen Sie eigentlich hier? Machen Sie, daß Sie fortkommen, Sie sehen, ich hab' jetzt keine Zeit.“

Schabsel kniff die Augen zusammen, und ein stechender Strahl drang unter den gesenkten Lidern hervor.

„Wie ich komme herein?“ fragte er frech. „Wie wird der Schabsel kommen herein? Durch die Tür wird er kommen herein so wie jeder andere Mensch. Und was der Schabsel will? Was wird er wollen, der Schabsel? Das kann erfahren der englische Herr von Lord ganz von selbst, wenn er will haben die Gnade zu werfen einen Blick auf den Kalender.“

„Also sehen Sie nicht, Schabsel, daß ich Besuch hab'?“ sagte der Pimperonkel sich beherrschend. „Das ist doch keine Manier, mir so hereinzuplatzen! Kommen Sie ein anderes Mal wieder, aber jetzt ersuche ich Sie, sich zu entfernen!“

„Gut!“ sagte der Jude. „Wie der englische Herr von Lord es anschafft. Wenn er wünscht, daß der Schabsel sich soll entfernen, so wird der Schabsel sich entfernen.“

Er blieb aber ruhig stehen und machte keine Miene, sich vom Fleck zu bewegen.

„Also wird's bald?“ sagte Pimper ungeduldig. „Auf was warten Sie denn noch?“

„Ich will doch wieder fortgehn, damit ich nicht stören tu' die Herren!“ sagte Schabsel und blieb stehen.

„So gehn Sie doch endlich!“ rief der Guguck.

„Aber wenn ich soll gehen,“ sagte der Jude, „so muß ich doch vorher einkassiert haben mein Geld?“

Der Pimperonkel setzte sich in seinen Schreibtischsessel und schien nachzudenken. Kebach meinte zu spüren, daß seine Anwesenheit ihm peinlich war, und wollte sich entfernen. Aber Pimper hielt ihn zurück.

„Bleib nur da, Guguck, du kannst es schon hören, was wir miteinander zu reden haben. Mit einem Wort ist es gesagt: ich hab' im Augenblick kein Bargeld. Das kann doch vorkommen bei einem Geschäftsmann, daß seine Kapitalien festliegen und nicht von heut' auf morgen flüssig zu machen sind — no also! Sie müssen sich halt ganz einfach noch eine Zeit gedulden, Schabsel! Da ist doch weiter nichts dabei, es wird Ihnen ja eh' verzinst, und hoch auch noch!"

„Wie soll ich mich gedulden?" sagte Schabsel, indem er mit bekümmerter Miene sein Haupt wiegte. „Wie soll ich mich gedulden, wenn ich hab' keine Sicherheit?"

„Plauschen Sie nicht! Sicherheit!" sagte der Pimper. „Übrigens — wenn Sie wollen, kann ich Ihnen auch eine Hypothek auf den ‚Englischen Lord' geben."

Der Jude lachte auf.

„Und das nennt der Herr eine Sicherheit? Wenn der Herr sich hineinbemühen will ins Dominium bei den Schotten, wo geführt werden die öffentlichen Grundbücher, so wird er sehen, ob das Haus ‚Zum englischen Lord' noch gewähren kann eine Sicherheit."

„Für die lumpigen paar tausend Gulden werd' ich ihm doch noch gut sein?" schrie der Pimper jetzt ganz aufgebracht.

„Der Herr ist mir gut für alles — aber noch besser ist mir das Geld."

„Also, wenn Sie schon hören, daß ich im Augenblick das Geld nicht flüssig hab'!"

„Da werden Sie müssen machen Bankerott."

Der Lord war aus seinem Schreibsessel aufgefahren. Jetzt sank er wieder in ihn zurück und starrte bleich vor sich hin.

Der Guguck legte sich ins Mittel.

„Was fällt denn dem Schabsel eigentlich ein? Wegen einem augenblicklichen Mangel an Bargeld

wird er doch einen vermöglichen Geschäftsmann nicht in den Konkurs treiben wollen!“

„Bitte, Herr von Guguck,“ stellte Schabsel fest, „ich hab' nicht gesagt Konkurs, ich hab' gesagt Bankerott.“

„Und was soll denn da für ein Unterschied sein?“ fragte der Guguck harmlos.

„Das ist ein großer Unterschied,“ erklärte der Jude. „Wenn er macht Konkurs, so kommen die Kreditoren und nehmen alles weg, was da ist. Wenn er aber macht Bankerott, so wissen die Kreditoren, daß nichts mehr da ist, und es bleibt ihm, was er hat. So kann er wohnen im Hause seiner Frau und essen von ihrem Silber und fahren mit ihren Pferden, und dem Schabsel bezahlen das Seinige, dafür daß er ihm gegeben hat den guten Rat, und die übrigen Gläubiger haben das Nachsehen.“

„Der Mensch bringt mich noch in den Schuldturm!“ rief der Pimperonkel verzweifelt.

„Die Kreditoren werden es sich überlegen, Sie zu setzen in den Schuldturm,“ sagte Schabsel mit Überzeugung. „Müssen Sie nicht, wenn sie einen setzen in den Schuldturm, ihn ernähren standesgemäß? No also! Wenn man einen armen Jüden setzt in den Schuldturm, so ist es billig und kostet nicht viel. Aber was für einen Herrn Fabrikanten vom Schottenfeld ist standesgemäß, das kostet Geld! Und sogar wenn die Herrn Kreditoren wirklich sich wollten machen die Auslagen und Sie setzen in den Turm. Was tut's? Länger als ein Jahr kann niemand sitzen im Schuldgefängnis. No, und wie lange ist ein Jahr? Zwölf kurze Monate! Und wenn sie sind vorüber, die paar Dutzend Wochen, so kommen Sie wieder heraus und sind ein reicher Mann wie zuvor.“

Dem Guguck hatte es fast die Red' verschlagen. Jetzt befreite er seine gepreßte Brust durch einen Stoßseufzer:

„Himmel Kruzitürken noch einmal, Schabsel! Was sind Sie für ein abgefeimter Halunke!“

Schabsel zuckte zusammen wie unter einem gegen ihn geführten Streiche.

„Wer ist ein Halunke?“ fragte er. „Der Schabsel ist ein Halunke? Hat der Schabsel gebracht seine Gläubiger um ihr Geld?“

Der Pimperonkel schwieg fassungslos. Kebach trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. Der Schabsel aber blickte wie verzweifelt in eine Ecke des Zimmers. Das Wort des Guguck hatte ihn tief verwundet. Er war doch ein ehrlicher Mann? Er glaubte es zu sein! Er hatte nie anders gedacht, als daß er durch und durch ein ehrlicher Mann sei. Ein paar kleine Geschäftskniffe — nun, die gehörten zu seinem Gewerbe; aber sonst hatte er sich doch nie etwas zuschulden kommen lassen und sich sein Leben lang redlich geplagt und rechtschaffen durchgeschlagen. Und jetzt — hätte er denn auf sein sauer erworbenes Geld verzichten sollen? Und war denn unter Christen schuftig, was er da vorschlug? Er hatte das Beste gewollt und einen Weg ausgedacht, wie er zu dem Seinigen kommen konnte, ohne daß dem englischen Lord allzuhart dabei geschah. Und nun nannte ihn der Guguck, der einzige Christ, den er verehrte und liebte, einen abgefeimten Halunken! Das tat ihm weh. Auf einmal liefen ihm, er wußte nicht wie, die Tränen in den grauen Bart.

„Sie sind streng, Herr von Guguck, zu einem armen Jüden!“ rief er flennend. „Wollen Sie denn, daß ich verlieren soll mein gutes Geld? Und hab' ich nicht gehungert darum Jahre und Jahre und meinen Pünkel geschleppt von Haus zu Haus und mir spucken lassen ins Gesicht von jedem Gassenbuben? Und jetzt, weil ich geb' einen guten Rat dem englischen Herrn von Lord, wie er mir kann zahlen das Meinige und doch dabei bleiben ein ver-

möglicher Mann — jetzt soll ich deswegen sein ein abgefeimter Halunke?“

„Na, wissen Sie, Schabsel,“ sagte Kebach, „ich hab' Ihnen immer die Stange gehalten und hab' mir gedacht: er ist halt auch ein geplagter Mensch. Aber daß Sie den Pimper da so zwicken, das gefällt mir nicht von Ihnen. Und diesen guten Rat mit dem Bankerott, der kein Konkurs ist, den stecken Sie nur wieder ein. Auf dem Schottenfeld gibt es keine solchen Spitzbübereien — verstanden? Aber wie wär' es denn, wenn ich für den Pimper gutstehn tät'? Wär' Ihnen das Sicherheit genug? Oder bin ich Ihnen vielleicht auch nicht gut?“

Schabsel wischte sich ein paarmal mit dem Handrücken über Augen und Nase. Das Gesicht ging ihm auseinander, und eine Zentnerlast fiel ihm vom Herzen. Jetzt war sein gutes, liebes, süßes Geld gerettet! Das war ja von Anfang an sein Gedanke gewesen, wie er den Guguck in der Schreibstube des Lord fand: wenn ihm der bürgen wollte! Freilich wagte er kaum darauf zu hoffen; aber wenigstens leise hinzudrücken nach dieser Seite, wollte er doch nicht unterlassen. Darum hatte er es ja so gedeichselt, daß der Guguck Einsicht in den Schuldschein nahm und über die ganze Angelegenheit unterrichtet wurde. Und darum war er ihnen nicht mehr von der Rockfalte gegangen, weil er immer fürchtete, der Guguck könnte entkommen. Denn daß vom englischen Lord nichts zu holen war, das wußte er lange, bevor er sein Haus betrat.

„Wenn der Herr von Guguck will gutstehn,“ sagte er und nahm den Schuldschein vom Tisch, „so zerreiß' ich auf der Stelle das Papierche, auf dem verbrieft steht meine Forderung, so wahr als ich heiß' Schabsel und bin ein ehrlicher Mann!“

„Gar nicht notwendig,“ sagte Kebach. „Im Gegenteil! Sie kriegen noch so einen Wisch mit meiner Unterschrift dazu!“

Der Pimperonkel erhob Einspruch. Nein, das dulde er nicht, und das könne er nicht annehmen. Er sei ein wohlhabender Mann und besitze genug, um alle seine Gläubiger zu befriedigen. Und wenn im Augenblick das Bargeld ausgegangen sei, wie es bei dieser Bankozettelwirtschaft wohl vorkommen könne, so brauche er nur sein Tafelsilber und einigen Hausrat und Schmuck und Pferde und Wagen zu verkaufen, so sei alles wieder im Gleichgewicht. Und das wolle er auch auf der Stelle tun, und nachmittag könne Schabsel sein Geld abholen, und jetzt solle er sehen, daß er zur Türe hinauskomme, sonst würd' er ihm Beine machen!

„Nichts da!" beharrte der Guguck. „Dein überflüssiges Zeug verkaufen kannst nach und nach bei Gelegenheit. Hast eh' eine Menge Sachen, die dir nur im Weg herumstehen, und wirst förmlich aufatmen, wenn du sie los bist, paß nur auf! Aber daß jetzt in aller Eil' etwas verschleudert und verurаßt wird, was man viel besser verwerten kann, wenn man sich Zeit läßt, das wär' eine wahre Sünd'. Und das erlaub' ich nicht, und jetzt wirst schon einmal mir folgen müssen. Alsdann, und wir zwei," sagte er zu Schabsel, „gehn jetzt in eine Kanzlei, daß ich meine Unterschrift setz'."

Schabsel wehrte sich und war ganz gekränkt. Er sei ein ehrlicher Mann und wisse, was das Wort eines ehrlichen Mannes gelte, und er wolle kein Papier vom Guguck und nehme kein Papier vom Guguck.

So hatte Kebach das Wunder vollbracht, welches vor einer Stunde noch kein Mensch für möglich gehalten hätte, daß der englische Lord sein überflüssiges Zeug verkaufen und der Schabsel nichts Schriftliches nehmen wollte.

Als der Jude sich entfernt hatte, atmete der Pimperonkel auf und stützte seine beiden Ellenbogen

auf den Schreibtisch und den Kopf in die Hände und seufzte ein paarmal recht beweglich.

„Und was soll ich denn also jetzt anfangen?"

„Weißt du, Pimper," sagte der Guguck, „wenn einer in der Tinte sitzt, so ist es grauslich, wenn dann der andere hergeht und sagt: Siehst du, das und das, und hab' ich dir's nicht immer gesagt, und warum hast du mir nicht gefolgt? — Und deswegen, weil es grauslich wär', so zu reden, so schluck' ich jetzt alles hinunter, was mir in der Gurgel steckt, und will kein Wörtl sagen und dich nicht daran erinnern, daß ich dir immer gesagt hab': Gib nur acht, mit dem vermaledeiten Negozieren geht es noch einmal schief! Und daß ich dich immer ermahnt hab', dein Haus einzuschränken und das Radl nicht so laufen zu lassen! — An das alles will ich dich jetzt mit keinem Sterbenswörtl erinnern. Wenn du mich aber fragst, was du jetzt weiter anfangen sollst, so ist die Antwort nicht schwer: Vor allem das große Loch zustopfen, durch das alles wieder hinausrinnt, was hereinkommt. Wird eh' deinem Herrn Sohn und der Fany nur gesund sein, wenn sie sich ein bissel nach der Decke strecken lernen. Überhaupt war der kleine Schreckschuß vielleicht nur zu eurem Segen und zu eurem Glück! Denn mir kommt vor, das Leben ist euch allen miteinander schon ein bissel langweilig geworden vor lauter Gutgehn! — Alsdann," sagte er, „und jetzt tu nicht länger Trübsal blasen, und wenn es dir recht ist, so halt für morgen oder übermorgen deine Bücher bereit, und dann wollen wir alles im Einzelnen miteinander durchgehn und beraten. Das müßt' doch des Teuxels sein, wenn sich die Geschichte nicht wieder einrenken ließ'!"

Pimper erhob sich mühsam.

„Herzlichen Dank, blauer Guguck, herzlichen Dank!"

„Nichts zu danken," sagte Kebach; „geschenkt hab' ich dir ja nichts — außer ein bissel Vertrauen allen-

falls, und das wirst du schon verdienen, das weiß ich. Dazu sind wir Schottenfelder ja Menschen, daß wir in der Not einer für den andern einstehn, das hätt' ein jeder getan."

„Es hätt' nicht jeder so gehandelt," sagte der Pimperonkel gerührt. „Ich weiß nicht, ob zum Beispiel der Schroll . . ."

„Auch der Schroll wär' für dich gutgestanden!" fiel ihm der Guguck ins Wort. „Ich bin ganz sicher, daß der Schroll genau dasselbe getan hätt' wie ich. Freilich ist er schließlich nur ein Bandmacher, und über den Bürgerstand und über die Landwehr da hat er schon einmal ganz verdrehte Ansichten — aber ein Verlaß ist deswegen doch auf ihn!"

„Und du wirst sehen, Guguck," sagte der Pimperonkel, indem er lang und fest seine Hand schüttelte, „daß auch auf mich ein Verlaß ist! Nicht einen Kreuzer sollst du in die Hand nehmen müssen wegen dem Gutstehen — das laß nur meine Sorge sein!"

„Wär' mir schon recht! Wär' mir wirklich sehr recht!" meinte der Guguck aufrichtig; „denn sauer verdient hab' ich mir das Meinige auch. Erinnerst du dich noch, wie verschieden wir zwei angefangen haben? Du bist in die Schuh' hineingetreten, die dein Herr Vater ausgezogen hat, das war schon ein bissel leichter. Ich aber, an meinem Hochzeitstag — vormittag war die Trauung, und nachmittag, da bin ich in die Stadt hineingegangen und hab' um die Hälfte von den hundert Gulden, die meine Frau von ihrem Vater, dem Salzküfel, mitbekommen hat, Seide und Garn gekauft und hab' alles bar bezahlt und auf dem Buckel nach Haus getragen — denn von den Seidenhändlern auf dem Schottenfeld hat mir keiner einen Kredit gewährt. No, und so hab' ich halt mit einem Stuhl und einer Windmaschin' angefangen, und auf der Windmaschin' hat meine gute Selige mir vorgearbeitet und gespult, und auf dem Stuhl, auf dem hab' ich gewebt. Und nach dritthalb Jahren, wie wir

uns haben ein bissel was verdient gehabt, da hab' ich mir halt einen zweiten Stuhl anschaffen wollen. Aber der Kaufmann, der mein Kunde war, der hat umgeworfen, und ich hab' meinen ganzen Verdienst verloren und hab' wieder so viel gehabt wie am Anfang. Du, das war bitter! Da lernt einer schon begreifen, daß das Geld auch etwas wert ist im Leben! — No alsdann," sagte er gemütlich, „so haben wir halt wieder von vorn angefangen. Und nachher ist es immer besser gegangen, und wir sind schön langsam vorwärts gekommen, erst mit zwei Stühlen, dann mit drei und vier Stühlen, und schließlich ist fast eine kleine Fabrik daraus geworden. Aber meine gute Selige hat es halt nicht mehr erlebt . . ."

Er seufzte und nahm seinen Hut.

„Ja, siehst es," sagte er, „so hat halt jeder Mensch seinen stillen Kummer."

Er war fast ein wenig ergriffen, die Erinnerung hatte ihn übermannt. Stumm verabschiedete er sich und ging.

An der Tür blieb er noch einmal stehen und rief zurück:

„Also, und was dein Kummer ist, Pimper — den werden wir schon kurieren, das ist kein unheilbarer! Laß dir deswegen keine grauen Haar' nicht wachsen! Aus der Schlamastik kommen wir schon wieder heraus — wär' nicht aus!"

* *
*

Die Kette auf dem Webstuhl des Großvaters war längst geknüpft und in Ordnung gebracht, und das Weben ging flott und fröhlich vonstatten wie immer. Der alte Salzküfel war wieder der zufriedenste und sanftmütigste Mensch auf dem ganzen Schottenfeld, und sein Ärger über die Nähterin Lois längst verraucht. Er dachte überhaupt nicht mehr an sie, nur die Wettl beobachtete er manchmal verstohlen,

ob sie vielleicht wirklich einen geheimen Kummer hätte? Aber er konnte keine Veränderung in ihrem Wesen wahrnehmen, und es sah nicht aus, als ob sie sich schwere Gedanken machte oder nagenden Sorgen hingäbe. Und so oft im Hause vom bevorstehenden Krieg geredet wurde, war sie eine Stürmerin und trat entschlossen für die Verteidigung des Vaterlandes und des angestammten Kaiserhauses ein und für den Kampf bis aufs Messer gegen die fremdländische Anmaßung.

Das gefiel dem Großvater wohl. Er hielt es nicht für unwahrscheinlich, daß die Anfänge einer leisen und zarten Beziehung zwischen der Wettl und dem Lebold, aus der die beflissene Nähterin schon eine Heirat gemacht hatte, wirklich bestanden. Aber umsomehr freute es ihn, daß Wettl mutig und fröhlich blieb wie immer und vor der drohenden Gefahr nicht gleich einknickte. Das bestärkte ihn in seiner Überzeugung, daß er sich in seinem Liebling nicht getäuscht habe. Nein, die Wettl war kein Mädel, wie man sie alle Tage fand! Die war viel zu herzhaft und griff viel zu wacker bei jeder Arbeit mit zu, als daß der erste Windstoß sie hätte umwerfen können! Die würde sich schon aufrecht halten, auch wenn ihr Liebster wirklich einmal in Schlachten kämpfte! Die wußte es, so jung und heiter sie war, daß das Leben kein Spielzeug ist, sondern Mut von uns fordert. Die wußte es, so unerfahren sie schien, daß wir nichts Wertvolleres zu verlieren haben als uns selbst, und daß Gott uns Kraft verliehen hat, alle Verluste zu ertragen, solange wir nur ihn noch besitzen! — So dachte der alte Salzküfel. Und er war stolz auf seine Wettl.

Er mußte jetzt einbringen, was er durch das Zerreißen und langwierige Anknüpfen der Kette versäumt hatte, und fing jeden Tag eine halbe Stunde früher zu weben an als gewöhnlich. Diese halbe Stunde täglich wollte er so lange zulegen, bis die zwei Arbeitstage, die er durch seinen Zorn verloren

hatte, wieder eingebracht wären. So hatte er sich's vorgenommen, und so hielt er es auch. Ein wenig hart kam es ihm manchmal an, denn die gewöhnliche Arbeitszeit war ohnedies schon reich bemessen, vom Morgen bis zum Abend, mit einer einzigen kurzen Mittagspause. Aber er war froh, daß er überhaupt sühnen konnte. Das müßte arg sein, dachte er öfters, wenn man etwas begangen hätte, das sich nicht mehr gut machen ließe! Wenigstens äußerlich war doch, wenn er seine Überstunden abgearbeitet hätte, alles wieder getilgt, und seine Webe genau so weit, als ob nichts gewesen wäre. Und der Diwrisl würde schon nichts verraten. So blieb alles zwischen ihnen beiden — und dem Herrgott freilich, dem er aber versprochen hatte, daß der Zornpünkel jetzt endgültig begraben sei. Ein klein wenig früher als er selbst mußte dieser beharrliche Gesell, der ihn sein ganzes Leben lang durchschnittlich in jedem Vierteljahr einmal besucht hatte, doch in die Grube fahren!

In dieser Sühn- und Bußzeit fühlte sich der alte Salzküfel ganz besonders frohgemut. Wie nach einem solchen verlängerten Arbeitstage die Feierabende schmeckten! Wie man da zufrieden war und das Gefühl erfüllter Pflicht in sich trug! Wie Osterglocken klang es jedesmal, wenn der Schustermichel, wie die große Glocke von St. Laurenz genannt wurde, zum Feierabend läutete!

Einmal kam während des Glockenläutens der alte Tollrian herüber, wie er oft zu tun pflegte, besonders im Sommer. Höchst aufgeräumt trat gerade der Salzküfel mit Diwrisl aus seinem Gelasse in den Hof hinaus. Es war ein ausnehmend milder und klarer Herbstabend, und sie gingen in den Garten, um noch einmal auf ihrer Bank zu sitzen, die an der Mauer des Tyrolergartens unter der Linde stand. Die gelben Herbstblätter lagen schon auf den Kieswegen umher, und die Gesträuche und Baumkronen fingen an durchsichtig zu werden. Aber im wilden

Wein an der Feuermauer, der purpurrot glühte, zwitscherten die Sperlinge, als ob sie noch lange nichts vom Winter wissen wollten, und zankten sich mit den Schwarzamseln um die kleinen blauen Beerendolden.

„Bist wieder recht fleißig gewesen, den ganzen Tag?" fragte Tollrian.

Der Salzküfel rieb sich vergnügt die Hände.

„No, es ist schon ein ziemliches Stückel Arbeit, das ich wieder hinter mich gebracht hab'. So geht's halt nach und nach vorwärts, und Gott g'segnet mir's. Und was hast denn du gemacht?"

Tollrians Blick flammte.

„Auf der Spur bin ich ihr!" sagte er leise, fast geheimnisvoll. Er streckte die Hand aus und griff mit den fünf Fingern in die Luft. „Nicht lange mehr kann's dauern, so halt' ich sie beim Schopf!"

„Wen?" fragte der Salzküfel.

„Die Wahrheit!" sagte Tollrian feierlich.

„Die Wahrheit?" meinte der Salzküfel. „Die hast du ja schon oft eingefangen, aber die rechte war es nie."

„Es waren Trugbilder," sagte Tollrian. „Diesmal aber ist es die richtige, echte, wirkliche Wahrheit, die ich beweisen, und die niemand mir abstreiten kann!"

„Geh, du mit deiner Wahrheit kommst mir vor wie die große Pariser Revolution! Alle paar Monate werden neue Götter eingesetzt und die alten geköpft. Gib doch endlich einmal Ruh'! Für unsere blöden Menschenaugen ist die richtige, echte, wirkliche Wahrheit doch viel zu groß."

„Die Ruhe ist der Tod," sagte Tollrian. „Nur das unablässige Vorwärts- und Aufwärtsstreben ist Leben. Die Wissenschaft ist wie eine Leiter, die an den Mond, oder noch höher, an einen fernen Stern angelehnt ist Und Sprosse für Sprosse klimmen wir empor."

„Mir kommt es anders vor,“ meinte der Salzküfel. „Ich hab' einmal ein Eichhörndl gehabt, das war in einen Drahtkäfig eingesperrt. Und in dem Käfig war auch eine große drehbare Walze aus Draht, in die ist das Eichhörndl hineingeschlüpft und ist geloffen, so schnell, wie es im Wald über die Baumstämme laufen tut. Und weil die Walze sich immer gedreht hat, hat es gemeint, es kommt vom Fleck. Und ist doch immer im Drahtkäfig geblieben. Geradeso, kommt mir vor, geht es den Menschen mit dem Wissen!“

„Nicht bloß mit dem Wissen, mußt du sagen,“ bemerkte Tollrian ernst. „Mit allen menschlichen Dingen überhaupt, mußt du sagen — dann hast du vielleicht in gewissem Sinne recht.“

„Gar nicht!“ rief der Salzküfel eifrig. „Gar nicht mit allen menschlichen Dingen überhaupt! Was ich glaube im Vertrauen auf Gott, das steht fest, und das dreht sich nicht wie ein Blendwerk. Und was an Gottseligkeit in mir ist, das ist wie ein eisernes Geländer, an das ich mich anhalten kann!“

Im Gegensatz zu seinem Freunde war Tollrian sein ganzes Leben lang ein unruhiger Geist gewesen. Wie der Basilisk, von dem erzählt wird, daß er in einem Hause in der Schönlaterngasse in einem Brunnen gesehen worden sei und einen Bäckerlehrling durch seinen bloßen Blick getötet habe — so giftig, behauptete er, sei alle bürgerliche Zufriedenheit und Behaglichkeit, und von ihrem bloßen Anhauch müsse aller Fortschritt und jede lebendige Regung und geistige Beweglichkeit ersterben. Ursprünglich gelernter Bandmacher, hatte er von seinem Vater das Nachbarshaus des „Blauen Guguck“, das Haus „Zum ewigen Leben“, und die darin befindliche Seidenbandfabrik ererbt. Ohne besondere Mühe hätte er die gut eingerichtete Werkstatt weiterführen und dadurch mit der Zeit wahrscheinlich ein recht ver-

mögender und höchst ansehnlicher Bürger werden können. Aber er besaß nicht den geringsten Sinn für eine bürgerliche Gewerbstätigkeit und war alles eher als ein Geschäftsmann. Die neu aufgekommenen Ideen von Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit füllten seine Gedanken, das Erlernen der neuen und alten Sprachen und das Lesen philosophischer Bücher seine Zeit aus, und nichts fesselte ihn weniger, als was mit seinem Beruf zusammenhing. Das Geschäft ging zurück und kam schließlich ganz herab.

Tollrian machte sich nichts daraus.

Er war Witwer und besaß nur einen Sohn, der Schackerl genannt wurde, aber eigentlich auf die Namen Jean Jacques getauft war — wem zu Ehren, das wußten freilich nur Philosophen, wie sein Vater einer war. Mit diesem einzigen Kinde und bei seinen bescheidenen Ansprüchen brauchte Tollrian nicht viel zum Leben. So hatte er es also nicht gerade notwendig, Bandmacher zu bleiben, wenn er bereit war, sich einzuschränken, und dazu sind Menschen, die halb in einer anderen Welt leben, ja gerne bereit. Gerade noch rechtzeitig, bevor er fallit wurde, löste er seinen Betrieb auf und beschloß, in Hinkunft von seiner kleinen Rente und ausschließlich der Wissenschaft und der Erziehung seines Sohnes zu leben. Ohnedies hielt er das Dasein eines Philosophen für das allein menschenwürdige. Denn durch den Fleiß und die biedere Beschränktheit des Spießbürgers, meinte er, habe die Menschheit noch nie auch nur den kleinsten Schritt vorwärts getan. Dagegen aber seien alle großen Menschheitsbewegungen durch philosophische Geister vorbereitet und eingeleitet worden. Aus ihrer Unruhe und Unzufriedenheit allein quelle die treibende Kraft, die die Revolutionen mache. Und ohne Revolutionen gebe es überhaupt keine Entwicklung und kein Vorwärtskommen.

Derlei Meinungen und Überzeugungen liefen dem alten Salzküfel natürlich schnurstracks wider den

Strich. Und dem Tollrian wieder war des Salzküfels Lebensweisheit nichts mehr und nichts weniger als ein Greuel. Also ergänzten sie sich prächtig und waren nie um einen Gesprächsstoff verlegen. Und der durch ununterbrochene Vorstöße von beiden Seiten stets genährte Greuel, den sie wechselweise vor einander empfanden, bildete die unerschütterliche Grundlage, auf der ihre Freundschaft ruhte. So saßen sie denn seit Jahren an vielen Feierabenden in der guten Jahreszeit nebeneinander auf ihrer Philosophenbank im Gugucksgarten und tauschten ihre Ansichten aus und erzählten sich von ihrer Arbeit, und was sie sich dabei gedacht hatten, und stritten weidlich und fühlten sich recht zufrieden dabei; der Salzküfel, weil er es überhaupt war, und der Tollrian darüber, daß er sich den ganzen Tag lang so schön unzufrieden gefühlt hatte.

„Ja, das wär' mir schon recht," wiederholte jetzt der Salzküfel: „die Ruh' ist der Tod, und nur die Bewegung ist Leben. Aber es ist ein Unterschied zwischen Bewegung und Bewegung. Die eine ist von der Art, wie sie mein Eichhörndl gemacht hat: daß sich einem das Rad unter den Füßen immer dreht und dreht, und man meint, man käm' vorwärts, und bleibt doch immer auf dem nämlichen Fleck. Solcher Art ist alles Verstandestüfteln an den Dingen, die Gott uns eh' geoffenbart hat, wie die Aufklärer es machen, und alles Herumbessern an der von ihm eingesetzten Weltordnung, wie die Parteimänner es treiben. Die andere Gattung aber hat einen Zweck, und man kommt wirklich weiter dabei. Und das ist die Arbeit."

„Die Arbeit in Ehren," sagte Tollrian, „daneben aber muß sich doch der Mensch auch etwas denken. Die Saat der großen Revolution ist leider nur spärlich aufgegangen. Aber jeder, der sie miterlebt hat, wird unwillkürlich gezwungen, Stellung zu nehmen und sich für Aufklärung und Freiheit, oder

für Stillstand und Knechtung zu entscheiden. Und du willst also zu keiner Partei gehören?"

„Freilich gehör' ich auch zu einer Partei," meinte der Salzküfel schalkhaft.

„Und zu welcher?" wollte Tollrian wissen.

„Zu den Seidenzeugmachern," sagte der Salzküfel.

„Man muß doch außerdem noch etwas sein!" meinte Tollrian.

„Ich hab' schon genug mit dem einen zu tun," versetzte jener.

Tollrian war der Ansicht, ein Bürger müsse auch für den Staat und die Allgemeinheit etwas wirken.

„Hab' ich schon getan," behauptete der Salzküfel. „Wenn einer ein Meisterstück gearbeitet hat wie ich — weißt, das ist schon etwas! Soll nur jeder in seinem Metier es gerade so gut machen wie ich in dem meinen, dann fehlt dem Staat ohnedies nichts, und es kommt auch das Ganze dabei vorwärts, verlaß dich darauf!"

„Man sieht aus dem, was du sagst," meinte Tollrian betrübt, „wie sehr uns die gesunde politische Schule des öffentlichen Lebens abgeht. Das ist das Unglück Österreichs, daß seine große Revolution ein einzelner Mensch gewesen ist: der Kaiser Joseph. Er hat es ja sehr gut gemeint, aber er ist eben nur ein Einzelner gewesen. Darum war unsere Revolution selbstherrisch, sprunghaft und unzulänglich. Auch die französische hat schließlich in Gewaltherrschaft gemündet, aber wenigstens in eine großzügige. Bei uns dagegen versickern sogar die notwendigsten Reformen in Plackerei und Polizeiwirtschaft."

„Mir scheint," spottete der Salzküfel, „du kränkst dich, daß die große Kopfabschneidemaschin' bei uns gefehlt hat."

„Das bissel Aderlassen," sagte Tollrian, „an das jetzt alle mit sträubenden Haaren denken, wenn von der Revolution geredet wird, das war nicht ihr großer

Sinn. Das waren Ausschreitungen und Auswüchse. Aber ihre Idee, wie sie von den großen Philosophen der Aufklärung vorbereitet worden ist, die war gut! Und die hätte sich verwirklichen lassen und wäre zum Segen der Menschheit geworden, wenn nicht die Herrschsucht Einzelner sie besudelt und geschändet hätte."

„Ja, mit dem Wäre und Hätte," sagte der Salzküfel, „damit läßt sich alles Falsche verteidigen. Aber was haben wir Seidenweber vom Schottenfeld indessen alles gemacht, während daß die Aufklärer, von denen du redest, das große Kopfabschneiden vorbereitet und die Parteimänner es ausgeführt haben? Gewebt haben wir inzwischen! Und all die vielen, vielen Stückeln Zeug und Band, die wir derweilen fertig gebracht haben, die sind nicht wäre und hätte! Übrigens — wenn du schon durchaus meine Überzeugung wissen willst: die Revolution und alles, was dazu gehört, kann ich ebensowenig ausstehen wie die Katzen. Ich halt's mit dem ewigen Leben, und nicht mit der Göttin der Vernunft!"

Es war eine Anspielung, die er machte. Das Haus Tollrians hatte früher „Zum ewigen Leben" geheißen, und der Name war über dem Haustor in vergoldeten Gipsbuchstaben angebracht gewesen. In der Zeit der hochgehenden Wogen aber hatte Tollrian die Aufschrift herunter nehmen lassen, er wollte mit seiner Gesinnung nicht hinter dem Berg halten. Darum taufte er sein Haus um und nannte es „Zur Göttin der Vernunft". Die Behörde jedoch untersagte das Anbringen des neuen Namens, und Tollrian wurde sogar eingezogen und eine zeitlang gefangen gehalten. Man hatte ihn in Verdacht, an der Jakobiner-Verschwörung beteiligt gewesen zu sein, wegen der der Platz-Oberleutnant Hebenstreit von Streitenfeld auf dem Glacis gehenkt und der Magistratsrat Prandstetter ebenda auf der Schandbühne öffentlich ausgesetzt worden war. Da die

Untersuchung, die gegen Tollrian geführt wurde, nichts Greifbares zu Tage förderte, so setzte man ihn zwar später wieder in Freiheit; das Verbot bezüglich des Hausnamens aber blieb aufrecht. So war es gekommen, daß Tollrians Haus eine ganze kleine Geschichte an der Stirne trug, die jeder Denkende ablesen konnte, und die sinnbildlich war für die unterbrochene Entwicklung der Revolutionsideen. Denn die frühere Aufschrift zeichnete sich noch an der Hauswand deutlich ab, weil die herabgenommenen Buchstaben an der Stelle, wo sie angebracht gewesen waren, den Verputz der Mauer vor Schmutz und Verwitterung geschützt hatten. Aber je mehr Zeit darüber hinging, umsomehr verblaßten und verwischten sich die Spuren der alten Aufschrift, und es war vorauszusehen, daß man vom „Ewigen Leben" bald nichts mehr würde ahnen können. Und die „Göttin der Vernunft" war doch nicht an seine Stelle getreten.

„Das ewige Leben ist ein Traum," sagte Tollrian; „die Vernunft hingegen ist Wirklichkeit. Die ganze Menschheit steht jetzt im Begriffe, sich zu verjüngen und die Tatsachen der Natur endlich einmal ins Auge zu fassen. Auf diesem Wege gibt es kein Umkehren mehr, und wer nicht mitkommen kann, der bleibt zurück, und der Geist des Jahrhunderts schreitet über ihn hinweg."

„Der Geist des Jahrhunderts kann von mir aus machen, was er will," sagte der alte Salzküfel. „Die Hauptsach' bleibt, daß der Geist Gottes in uns ist."

„Wir sind es den kommenden Geschlechtern schuldig," beharrte Tollrian, „daß wir endlich von den alten Märchen lassen. Sollen wir denn unsere Kinder immer wieder mit den Hoffnungen und Schrecknissen des Jenseits erziehen? Und sollen wir ihnen immer wieder einreden: das oder jenes mußt du tun oder lassen, weil Gott es so will?"

„Freilich müssen wir ihnen das einreden!" sagte

der Salzküfel eifrig. „Weil es eben kein Märchen, sondern geoffenbarte Wahrheit ist.“

„Wenn sie es aber nicht glauben? Kann man sie zwingen, einem Gott zu gehorchen, den man ihnen nicht beweisen kann?“

„Dann muß man ihnen halt eine Dachtel geben,“ sagte der Salzküfel; „nachher werden sie schon daran glauben, daß es auch im Jenseits eine Vergeltung gibt.“

„Auf diese Weise werden wir sie nie zu wahrer Sittlichkeit erziehen!“ rief Tollrian. „Zur wahren sittlichen Freiheit kann der Mensch nur gelangen, wenn er begreifen lernt, daß das Sittliche zugleich auch das Nützliche und das Vernünftige ist.“

„Was die wahre sittliche Freiheit ist, weiß ich nicht,“ meinte der Salzküfel. „Aber dafür weiß ich, was ein braver und zufriedener Mensch ist, der seine Pflicht tut und eine Freud' an seiner Arbeit hat. Und wenn ein solcher aus einem jungen Menschen nicht wird, so war seine ganze Erziehung falsch und für die Katz'.“

Das Wort reute ihn, kaum daß er es ausgesprochen hatte. Gern hätt' er es wieder eingefangen, wär' es möglich gewesen. Denn er fühlte, daß Tollrian es leicht auf sich selbst und auf sein Erziehungskunststück beziehen konnte, das er an Schackerl vollbracht. Und wirklich verfiel Tollrian in Schweigen und sank gleichsam in sich zusammen und blickte zu Boden und schien zu sinnen. Das tat dem Salzküfel leid. Er hatte nur ganz allgemein gesprochen und in diesem Augenblick an Schackerl gar nicht gedacht. Und erst nachträglich ging es ihm auf, daß Tollrian offenbar schon während des ganzen Gesprächs seinen eigenen Fall vor Augen gehabt hatte, und daß es ihm einen gewissen Trost gewähren mochte, die Grundsätze, die im wirklichen Leben ein so verfehltes Ergebnis geliefert hatten, wenigstens in der Lehre zu rechtfertigen. Aber nun ließ es sich nicht mehr gut-

machen; die Wunde, an der Tollrian siechte, war wieder aufgebrochen und blutete, und man mußte sie ausbluten lassen. Darum schwieg der Salzküfel, und jedesmal, wenn Tollrian seufzte, seufzte er mit; denn der Freund dauerte ihn, und dem Schackerl war er immer hold gewesen. Und nun war der hoffnungsvolle junge Mensch verschollen, vielleicht verdorben und gestorben.

Jean Jacques hatte in seiner Jugend eine über die kühnsten Träume seiner Altersgenossen weit hinausgehende Freiheit genossen, die nur insoweit eingeschränkt werden durfte, als seine natürlichen Menschenrechte es zuließen. So wollt' es Tollrian. Schon frühzeitig entwickelte sich infolgedessen in dem Knaben ein ungebändigter Eigenwille. Auch die Sittenlehre, die ihm eingeprägt wurde, trug dazu bei, diesen Eigenwillen mehr und mehr erstarken zu lassen. Denn die Religion war nach Tollrians Überzeugung — und die bemühte er sich auch seinem Sohne beizubringen — nichts weiter als ein großer, schädlicher Irrtum, der nach dem Urteil aller denkenden Menschen den Todeskeim schon in sich trage. Für den einzig wahren und echten Glauben galt ihm der an die Menschheit und ihr zukünftiges Glück. Dieses Glück herbeizuführen und zu vermehren, sei das höchste Ziel, das jeder Einzelne sich stellen müsse. Und darum könne als Maßstab, mit dem jedes Tun und Lassen zu messen sei, nur der Nutzen für die Allgemeinheit dienen. Der wohlerwogene eigene Vorteil jedes einzelnen Menschen sei aber zugleich auch ein Vorteil für die Gesamtheit. Darum brauche ein jeder nichts weiter zu tun, als was für ihn selbst das wirklich Nützlichste ist, so nütze er auch der Allgemeinheit und diene dem höchsten Ende.

Das ließ Schackerl sich nicht zweimal sagen. Die Lehre gefiel ihm gut. Man brauchte also nur zu tun, was einem selbst vorteilhaft schien, und wurde dadurch noch obendrein zum Wohltäter der Mensch-

heit. Vergebens betonte der Vater, daß nur der wohlverstandene eigene Vorteil gemeint sei, und daß einem manches nicht zum Vorteil gereiche, was im Augenblick nützlich und angenehm scheine. Jean Jacques aber war für eine scharfe Unterscheidung zwischen seinem wohlverstandenen Vorteil und dem, was ihm jeweils wünschenswert schien, nicht zu haben. Vielmehr hielt er sich für berechtigt, so ziemlich zu tun und zu lassen, was ihm beliebte, und lernte es nie, sich unterzuordnen oder sich etwas zu versagen, das er lebhaft begehrte.

Nun liebte er die Freiheit und das fröhliche Nichtstun über alles, Tollrian dagegen hielt es für nötig, seinem Sohne als Grundlage für andere Wissenschaften eine gediegene Kenntnis der klassischen Sprachen beizubringen, die er selbst sich mühsam und mit vielem Schweiße aus Büchern angeeignet hatte. Jean Jacques aber ließ es nicht nur an Fleiß und Eifer, sondern auch an gutem Willen fehlen. Es war ihm so oft vorgesagt worden, daß die Menschennatur von Haus aus das denkbar Vortrefflichste sei, daß er nicht einsah, warum er sein edles Naturgut durch Bildung trüben und mit Kenntnissen übertünchen sollte. Außerdem fand er es viel wohlverstanden-vorteilhafter, auf der Straße zu tollen oder im Guguckgarten mit Wettl, Melcher, Lebold, Fany, Pepi, Mali, und wie sie sonst noch hießen, Räuber zu spielen, als hinter den Büchern zu sitzen. Oft stellte er es seinem Vater vor, das könne unmöglich das Glück der Menschheit fördern, wenn er lateinisch konjugieren lerne, dagegen, wenn er sich unterhalte, so sei doch er wenigstens glücklich dabei, und wenn nur jeder für sich Sorge trage, daß er selbst glücklich sei, so sei ohnedies die ganze Menschheit glücklich und der sittliche Weltzweck erfüllt.

Mit ansehnlichem Scharfsinn wußte er die Grundsätze, die sein Vater ihm beigebracht hatte, spitzfindig gegen diesen auszuspielen, so daß Tollrian

manchmal seine ganze Gelehrsamkeit zusammennehmen mußte, um ihn zu widerlegen. So gab es jahrelang ein Geplänkel, das halb und halb mit Heiterkeit geführt wurde. Als aber Jean Jacques in die Bengeljahre kam, nahm der Zwiespalt ernstere Formen an. Der Sohn wuchs dem Vater über den Kopf und wurde immer ungebärdiger. Es sei eine wahre Strafe, behauptete er, nach Grundsätzen erzogen zu werden, und noch obendrein nach schwankenden. Denn solange er ein dummer Junge gewesen, sei von Menschenrechten geredet worden, die er besitze, seit er aber zur Vernunft gekommen, wolle der Vater ihn schinden und ihm seinen Willen aufzwingen. Das werde er nicht lange mehr aushalten, drohte er jeden Tag. Und eines Morgens war er wirklich verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen, ohne ein Wort an seinen Vater, und alle Versuche, ihn aufzufinden, blieben erfolglos.

Daran dachte jetzt Tollrian, und der Kummer, der seither an seinem Herzen fraß, übermannte ihn, daß er lange nichts reden konnte.

Auf einem niedrigen Hausdach, von dem ein kleines Stück schräg über die Gartenmauer lugte, hatte sich flüchtig eine Katze gezeigt. Diwrisl, der zu des Salzküfels Füßen lag, war auf sie aufmerksam geworden und ließ ein grimmiges Knurren hören. Sein Herr verwies ihn zur Ruhe.

„Es wäre viel besser, wenn ihr selbst eine Katze halten würdet,“ sagte Tollrian. „Dann würde Diwrisl sich daran gewöhnen, und das ewige Gekläff hätte ein Ende. Und den Mäusen in eurem Keller wäre es auch gesund.“

Der Salzküfel behauptete immer, im Guckshaus sei es gänzlich überflüssig eine Katze zu halten, denn Diwrisl sei ohnedies ein Rattler und mache jeder Maus unfehlbar den Garaus. Das ließ er sich nicht ausreden, seine Liebe zu Diwrisl war blind, stockblind, wie die Liebe es immer ist. Denn Diwrisl

kümmerte sich nicht im geringsten um die Mäuse und hatte auch keine Zähne mehr und war außerdem nie ein Rattler gewesen; eher ein Pudel oder ein Pinscher, aber auch noch von mehreren anderen Rassen hatte er einiges an sich. Es wäre schwer zu sagen gewesen, was er eigentlich war; aber ein Rattler schon einmal ganz gewiß nicht.

Obgleich die Katze vom Hausdach längst wieder verschwunden war, setzte Diwrisl sein Knurren und Kläffen fort. Der Salzküfel verwies es ihm ein paarmal im Guten. Als es aber nichts nützte, nahm er endlich seine braune Schirmkappe vom Kopf und versetzte seinem Liebling einen kleinen Schlag auf den Rücken. Wehgetan hatte es nicht, aber der moralische Eindruck genügte. Diwrisl war beleidigt, daß er einen Schlag bekommen hatte, noch dazu in Gegenwart eines Dritten, legte seinen Kopf zwischen seine Vorderpfoten und schwieg.

„Siehst, Tollrian,“ sagte der Salzküfel vergnügt, „so muß man es machen!“

„Ich habe viel über Erziehung gelesen und studiert,“ sagte Tollrian kleinlaut. „In dieser Wissenschaft lernt man nicht aus. Es ist eine der schwierigsten von allen.“

Der Salzküfel schüttelte den Kopf, er konnte nicht begreifen, warum das eine Wissenschaft sein sollte, und was Schwieriges dabei war. Daß man überhaupt nachdenken konnte darüber, schon das verstand er nicht recht. Es schien ihm zumindest überflüssig. Gewiß war es außer dem Tollrian noch keinem Seidenweber vom Schottenfeld in den Sinn gekommen, darüber nachzudenken, wie man Kinder erzieht. Das war doch längst ausgemacht und stand von jeher fest, so fest, daß gar nichts darüber zu reden war.

„Ich weiß nicht,“ sagte er, „mir kommt das alles so einfach vor. Gehorsam und Gottesfurcht muß man den Kindern beibringen, und damit basta.

No, und wenn eins nicht folgen will, so muß man es halt pleschen."

„Wie sollen Kinder sich beherrschen lernen," meinte Tollrian, „wie sollen sie sich abgewöhnen zornig zu sein und aufzubrausen, wenn man ihnen selbst das Beispiel des Zornes und der aufbrausenden Leidenschaft gibt?"

„Man darf sie eben nicht aus Zorn, man muß sie aus Liebe pleschen," bemerkte der Salzküfel.

„Und beschämt man sie nicht zu tief durch eine körperliche Züchtigung? Kränkt man nicht die Menschenwürde in ihnen? Weckt man in ihren gedemütigten Herzen nicht den Geist sklavischen Trotzes? Ich glaube, daß der Gehorsam ein freiwilliger sein muß, wenn er veredeln soll."

Der Salzküfel wollte ihn nicht wieder kränken und bemühte sich seine Meinung milde und schonend auszudrücken.

„Du hast es studiert," sagte er nach einer kurzen Überlegung, „und weißt es auch, und was du sagst, wird schon seine Richtigkeit haben. Aber — ein gesunder Pracker im rechten Augenblick ist halt doch auch etwas wert. Ich weiß es von mir selbst, denn ich bin als Bub ein recht Wilder gewesen, ich erinnere mich noch gut daran, solang es schon her ist. Meiner Frau Mutter hab' ich es zu danken, daß nicht ein Unnutz aus mir geworden ist. Sie war sonst eine milde Frau, aber wenn ich es verdient hab', so hat sie mich halt gestraft. Das dank' ich ihr bis in die Grube hinein."

Tollrian seufzte. Er hatte eine jener Anwandlungen von Zaghaftigkeit, die ihn seit Schackerls Verschwinden manchmal heimsuchten. Vielleicht wäre es nie so weit gekommen mit dem Jungen, wenn die Mutter noch gelebt hätte? Vielleicht konnten auf diesem Gebiete aller Verstand und alles Nachdenken und alles Wissen eine von Natur aus geschickte Hand

nie und nimmer ersetzen? Und vielleicht war wirklich seine Hand nicht die geschickteste gewesen? —

„Das hab' ich mir auch schon öfters gedacht," sagte er: „vielleicht taugt eine wackere Frau besser zum Kindererziehen als ein gelehrter Mann. Ohne vieles Nachdenken trifft sie das Richtige, und was sie tut, ist oft, als ob es gar nicht anders sein könnte. Am End' ist es in manchen Dingen gescheiter, wenn man gar keine Prinzipien hat, und nur von Fall zu Fall das Natürliche tut. Denn Prinzipien sind oft wie ein Pferd, das den Koller hat. Es reitet hin, wohin es mag, und nicht wohin der Reiter kommen möchte."

Der Salzküfel schwieg. Aus Rücksicht für den Freund wollte er nicht einbekennen, wie sehr ihm das aus der Seele gesprochen war. Denn er wußte, daß Tollrian in den letzten Jahren manchmal Anfälle von Trübsinn gehabt hatte, wo er dann an allem und jedem, am meisten aber an sich selbst verzweifelte.

„Jeder tut halt das Beste, was er kann," sagte er, um ihn zu trösten. „Und unser Herrgott schätzt uns nicht nach unseren Erfolgen, sondern nach unseren Absichten."

Seit Schackerls Flucht beschäftigte Tollrian sich noch mehr als früher mit einem Gegenstande, dem er eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt hatte, und dessen Erörterung in der Philosophie der Aufklärung einen breiten Raum einnahm. Es war die Frage, ob der Selbstmord zu rechtfertigen sei, oder nicht. Schon unter der Regierung Josephs II. hatte er unter dem Schutze der plötzlich gewährten Preßfreiheit ein Büchlein drucken lassen, das den Titel führte: „Warum wird Kaiser Joseph von seinem Volke nicht geliebt?" Und unter den knapp gefaßten Anklagen, die diese Schrift gegen den großen Schätzer der Menschheit erhob, fand sich auch der Satz: „Die Edlen im Volke wünschen, Kaiser Joseph möge die

Unglücklichen, die sich ohne vorherige Zeichen einer Verrückung den Selbsttod geben, nicht auf dem Schindanger einscharren lassen.“ Denn dies hatte der Kaiser in seiner Abneigung gegen alles Zwecklose, wozu er auch Menschen zählen mochte, die sich selbst für überflüssig hielten, in der Tat verordnet. Zwar war die harte Bestimmung nach dem Tode Josephs wieder aufgehoben worden, aber noch immer verfolgte man das Andenken und manchmal auch die Überreste derer, die sich selbst getötet hatten, mit allerhand Unbill. Das hielt Tollrian für eine schmachvolle Rückständigkeit, und er hatte sich vorgesetzt, durch eine aufklärende Schrift Wandel in diesen Dingen zu schaffen. Darum war er ununterbrochen beschäftigt, Gründe zu sammeln, die gegen jene grausame Sitte und für die Berechtigung, oder doch wenigstens für die Entschuldbarkeit des Selbstmordes sprachen. Und niemals war er vergnügter, als wenn er einen neuen schlagenden Beweisgrund gefunden zu haben glaubte, daß es erlaubt sei, sich umzubringen.

„Ich hab' heute über Cato gelesen,“ erzählte er jetzt; „weißt du, Salzküfel, wer das gewesen ist?“

„Wie soll ich es wissen,“ sagte der Salzküfel. „Mein Lebtag hab' ich den Namen noch nicht gehört.“

„Ein alter Römer ist es gewesen, der sich selbst umgebracht hat.“

„So ein Narr!“ sagte der Salzküfel aus vollster Seele.

„Man sollte einen, der so etwas tut, nicht vorschnell verurteilen,“ meinte Tollrian. „Überhaupt ist alles, was ein Mensch tut, notwendig, und er tut nur, was er tun muß. Eine unbekannte Macht setzt seinen Willen in Bewegung, und er hat auf sein eigenes Tun und Lassen nicht mehr Einwirkung, als dein Webstuhl auf das Stück Zeug, das du gerade webst.“

Der Salzküfel überlegte.

„Das ist nicht wahr," sagte er ruhig. „Wenn das wirklich so wär', dann wär' ja ein Mensch nicht gescheiter als mein alter Webstuhl?"

„Jedenfalls ist er nicht freier in dem, was er will," beharrte Tollrian.

„Es ist aber nicht wahr!" eiferte der Salzküfel. „Frag einen Menschen, ob er sich umbringen mag, oder nicht, so wird er ja oder nein sagen. Frag einmal meinen Webstuhl, ob der sich umbringen will? Der wird nie ja sagen, gar keine Spur, daß er ja sagen wird! Und wird sich auch nie umbringen, fällt ihm gar nicht ein! Fällt ihm nicht im Traum ein, so eine Dummheit zu machen! No, und das ist halt so meine Meinung: einen Menschen, der nicht wenigstens so gescheit ist wie mein alter Webstuhl, den nenn' ich einen Narren!"

Tollrian mußte lachen. Eigentlich neidete er dem Salzküfel seine Sicherheit. Der wußte immer so genau, was das Richtige war, was er in jedem Fall zu denken und zu tun hätte, und sein Urteil über alle göttlichen und menschlichen Dinge stand felsenfest. Wie ein Kind, so harmlos und unbefangen, nahm er das Leben. In Tollrians Herzen aber, so sehr er sich bemühte, Klarheit und Gewißheit über alles zu erlangen, nisteten Zweifel. Es war wie ein Geiernest, immer neu bevölkert, und seit Schackerls Verschwinden wuchs wieder eine frische Brut heran, mit scharfen, krummen Schnäbeln.

„Wie fängst du es eigentlich an, Salzküfel: ich studier' und plag' mich und grüble und weiß doch am Ende oft erst recht nicht, ob es das Richtige ist, was ich schließlich herausgebracht hab'. Und du bist immer so sicher in allen Dingen und so schnell im Reinen mit dir selbst und so ruhig und zufrieden dabei — sag' mir, wie machst du es eigentlich?"

Der Salzküfel sann nach.

„Arbeiten tu' ich halt," sagte er endlich. „Aber das allein kann es nicht sein, denn arbeiten tust du

auch, wiewohl nicht mit der Hand, sondern mit dem Kopf. Und das muß freilich noch viel schwerer sein, stell' ich mir vor. No, und sonst — warum ich immer mit mir im Reinen bin, ja, das weiß ich schließlich selber nicht. Vielleicht, weil ich halt nicht so gescheit bin wie du. Und so fällt mir halt immer nur ein, was ich mir selber denk', und das, was andere sich denken könnten, behelligt mich nicht weiter. Und dann hab' ich so ein Gefühl in mir, daß alles noch einmal gut werden wird. Daß alles, um was die Menschen sich ängstlich abwursteln, und alles, was die Welt durcheinanderbringt, noch einmal gut werden wird. Und daß ich mich also deswegen gar nicht zu sorgen brauch'. Das macht mich halt ruhig und sicher. Denn immer und immer denk' ich mir: Es liegt alles in guten Händen! Tu du deine Sach', Salzküfel, für alles andere sorgt schon der da droben!"

Sie schwiegen beide. Die Sperlinge im Garten verbrachten ein endloses Gezwitscher und zankten sich und vertrugen sich, und die Hähnchen liebelten mit den Weibchen, als ob es gerade anfangen wollte, noch einmal Frühling zu werden.

„Das sind die Spießbürger," dachte Tollrian, „die in den Tag hineinleben und zufrieden sind und unsern Herrgott sorgen lassen. Zu einem Volk von Sperlingen sänke die Menschheit herunter, wenn es nicht Philosophen gäbe, die ihre eigene Seelenruhe dem Glück der Allgemeinheit opfern!"

„Hörst du die Spatzen?" sagte der Salzküfel. „Es ist nur ein geringes Volk. Aber ihr unscheinbares Gezwitscher sogar lobt den lieben Gott und dankt ihm, daß er Zuversicht und Freude der Kreatur ins Herz gelegt hat."

* * *

Der Allerheiligentag war noch einer jener himmelblauen, goldigen Prachttage gewesen, wie sie der Spätherbst manchmal beschert, in der Nacht aber war

der erste Reif eingefallen, und als der Allerseelentag langsam über der Stadt heraufkroch, hüllte er die Häuser und Gassen in einen schier undurchdringlichen grauen Nebelflor, wie er ihn liebt, dieser Tag der Trauer und der Toten. Vom Hoffenster aus blickte Wettl in den Garten hinunter und sah durch die bleichen Nebelschleier hindurch die gelben und roten Blätter von den Bäumen rieseln. Schon waren die Rasenplätze und Kieswege mit einem weichen, goldenen Teppich von feucht schimmerndem Laube bedeckt, und durch alle Bäume und Büsche konnte man hindurchsehen, und die Feuermauer stand kahl und leer, und der Garten war kleiner geworden, und man sah, daß er doch viel enger eingeschlossen zwischen den Mauern und Gebäuden lag, als es im Sommer den Anschein hatte.

Gerade noch rechtzeitig hatte Wettl am Abend vorher ein paar Handvoll von den schönen, blutroten Ranken des wilden Weines abgeschnitten, um einen Kranz für das Grab ihrer Mutter daraus zu winden. Sie holte sie jetzt aus der Küche, wo sie eingefrischt lagen, und band und flocht sie sorgfältig zusammen und seufzte dabei in frommer Erinnerung an die so früh Verstorbene. Und dazwischen flogen ihre Gedanken aus dem guten, alten Guguckshause davon, wie die Schwalben, die unter der Torfahrt nisteten, um Maria Geburt fortgeflogen waren, und schwangen sich über weite Länder hinweg und blickten aus der Höhe nieder und schauten die Möglichkeiten der Zukunft wie eine schreckensvolle Traumerscheinung. Da zogen mächtige Heersäulen mit dröhnendem Schritt über die Gefilde, und die ehernen Geschütze, die sie mit sich führten, rasselten wie ferne rollender Donner, und an der Spitze der unübersehbaren Legionen ritt auf seinem feurigen Schimmel ein kleiner, bleicher Mann mit steinernem Antlitz und stählernem Auge. Und wie eine lebendige Mauer warfen die treuen Söhne Österreichs sich den Bajonetten des

Feindes entgegen und boten ihre Brust den zermalmenden Geschossen dar. Sie sah sie fallen und sterben und noch sterbend siegen, und es war ihr, als müßte mit dem einen, der da am Feldrain lag und mit seinem Blute die vaterländische Erde färbte, auch sie vergehen, und als wäre sein Atem ihr Atem, und als pulste in seinen Adern ihr Blut und müßte mit dem seinigen verströmen. . . .

Unwillig scheuchte sie die düsteren Bilder, die der graue Allerseelentag da draußen vor den Fenstern aus seinen trübsinnigen Nebeln gebären wollte. Das war doch ihre Art sonst nicht, sich Hirngespinsten und ängstlichen Vorstellungen hinzugeben! Und was mochte es für ein Neues und Unbekanntes sein, das da seit einiger Zeit über sie gekommen war und ihr Herz zu verwirren und ihr Denken und Sinnen zwiespältig zu machen drohte, daß es nicht mehr geschlossen und ungeteilt bei ihrer gewohnten fröhlichen Arbeit weilte? Wer deutete ihr das Wunder, daß sie nicht mehr so ganz wie sonst ihr eigenes Leben und das Leben des Guguckshauses lebte, und daß es manchmal scheinen wollte, als hinge sie mit allen Regungen des Leibes und der Seele von dem Wohl und Weh' eines andern ab, und als wäre sie fast wie ein Teil von ihm und könnte nicht mehr recht froh werden, wenn sie ihn nicht sah und nicht von ihm hörte?

Ihr Innerstes wehrte sich gegen diese Abhängigkeit. Weichmütig sein empfand ihre fröhliche, herbe Mädchenart als etwas Verzärteltes, und sich Träumen hinzugeben als etwas Ungesundes. Sie wollte klar und heiter bleiben und ihre Gedanken bei ihren Pflichten haben, denn sie hatte nicht nur auf die Seide zu passen und sie zu kavilieren und abzuwiegen, sie hatte noch überdies, so jung sie war, für ihren Vater, für den alten Salzküfel, für das ganze Haus zu sorgen, und hundert Dinge gab es, an die niemand dachte, und die einfach versäumt und vertrödelt wurden, wenn sie sie nicht im Kopf hatte.

Aber so sehr sie sich dagegen sträubte, es gab Augenblicke, wo sie sinnen mußte, und wo ihr weh und selig ums Herz wurde. Da kam sie sich manchmal recht arm und verlassen vor, und besonders heute, an diesem grauen Allerseelentage, fühlte sie es schwerer als je, daß ihr die Mutter gestorben war, die erfahrene Freundin und Führerin, an deren Brust andere sich flüchten und Rats erholen können. . . .

Als sie den dichten, buschigen Laubkranz vollendet hatte, betrachtete sie ihn mit stiller Genugtuung und hatte das Gefühl, als wäre jetzt doch auch etwas geschehen für die arme Tote, und als müßte die sich darüber freuen, außer den gleichgültigen Kränzen, die man so kauft, auch einen Gruß aus dem alten, treuen Guguckgarten zu bekommen.

Darauf kleidete Wettl sich an und nahm ihren Kranz und ging in den Hof hinunter, um nachzusehen, ob die Roslini noch da wäre. Gewöhnlich ging sie am Allerseelentage gemeinsam mit Roslini auf den Friedhof, das hatte sich schon so eingebürgert. Denn der Tag vor Allerseelen, der Allerheiligentag, war ein Feiertag, an dem nicht gearbeitet wurde, und da pflegte Wettl mit dem Vater zu den Gräbern zu gehen und alle lieben Toten zu besuchen und die üblichen Kränze niederzulegen, wie sie den Verstorbenen gebührten, und worauf sie gewissermaßen Anspruch hatten; der Allerseelentag aber gehörte ganz allein ihrer Mutter, und an diesem Tage brachte sie ihr gerne noch eine besondere Liebesgabe, eine kleine Überraschung sozusagen, etwas Persönliches und Eigenes, entweder einen Strauß zartfarbiger Astern, wie sie sie zu diesem Zwecke an den Fenstern zog, oder etwas aus dem Garten, wenn der Frost nicht zu früh das ausklingende Leben des Sommers ertötet hatte. Weil Allerseelen ein Werktag war, an dem im Guguckshaus gearbeitet wurde, so konnte sich der Vater selten frei machen, sie zu begleiten, und darum ging sie meist mit der Roslini, die denselben Weg

hatte und gleichfalls, nach dem Staatsbesuch am Festtag, ihren Gräbern noch einen vertrauteren am Tage der Seelen abzustatten pflegte.

Die Roslini war eine weitschichtige Verwandte Kebachs, die von ihrer Handarbeit und von einem kleinen Gnadengehalt des Schottenstiftes lebte. Denn ihr Vater, welcher Musikus gewesen war, hatte im Dienste des Stiftes gestanden und die Kapelle geleitet, die zu feierlichen Messen und Hochämtern aufspielte und den Ernst der heiligen Handlung mit Haydnschen und Mozartschen Schnörkeln verzierte. Seit Jahren bewohnte sie eine kleine Kammer samt Küche ebenerdig im Hof des Guguckshauses, und jedes Neujahr, wenn sie im ersten Stock erschien, um ihrem „Herrn Verwandten", wie sie den Guguck nannte, ihren Glückwunsch darzubringen, brachte sie, in ein Päckchen aus weißem Papier sauber eingewickelt, den Jahreszins für ihre Wohnung mit. Darauf sagte dann Kebach jedesmal, was ihr denn einfalle, das Kammerl im Hof brauche er ohnedies nicht, und fremde Leute würde er doch nicht ins Haus nehmen, und das Leerstehen sei besonders im Winter den Mauern schädlich, und so sei er es zufrieden, daß sie überhaupt da wohne. Dann nahm sie also das Päckchen wieder mit und dankte und ließ es sich gefallen; das war aber auch das einzige, was sie annahm, und auch hiebei hielt sie hartnäckig an der Fiktion fest, daß sie Mieterin sei und bleibe, und brachte pünktlich nächstes Neujahr abermal das Päckchen mit dem Zins. Sie war eine „bessere Person", und den Anspruch, als solche zu gelten, hätte sie sich nicht abkaufen lassen. An ihrer Tür im Hofe klebte ein Zettel aus Pappe, eine Art Wohnungsschild. Darauf stand mit großen, sorgfältigen Zügen in Lateinschrift zu lesen: „Rosalia Karoline Leopoldine Enzfelder, SchottischeBenediktiner-Stifts-Kapellmeisters-Waise." Und darunter in kleinerer Kurrentschrift: „Hier werden Bettdecken zum Steppen angenommen."

Denn auch die Roslini war, wie es im Guguckshaus ja gar nicht anders sein konnte, eine Arbeitsame. Da die Bevölkerung des Schottenfeldes stetig anwuchs und die Leute, die neu zuzogen, auch schlafen und sich dabei zudecken wollten, so warf das Deckensteppen, wenn es auch nicht gerade einen goldenen Boden hatte, doch so viel ab, daß die Roslini keine Not zu leiden und niemandem zur Last zu fallen brauchte. Aber freilich, zu ihrer Arbeit mußte sie sich halten, von früh bis spät, und das tat sie auch gern; sie war keine von denen, die viel im Hofe stehen. Nur selten bekam man sie zu sehen. Wie eine Grille in ihrem Erdloch hauste sie in ihrem Stübchen, nur daß sie nicht zirpte; dafür summte sie aber unablässig eine kleine Melodie in sich hinein. Ihr Vater war nicht bloß Kapellmeister, sondern sogar Tondichter gewesen, der ab und zu auch einmal einen eigenen Gedanken, wenn er einen hatte, in Musik setzte. Unter anderm hatte er zum fünfzigjährigen Priesterjubiläum des allbeliebten Schottenabtes Benno Pointner als Einleitung in die Festfeier ein musikalisches Vorspiel komponiert: „Beratschlagung zwischen der Freude und der Tonkunst unter dem Vorsitze der Bescheidenheit.“ Das war fast so schön gewesen wie die Sachen des Herrn von Mozart, und Roslini wußte die Melodien noch auswendig, denn sie besaß ein ausgezeichnetes Gehör.

Dabei war es zweifelhaft, ob das, was sie von ihrem Vater geerbt hatte, eine musikalische Begabung genannt werden konnte; es ließ sich nicht beurteilen, weil sie kein Instrument spielen gelernt hatte. Wäre sie als Knabe und nicht als Mädchen auf die Welt gekommen, so wäre wahrscheinlich ein schottischer Stiftsgeiger oder Flötenbläser aus ihr geworden. Da aber in die stiftische Chorkapelle nur Männer aufgenommen wurden, so hatte sie sich auf das Deckensteppen verlegen müssen. Aber ein fortwährendes natürliches Singen und Klingen war doch in ihr lebendig,

und ein Lächeln lag immer auf ihren Lippen, als ob der Himmel ihr voller Geigen hinge. Beständig hielten, wie ihr Vater es blumicht ausgedrückt hatte, die Tonkunst und die Freude in ihrer Seele miteinander Zwiesprach'. Aber das waren nur ganz stille Feste, wer nicht genau beobachten konnte, der hätte nichts davon bemerkt, und jedenfalls wurde niemand durch dieses Klingen und Singen gestört; denn die Bescheidenheit führte den Vorsitz dabei.

Wenn man durch das Hoffenster in das dunkle, mit Vorhängen verschattete Gelaß hineinblickte, in welchem die Roslini wohnte, so sah man manchmal, genau wie in einem Grillenloch, auf einmal in der Tiefe ein paar dunkle, große Augen aufleuchten. Das alternde Mädchen mußte einst bildschön gewesen sein. Niemand wußte, ob sie je einmal etwas erlebt hätte. In aller Stille trug sie ihr Bündel Erinnerungen und Entsagung durch das Leben. Fast niemals fing sie von selbst ein Gespräch an und schwebte an den Hausgenossen, wenn sie einem begegnete, mit einem stummen, freundlichen Kopfnicken vorüber, wobei ein kleines, liebenswürdiges Lächeln um ihren Mund huschte. Übrigens ging sie nur selten aus, und wenn sie ausging, so führte ihr Weg sie meistens in die Laurenzi- oder in die Schottenkirche. Nicht als ob sie eine Betschwester gewesen wäre. Sie suchte in der Kirche nichts anderes als die Musik. Ihr ganzer Gottesdienst löste sich in Musik auf. Musik hören, das war ihre Andacht, ihr Gebet. Und eigentlich war sie immer andächtig in ihrer Art und betete immer; denn überall, wo sie ging und stand, war es, als ob sie Musik hörte.

Wettl pochte an die Tür und bemerkte, daß ein neuer Zettel daran klebte. Er war genau so geschrieben wie der frühere, die „Schottische Benediktiner-Stifts-Kapellmeisters-Waise“ in Lateinschrift und das „Hier werden Bettdecken zum Steppen angenommen“ kurrent. Aber der alte Zettel war vom

Regen verwaschen gewesen, und jeder einzelne Buchstabe hatte ausgesehen, als ob er weinte; daran erkannte es Wettl, daß das kleine Wohnungsschild erneut worden war. Roslini schien bereits gewartet zu haben, sie trat heraus, hatte ihr Tuch um und einen ehrbar guten Hut auf und in der Hand einen Kranz von getrockneten Strohblumen.

„Der Vincenz hat mir eine neue Aufschrift gemacht, eh' daß er fortgeht," sagte sie, als sie bemerkte, daß das Mädchen den Zettel an der Tür betrachtet hatte. „Es könnt' mir doch passieren, hat er gemeint, daß sich nicht so geschwind jemand findet, der kurrent und latein zugleich schreiben kann wie er. Und ob der alte Zettel aushalten würde, bis er zurückkäme, und ob er überhaupt wieder zurückkäme, sei doch recht fraglich."

„Und will denn der Vincenz fortgehn?" fragte Wettl erstaunt.

„Ei, weißt du noch nichts davon?"

Sie hatte Wettl aufwachsen sehen und duzte sie noch immer. Auch als entfernte Verwandte hatte sie ein kleines Recht darauf. Wettl wollte Näheres wissen, weshalb und wozu der Werksgeselle fortgehen wolle? Roslini jedoch zögerte: vielleicht hätte sie gar nichts sagen sollen, sie wäre aber der Meinung gewesen, der Vincenz hätt' es dem Meister schon eröffnet. Wenn aber nicht, so dürfe sie doch wohl nichts weiter verraten, und vielleicht tät' auch der Vincenz sich's noch einmal überlegen, was freilich das Gescheitere wäre.

Zierlich schwebte Roslini neben Wettl hin, und so wallten die beiden Frauen, jede mit ihrem Kranze, die Seidengasse entlang und die Schottenfeldgasse hinunter, um durch die Mariahilferlinie ins Freie zu gelangen. Sie waren beide schweigsam, Wettl etwas bedrückt durch den öden Nebel, der die Gassen erfüllte, und traurig, weil sie ihrer guten Mutter gedachte. Roslini aber von unhörbaren Rhythmen

bewegt, die ihr Worte ersetzten, und mit fast heiterer Miene ihren Kranz aus Strohblumen tragend, die sie selbst getrocknet und schön rot, blau und dottergelb gefärbt hatte, daß es einen lebhaften und nichts weniger als totschlächtigen Farbenklang gab. Jetzt verglich sie ihren Kranz mit dem Wettls und freute sich, daß auch diese eine prangende und keine Trauerfarbe gewählt hatte.

„Hübsch hast du ihn gemacht, deinen Kranz. Wie die aufgehende Sonne schauen die Blätter aus, da wird die Mutter sich freuen. Man hat jetzt oft so düstere Kränze aus schwarzen und weißen Perlen — das muß ja die Toten ganz traurig machen und die Lebenden, die an den Gräbern stehen, auch."

„Und sollen nicht Gräber eigentlich traurig aussehen?" meinte Wettl.

„O nein!" versicherte Roslini, so als ob sie es ganz genau wüßte; „Gräber sollen heiter aussehen! Es ist schon traurig genug, daß man die Toten hinaus in die Einsamkeit verbannt hat — sollen wir ihre Ruhestätten auch noch trübselig herrichten? Früher, da hatten sie es gut! Da lagen sie um die Kirche herum begraben und konnten die Lieder hören, die vom Chor gesungen wurden, und das Jubeln und Brausen der Orgel. Aber der Kaiser Joseph hat sie aus der Nähe der Lebenden abgeschafft — vernünftig wird es ja wohl sein; es war alles vernünftig, was der Kaiser Joseph getan hat, aber auch nüchtern, es hat keine Musik in ihm geklungen. Jetzt liegen sie weit außerhalb der Mauern, und dort ist alles gar so still, und im Herbst, wenn die Vöglein nicht mehr singen, hört man nichts als die garstigen Hornsignale der Soldaten, die auf der Schmelz exerzieren. Und an so einem Allerseelentage auf dem Freithof ist es, als ob niemand sich ein lautes Wort zu sprechen traut. Das ist enterisch für die armen Toten. Wenn es nach mir ginge, so müßt' eine kleine gute Kapelle ihnen den ganzen Tag aufspielen, damit sie auch ihre Freud'

haben zu Allerseelen: Messen und Oratorien und auch einmal etwas Zierliches dazwischen, daß es fröhlich und zuversichtlich über die Gräber und Grabsteine hinklingt."

Sie gingen durch die Mariahilferlinie hinaus und dann außen ein Stück den Linienwall entlang. Im bläulichen Nebelduft zeigten sich jetzt die hohen und schon kahlen Bäume, die im Garten des Schrollhauses standen, und auch das Mauerwerk der kleinen Gloriette, die über den Linienwall lugte, wurde wie hinter zarten Schleiern sichtbar.

„Hast du schon gehört, Wettl, daß gestern auf der Esplanade am Glacis der Erzherzog Karl Truppenschau über die Landwehr gehalten hat?"

Wettl wußte nichts davon. Sie fühlte ihr Herz stärker pochen.

„Der Vincenz hat zugesehen. Der kann nicht genug rühmen, wie gut die sechs Bataillone sich gehalten hätten. Und eine wunderschöne Feldmusik sollen sie haben."

„Das hätt' ich wohl auch gern gehört und gesehen," meinte Wettl.

„Das schottische Freibataillon sei auch dabei gewesen, erzählt der Vincenz; und der Lebold aus dem Schrollhause soll ein strammer Flügelmann gewesen sein."

Sie näherten sich schon dem Friedhof und sahen die rote Mauer und die darüber emporragenden schwarzen Lebensbäume aus dem Nebel auftauchen. Wettl blieb stehen.

„Ich möcht' dich gern etwas fragen, Roslini. Weil ich doch meine Mutter nicht mehr fragen kann . . ."

„Frag doch, Wettl, frag," ermunterte Roslini freundlich.

„Ich weiß, du wirst mich nicht auslachen, Roslini . . ." sagte Wettl. „Vor anderthalb Jahren oder länger bin ich einmal mit dem Herrn Vater auf

der vierten Galerie im Burgtheater gewesen. Und da haben sie ein Stück gegeben, ich weiß nicht mehr, wie es geheißen hat, aber es ist nur immer von der Liebe geredet worden. So als ob die Menschen gar nichts anderes auf der Welt zu tun hätten. Und der Hauptakteur hat seine Amantin gar nicht mehr auslassen wollen, und alle waren bös aufeinander wegen der Liebe, und schließlich haben sie sich selbst und alle andern umgebracht vor lauter Liebe, so daß niemand Lebendiger mehr im Theater gewesen ist als die Zuschauer, und auch die waren halb tot vor Schreck. Das ist mir sehr g'spaßig vorgekommen damals. Gelt, Roslini, das gibt es doch gar nicht in Wirklichkeit, das kommt doch nur auf dem Theater und in Bücheln vor? Oder — wenn man einen recht gern hat — ist das auch die Liebe?"

„Es wird schon die Liebe sein," sagte Roslini lächelnd.

„Und muß man denn deswegen wirklich gleich so verrückt werden?" fragte Wettl. „Man kann doch auch einen gern haben, kommt mir vor, und es mehr so in sich verschließen, ohne daß man deswegen zu tollen anfängt und den anderen Menschen, mit denen man zusammenlebt, durch Jammergesichter und durch beständiges Seufzen und Heulen die Freud' am Leben verdirbt. Meinst du nicht auch?"

„Hast du mich schon einmal seufzen und heulen und Gesichter schneiden sehen?" fragte Roslini dagegen.

Wettl verneinte.

„Siehst du, Kind, ich hab' auch einmal einen gern gehabt und geliebt, und auch er hat mich gern gehabt. Aber es hat nichts daraus werden können. Er ist ein geistlicher Herr gewesen, ein junger Priester von den Schotten — das heißt, damals halt war er noch jung. So schön wie der die Orgel gespielt hat — so schön hab' ich sie nicht mehr spielen hören seither. No, und was hat diese Geschichte für ein

End' nehmen können? Verzichten haben wir halt müssen. So ist es oft im Leben. Das sind blasse Jämmerlinge, die nicht verzichten können. Man muß auch etwas anderes noch auf der Welt zu tun haben als lieben, dann geht es schon. Eine Arbeit muß man haben, das ist die Hauptsach'. Und dann — seine eigene Melodie muß man in sich bewahren. Denn die besondere Melodie, die Gott jedem einzelnen in sein Herz gelegt hat, die soll er niemals hingeben, auch an den geliebtesten Menschen nicht!"

„So ungefähr," sagte Wettl, „hab' ich es mir auch gedacht, nur eine Melodie hab' ich's nicht genannt. Ich spür' es oft, als ob der liebe Gott in mir wäre, und der wird mir auch einmal zeigen, was die Liebe ist. Aber dabei will er doch, scheint mir immer, daß ich mein eigener Mensch bleiben soll, und es wär' ihm nicht recht, kommt mir vor, wenn ich mich ganz an einen anderen verlöre. Denn es sucht ja auch der rechte Mann, denk' ich mir, wenn er ein Weib wählt, nicht sich selbst, sondern wieder etwas anderes und eigenes in ihr. Meinst du nicht auch, Roslini?"

„So wird es wohl sein," sagte Roslini. „Zusammenklingen müssen die Herzen, daß es eine reine Musik gibt. Garstig ist es, wenn zwei Instrumente zusammenspielen wollen, die verschiedene Stimmung haben. Das klingt hart und falsch, und es ist keine Natur darin. Und wiederum schwächlich ist es dagegen, wenn ein Instrument seine Stimme nicht halten kann und mit einer anderen Stimme mittut. Falsch klingt das gerade nicht, aber einen vollen, reichen Klang gibt es doch auch nicht. Der Kapellmeister da droben, der hat das eine und das andere nicht gern. Sein Wille ist, daß jedes Instrument sich an das Notenblatt halten soll, das er jedem auf das Pult legt, und daß es andächtig seine Weise spielt, die er ihm aufgetragen hat. Und selbst wenn nebenan oder bei dir selbst eine Saite reißt, so sollst du die Lippen

zusammenpressen und mutig weiterspielen, denn du bist nur ein Teil, und doch mitverantwortlich für das Ganze."

„So kann ich mir's schön vorstellen," sagte Wettl, „wie man Leid ertragen soll. Du hast recht, Roslini, es gehört sich nicht, daß einer gleich aufhört zu spielen, wenn eine Saite reißt. Wir spielen ja nicht für uns und hören den Zusammenklang des Ganzen nicht einmal, weil wir ein jeder nur unsere kleine Stimme spielen. Aber wir haben doch alle auch das Unsrige dazu beizutragen, daß es eine schöne Weltmusik gibt. So hast du es gemeint, Roslini, nicht wahr?"

„Du bist auf dem rechten Wege, Kind," sagte Roslini, „und wirst es schon machen. Und so haben wir uns also jetzt gegenseitig etwas anvertraut, das wir wahrscheinlich noch nie einem anderen Menschen vertraut haben. Und jetzt laß uns wieder darüber schweigen wie früher."

Sie traten in den Friedhof und schritten eine Zeitlang nebeneinander hin, bis ihr Weg sich trennte. Da blieben sie stehen und reichten sich noch die Hand und schauten sich mit einem stillen, erdfernen Lächeln in die großen, ernsten Augen. Und dann schieden sie voneinander, um jedes zu seinen Gräbern zu gehen.

Auf den feuchten Kieswegen zwischen den Grüften und Grabhügeln drängten sich viele Menschen, und Laternen mit tiefblauen oder rubinroten Gläsern brannten an den Grabgittern, und in vielen Erdhügeln steckten neben den Kränzen, die darauf niedergelegt waren, ganze Reihen kleiner Kerzen, deren offene Flämmchen gelb flackerten, im bläulich nieselnden Nebel, der sie umhüllte. Am Grab von Wettls Mutter saß Frau Kaplanek auf einem Schemel, um auf die Laternen und Kränze achtzugeben. Wettl nickte ihr zu und legte ihren Kranz aus den Blättern des wilden Weines zuhäupten der Toten nieder.

Mitten im Gedräng der Leute sah sie jetzt auf

einem der Wege die ganze Familie aus dem Schroll-hause vorüberziehen. Der alte Schroll und die Mutter schritten voraus, die Schwestern und noch ein jüngerer Bruder folgten, und zuletzt gingen Lebold und Franzl, und alle waren in dunklen Feiertagskleidern, und auch der Lebold in bürgerlicher Tracht, nicht in Uniform, wie sie sich ihn in ihren Gedanken vorgestellt hatte. Die beiden jungen Leute gewahrten sie und grüßten ernst zu ihr herüber und gingen mit den übrigen vorbei. Und Wettl erwiderte ebenso ernst und ruhig ihren Gruß, und dann trat sie an den Betschemel und kniete am Grabe nieder und senkte das Antlitz in die gefalteten Hände. Da war es ihr, als ob plötzlich ihre Mutter zu ihr gekommen wäre, und sie konnte mit ihr sprechen und ihr alles sagen und sie um Kraft und Stärke bitten für die Zeit der Herzensnot, die sie nahen fühlte.

Später kam der Guguck heraus, um sie abzuholen. Er hatte sich doch für eine Stunde frei machen können und wollte auch das Grab seiner Frau noch einmal grüßen. Sie gingen gemeinsam heim, und als sie in die Zieglergasse kamen und in den „Blauen Guguck" eintraten, läutete gerade der Schustermichel vom Laurenziturm das Mittagsläuten.

Während Wettl im Speisezimmer den Tisch deckte, klopfte es an die Tür. Der Vincenz trat ein. Ob er den Meister sprechen könne? Der saß ohnedies am Schreibkasten aus Mahagoni, der neben dem Fenster stand, und blätterte im „Toleranz-Boten", um eine Lieferzeit nachzusehen, und war übler Laune, weil er vor Hunger fast verging. Nicht eben sehr gnädig hieß er ihn näher treten. Wettl, durch Roslini schon neugierig gemacht, wartete gespannt, was jetzt kommen würde.

Das sei heut' schon ein gottverlassenes Dreckwetter, begann Vincenz; aber so lange er sich erinnern könne, zu Allerseelen müß' es schon einmal so sein. Schon seine Großmutter hätt' immer gesagt: „Christ-

nacht ist eine Pracht, Ostertage bleiben in Frage, Pfingstfest ist das best', Allerseelen tut's nie am Dreck fehlen."

„Also, was willst eigentlich, Vincenz," fragte Kebach etwas ungehalten. „Siehst nicht, daß wir gerade zum Essen gehn? Und was hat denn das zu bedeuten, daß du das Sonntagsgewand angelegt hast?"

Er würde nicht lange aufhalten, entschuldigte sich Vincenz, aber es pressiere, was er vorzubringen habe.

„Ich bin nämlich," sagte er, „bei der Truppenschau gewesen, die was der Erzherzog Generalissimus über die Landwehr abgehalten hat."

„Die ist schon gestern gewesen, so viel ich weiß," meinte der Guguck. „Deswegen hättest doch heut' das Feiertagsgewand nicht anlegen brauchen?"

Ja, das sei schon richtig, sagte der Vincenz. Die Truppenschau wär' schon gestern gewesen. Und sehr erhebend anzuschauen sei es gewesen. Alle sechs Bataillone samt ihrer Feldmusik seien aufgezogen und hätten vor dem Generalissimus und vor den anderen Erzherzögen und Generälen exerziert. Und brav gemacht hätten sie ihre Sach', sehr brav!

„No, das ist ja recht," sagte Kebach ungeduldig. „Und was denn weiter?"

Wie die wirklichen Soldaten, so stramm hätten sie alle Manöver ausgeführt, und bei ein paar Bataillonen sei das General-Salvi so akkurat zusammengegangen, daß man hätt' glauben können, es käm' aus einer einzigen Muskete. Und das sei schwer beim General-Salvi, daß keiner um ein Haarl zu früh und keiner um ein Haarl zu spät losschießt. Das wisse er aus eigener Erfahrung; er habe sich aber immer zusammengenommen und nie vorgeschossen und nie nachgeschossen. Manchmal komme es aber halt doch vor, daß trotz allem Aufpassen das Gewehr nicht rechtzeitig losgehe.

„No, und so kann ich es also beurteilen," sagte er.

„Und ich muß sagen, die Landwehr hat ihre Sach' gut gemacht."

„Geh', Wettl," sagte der Guguck, „kannst derweil die Suppen bringen und dem Großvater sagen, daß es zum Essen ist."

Wettl entfernte sich und eilte, um wenigstens noch das Ende der Erzählung des Vincenz mitzuerleben. Es hätte aber gar keiner besonderen Eile bedurft, denn Vincenz schilderte jetzt umständlich, wie die Generalität ausgesehen, und wie da alles von Federbüschen gestrotzt und von Gold geglitzert hätte. Und dann beschrieb er die einzelnen Bewegungen, die die Landwehrbataillone ausgeführt hätten, und gab sein fachmännisches Urteil darüber ab und war voll des Lobes und der Anerkennung.

Und die Messingschilder auf den aufgekrempten Hüten der Landwehrmänner, sagte er gerade, als die Wettl mit dem dampfenden Suppentopf zurückkam, die hätten in der Sonne mit den aufgepflanzten Bajonetten um die Wette geflitzt, und das sei schon eine rechte Freud' gewesen. Und wie so die Musik dazu gespielt hätte, da wär' einem doch das Herz dabei aufgegangen.

Der Guguck setzte sich an den Tisch, schon fast ingrimmig vor lauter Appetit, und die Wettl gab ihm Suppe heraus. Nachdem er ein paar Löffel gegessen hatte, wurde er schon wieder umgänglicher, und indem er sich in seinen Sessel zurücklehnte, sagte er behaglich:

„Also, das g'freut mich, daß sich die Landwehr so schön halten tut, wir haben ja auch einen ordentlichen Batzen dafür gezeichnet. Aber sag mir nur, Vincenz, warum du mir gerade jetzt das alles erzählen mußt?"

„Weil ich nämlich immer im stillen gemeint hab'," sagte Vincenz eifrig, „mit dem richtigen Militari wird sich die Landwehr halt doch nicht vergleichen lassen!"

Jetzt kam auch der alte Salzküfel herein, streichelte

der Wettl über die Wange, machte das Kreuz und setzte sich zu Tisch. Wettl reichte ihm seinen Teller Suppe, und er begann sogleich emsig zu essen und beeilte sich, weil er mit seiner Strafzeit noch immer nicht ganz fertig war. Ja, zwei verlorene ganze Arbeitstage brachten sich nicht so schnell wieder ein!

„Also gut," sagte Kebach löffelnd, „es g'freut mich, daß die Landwehr sich mit dem richtigen Militär halt doch vergleichen läßt."

„Und da hab' ich also gesehen," sagte Vincenz, „daß die Landwehr halt doch eine sehr schöne Truppe ist."

„No, und was denn weiter, Vincenz?" fragte Wettl, die wußte, daß der Vater sich beim Essen nicht gern stören ließ.

„Und so möcht' ich halt bitten, daß ich auch dazu gehn dürft'," platzte Vincenz endlich heraus.

Der Guguck legte den Löffel weg.

„Du willst mir jetzt davonlaufen und auch mittun?"

„Ich bin halt ein alter Soldat. Bei Austerlitz verwundet—" er hob den Fuß und zeigte auf seinen Stiefel; „und wie ich die Feldmusik gehört hab', da hab' ich es gespürt: Ich muß auch mit! Ich halt's nicht anders aus!"

„Hör mir auf!" sagte Kebach. „Ich kann dich jetzt gar nicht entbehren! Und wenn du eh' schon einmal für das Vaterland geblutet hast —!"

„Ja, das hab' ich mir zuerst auch gedacht. Aber der Mensch heilt schon wieder zusammen. Wegen dem bissel Wehtun mag ich auch nicht zu Haus sitzen bleiben. Und bei den Webstühlen kann ja derweil der Schnaus auch nachschauen. Ich muß mit, Herr Meister, es leidet mich und leidet mich halt nicht mehr zu Haus!"

„Er soll nur gehn," sagte der Salzküfel. „Wir richten es derweilen schon allein! Muß halt jeder ein bissel stärker anziehn."

Kebach kämpfte einen kleinen Kampf in sich. Er entbehrte seinen Werksgesellen ungern. Aber es gefiel ihm doch auch wieder, daß er mittun wollte.

„Und so Knall und Fall willst fort?“ fragte er schon halb überwunden.

Es sei höchste Zeit, meinte Vincenz. Es heiße sogar, die Bataillone wären bereits auf ihrem vollen Mannschaftsstand, und sie nähmen einen Neuen gar nicht mehr. Na, bei ihm würde es natürlich keinen Anstand haben, wo er doch bei Austerlitz mitgetan. Und von da wisse er es schon, wie man mit den Franzosen fertig würde, und überdies könne er auch kurrent und latein schreiben. Ihn würden sie selbstverständlich mit offenen Armen aufnehmen. Aber melden müsse er sich endlich doch, denn wenn sie auf einmal ausmarschieren — mit Extrapost könne er ihnen doch nicht nachreisen.

Der Guguck stand auf. Er war bewegt. Es freute ihn doch, daß der Vincenz eine so vaterländische Gesinnung bekundete, und daß jetzt gar ihrer zwei aus dem Gugucksbause gegen die Parlezvous kämpfen würden. Er gab ihm sein Büchel und erlaubte ihm, daß er in seiner Kammer im Hof wohnen bleiben dürfe, bis die Landwehr ausmarschieren würde. Und Vincenz verabschiedete sich gerührt von ihm und von Wettl und vom alten Salzküfel, so als ob er von da geradeaus in die Schlacht zöge, und sagte, wenn er im Feld bliebe, so möchten sie seiner gedenken; und sein Handwerkszeug, so weit es ihm gehöre, vermache er dem Melcher, und sein Webstuhl gehöre zwar nicht ihm, aber wenn er in der Schlacht falle und für Kaiser und Vaterland sterbe, so würde ihm der Meister gewiß noch einen letzten Wunsch erfüllen. Und der sei, daß Melcher auch einmal seinen Webstuhl übernehme. Denn dem Melcher lasse er ihn gern. Wenn er aber denken müßt', daß sein Webstuhl einmal in fremde Hände käm', so tät' ihm das noch die Todesstunde versalzen. Also, und so ging er endlich und

nahm noch viele herzliche Händedrücke und Glückwünsche mit.

Noch denselben Nachmittag meldete er sich beim Grundgericht. Aber da sagte man ihm, die Rollen seien jetzt schon geschlossen. Er stellte ihnen vor, wer er sei, und was er für Vorkenntnisse mitbringe. Aber die Kanzleiherrn zuckten die Achsel und sagten, sie könnten nichts machen, er möge beim Kommandanten des schottischen Freibataillons anfragen. Sogleich machte er sich auf den Weg und lief die halbe Stadt ab, bevor er ihn fand, und trat ihm endlich mit pochendem Herzen unter die Augen. Da hätt' er sich früher melden müssen, meinte der, jetzt sei es schon zu spät, und von den Jüngsten sei er auch keiner mehr, und man müsse sich die Leute, die man nehme, doch gut anschauen. Ganz bestürzt erzählte Vincenz von der Schlacht bei Austerlitz und griff unwillkürlich nach dem Fuß, um seine Narbe zu zeigen. Aber er hatte nicht den gewohnten Schlappschuh an, und als er schnell seinen Stiefel ausziehen wollte, hinderte der Kommandant ihn daran und sagte, er glaube es ihm aufs Wort. Aber das sei nur ein Grund mehr, ihn nicht aufzunehmen, denn wer weiß, ob ihm die Narbe bei starken Märschen nicht hinderlich sein würde! Und ein Invalidenkorps könne er sich doch unmöglich zusammenstellen!

Das kränkte den Vincenz tief. Wie ein begossener Pudel kehrte er am Abend in den „Blauen Guguck" zurück und trat vor den Meister und bat, er möchte sein Büchel wieder annehmen. Aber er erzählte nur, daß alles schon komplett sei; vom Invalidenkorps sagte er nichts. Kebach lachte ihn weidlich aus.

„Also, merk dir das, Vincenz! Wenn man was Gutes will, so muß man es gleich tun und nicht warten, bis es zu spät ist. Viele Sünden stehen im Katechismus, aber die eine haben sie vergessen: Das Zuspätkommen. Es gibt Leut', die allemal zu spät kommen, wenn sie etwas Ordentliches wollen."

Als er sah, was für ein betrübtes Gesicht Vincenz machte, tat er ihm leid, und er setzte gutmütig hinzu:

„Na, schau nicht so beteppert drein. Bei deiner Arbeit kommst du nie zu spät und bist immer auf deinem Platz. Fürs Militari sind halt wir zwei schon nicht mehr ganz jung genug. Aber mach dir nichts daraus! Man dient auch als Zeugmachergesell dem Vaterland, wenn man nämlich ein so verläßlicher und geschickter ist wie du."

Das tat wohl! Das war wie Balsam auf frische Wunden!

* *
*

Auf der Stirn des alten Schroll zog sich ein Gewitter zusammen, als er hörte, daß Lebold wirklich ins Freibataillon eingereiht sei und schon als Landwehrmann an der Truppenschau teilgenommen habe. Bis zum letzten Augenblick hatte er die Überzeugung in sich genährt, sein Sohn würde es nicht wagen, etwas gegen den Willen des Vaters zu unternehmen. So freisinnig er über das Leben des Staates dachte, in der Familie huldigte er streng patriarchalischen Anschauungen, und die väterliche Gewalt galt ihm für nahezu unumschränkt. Es wäre ihm nicht eingefallen, einen Widerspruch darin zu erblicken. Der Staat erschien ihm als eine große Werkstatt, und die Bürger, das waren die Weber, die mußte man mit einer gewissen Freiheit bei ihrer Arbeit lassen, wenn etwas Ordentliches zustande kommen sollte, daß sie mit Vernunft und Liebe webten. In der Familie aber, da mußte es wie auf der Weiserstange einer Spulmaschine einen Weiser geben, der die Fäden streng gleichmäßig auf die Spulen leitete und keinem Faden gestattete, sich nach seinem eigenen Gutdünken abzuwickeln. Denn akkurat gespultes Garn war die Voraussetzung einer sorgfältig geschweiften Kette und einer guten Webe. Darum müsse auch in der Familie, meinte er, unbe-

dingter Gehorsam herrschen und der Wille des Vaters das allein Maßgebende und Entscheidende bleiben; denn eine strenge Zucht im Hause sei die Grundlage aller Ordnung und alles späteren Gedeihens. Und daß die Kinder, so lange sie im Hause des Vaters leben, keine eigene Meinung haben dürfen, das kam ihm so selbstverständlich vor, daß er es für überflüssig gehalten hätte, ein Wort darüber zu verlieren.

Mit einer Art Staunen sah er sich jetzt einer vollzogenen Tatsache gegenüber, deren Eintreten er für unmöglich gehalten hatte. Und daß die Mutter die Partei Lebolds nahm, das machte ihn völlig irre. Solange er mit seiner Frau verheiratet war, hatte sie ihm nie in einer Sache von Bedeutung widersprochen. Nicht so sehr aus Unterwürfigkeit, als vielmehr aus natürlicher Übereinstimmung und wohl auch deshalb, weil sie den Verstand des Herzens besaß, den jähen und herrischen Mann, wenn er einmal fehlzugehen drohte, leise zum Guten zu lenken, ohne daß er es merkte, und ihm das Richtige nach und nach einzuflößen, bis er es schließlich für seine eigene und ursprüngliche Überzeugung hielt. Dabei hatte niemand mehr Verständnis für seine Art und mehr weitblickende Nachsicht mit seinen Schwächen als sie. Das fühlte er auch, und zutiefst in seiner verschlossenen Natur war ein Altar aufgerichtet, über dem das Bild seiner Gattin hing, das er im stillen verehrte, ohne je viel gute oder gar süße und weiche Worte zu sagen.

Und nun trat zum ersten Male ein ernster Zwiespalt zwischen ihm und seiner Gattin hervor, den er umsoweniger begriff, als er wußte, daß die Mütter seit unvordenklichen Zeiten die Feindinnen der Kriege gewesen sind. Das beunruhigte ihn, und er zürnte. Aber auch die Mutter war bekümmert und in ihrem Gemüte bedrückt. Zum ersten Male während ihrer Ehe konnte sie ihren Gatten in einer Angelegenheit von entscheidender Wichtigkeit nicht in ihr volles Ver-

trauen ziehen. Denn sie achtete die schamvolle Verschlossenheit, die ihren Sohn so lange verhindert hatte, die Kämpfe seines Innern zu enthüllen, und fühlte, daß er das, was er der Mutter anvertraut hatte, vermutlich nicht auch dem Vater preisgegeben wissen wollte. Und darum hielt sie sich nicht für berechtigt, die seelischen Leiden, die Lebold in seinem Entschlusse bestärkten, dem Vater zu offenbaren, und sah sich gezwungen den Schein auf sich zu nehmen, als hätte sie willkürlich und ohne zulängliche Gründe ihre Meinung bezüglich Lebolds kriegerischer Absichten geändert.

Aber andeutungsweise glaubte sie ihren Mann doch darauf aufmerksam machen zu müssen, daß es nach ihrem Dafürhalten nicht angebracht wäre, hier mit Blitz und Donner dreinzufahren. Denn man könne nicht wissen, meinte sie, was in einer so jungen Seele vorgehe, und schließlich sei doch das begeisterte Eintreten für Kaiser und Vaterland eine schöne Sache, und ein junger Mensch, der sich für nichts erwärmen könne, eine traurige Figur. Der Schroll änderte deswegen seine Überzeugung nicht. Aber seiner Frau zulieb tat er etwas, was er noch nie getan hatte. Er bändigte seinen Unwillen und beschloß, sich über den bereits offenkundigen Ungehorsam seines Sohnes hinwegzusetzen und ernst und ruhig mit ihm zu sprechen und ihm alles vorzustellen und deutlich zu machen. Und wenn Lebold Vernunft annähme und seinen Entschluß rückgängig mache, so würde er ihm verzeihen, bezüglich des bereits Geschehenen ein Auge zudrücken und den Reumütigen wieder als seinen Sohn betrachten, genau so, als ob er sich nie gegen den väterlichen Willen aufgelehnt hätte.

Also trat er denn eines Nachmittags in Lebolds Zimmer und setzte sich und begann davon zu sprechen, wie er von der Truppenschau vernommen habe, und wie er zuerst gar nicht hätte daran glauben wollen, daß Lebold sich wirklich gegen den ausgesprochenen

Willen des Vaters habe einreihen lassen. Da er es nun aber endlich glauben müsse, so wolle er einmal klar mit ihm über die Sache reden. Und dann fragte er, ob es ihm denn wirklich ernst damit sei, und ob er bedacht hätte, was aus seinem ganzen Leben werden würde, wenn sie ihn zum Krüppel schössen. Und ob er denn nicht wisse, daß ein vernünftiger Mensch an seine Zukunft denken müsse und sie nicht leichtsinnig und unnötigerweise aufs Spiel setzen dürfe.

Lebold war dankbar und gerührt, daß sein Vater ihm Gelegenheit geben wollte, sich zu rechtfertigen. Es war noch nicht vorgekommen, solang er sich erinnerte, daß der Vater ihn in seiner Stube aufgesucht und sich gar bei ihm niedergesetzt hatte. So als ob er einen hohen Besuch empfangen hätte, empfand er es und blieb schüchtern stehen, bis der Schroll ihn niedersitzen hieß.

„Also, wir wollen einmal ganz ruhig und in Freundschaft miteinander reden," sagte der Vater. „Was hast du mir auf das, was ich dir gesagt habe, eigentlich zu antworten?"

„Schauen Sie, Herr Vater," sagte Lebold bescheiden; „ich mein' halt, es gehört sich so, daß man in den Tagen der Not nicht nur an sich selbst denkt."

„Für einen Bandmacher," sagte der Schroll, „gehört sich gar nichts, als an der Liegbank stehen und aufpassen, daß kein Faden reißt."

„Aber wo es auf jeden Einzelnen ankommt, kann doch ein gesunder junger Mensch wie ich, sein Volk, seinen Kaiser und sein Vaterland nicht im Stich lassen!"

„Nein, das soll niemand," sagte der Vater. „Sein Volk, seinen Kaiser und sein Vaterland soll kein wackerer Mensch im Stich lassen. Es kommt nur darauf an, wie man es meint. Der Offizier, der sich weigern wollte, gegen den Feind zu ziehen, der läßt seine Fahne im Stich. Und das Gesindel, das sie zu den Soldaten stecken, weil es zu nichts anderem gut

ist, schießt man nieder, wenn es desertiert. Aber dem Bürger sein Posten ist wo anders. Sein Waffendienst ist die Arbeit und seine Kasern' die Werkstatt. Dorthin gehört er, und dort hat er auszuharren, wenn er seine Pflicht gegen Volk, Kaiser und Vaterland richtig begreift."

„Bittschön," sagte Lebold, „wenn ich dem Herrn Vater in allem kindlichen Gehorsam widersprechen dürft' — aber der Krieg ist halt doch etwas anderes als der Friede und hat wieder seine eigenen Regeln. Sie wissen es selbst, Herr Vater, daß ich immer gern bei der Arbeit gewesen bin. Und wenn der Sieg über die Franzosen erfochten ist, so will ich mit tausend Freuden in die Werkstatt zurückkehren. Jetzt aber hab' ich ein Gefühl in mir, das mich hinaustreibt, und wenn es mein Leben kostet, und das mir sagt, es muß so sein, und es ist auch recht, was ich tu'."

Der Schroll fuhr sich mit der Hand durch das silberweiße Haar.

„Also," sagte er, schon nicht mehr so ruhig wie früher, „wenn dir dieses Gefühl mehr wert ist als der Rat deines Vaters, so tu, was du magst. Aber das eine sag' ich dir: Für dein Zurückkommen bedank' ich mich schön. Du wirst gar keine Freud' mehr haben zu einer bürgerlichen Arbeit, wenn du dich einmal daran gewöhnt hast, in Feldlagern und Kasernen herumzuliegen und deine freie Zeit mit Saufen und Schürzenjagen zuzubringen. Und ich kann auch keinen brauchen, der kommt und geht, wann es ihm paßt, und mir davonläuft, gerade zu einer Zeit, wo die Arbeitskräfte rar sind, und wo ich alle Hände voll im Geschäft zu tun hab'. Bei uns, ja, da kommt es jetzt auf jeden Mann an, aber nicht dort, wo sich eh' genug Nichtstuer darum reißen, mit der Feldmusik zu marschieren und als Vaterlandsretter gefeiert zu werden, noch bevor sie ein Pulver gerochen haben. Und unsere Arbeit ist auch bedeutend wichtiger als das ganze Paradehalten und Bum-bum Tra-ra! Denn

wenn wir nicht schauen, daß wir was verdienen, so können wir keine Steuer zahlen, und wenn wir Bürger nicht mehr arbeiten, so hört sich das Kriegführen überhaupt auf, weil kein Geld mehr da ist. Dann macht der Napoleon erst recht, was er mag, und steckt uns alle miteinander in sein Gilettaschel. Also, darum ist es ein Unsinn, daß der Bürger auch noch mit dem Schießprügel herumrennen soll, als ob er nichts Gescheiteres zu tun hätte."

Jetzt fuhr sich auch Lebold mit den fünf Fingern durchs Haar. Sie hatten beide, Vater und Sohn, genau dieselbe gewohnheitsmäßige Bewegung, wenn sie in Hitze gerieten. Aber Lebold bezwang sich und sagte äußerlich ruhig:

„Ich weiß, daß es mit der Arbeit seine Not hat, und es tut mir weh, daß ich meine Bandmühl' soll stehen lassen. Sie wird glauben, daß ich die ganze Woche blauen Montag mach', und daß ich ein fauler Strick bin. Aber wenn ich wieder heimkomm', dann will ich für zwei arbeiten, so lang, bis ich alles wieder eingebracht hab', daß es gerade so ist, als wär' ich nie fortgewesen. Und dann wird niemand mehr glauben können, daß ich aus Scheu vor der Arbeit oder aus Freud' an einem ungebundenen Leben mit dem Freibataillon gegangen bin. Jetzt aber freut mich wirklich die gewöhnliche Arbeit nicht mehr, und wenn ich am Webstuhl stehen müßt', während draußen die Kanonen donnern und vielleicht entschieden wird, ob es noch ein Österreich geben soll oder nicht; und wenn dann der Napoleon vielleicht wieder in unserm Kaiserschloß zu Schönbrunn säß' und seine übermütigen Regimenter wieder wie vor drei Jahren bei der Mariahilferlinie hereinmarschieren täten — da müßt' ich mich schon vor mir selber verkriechen und mir wie ein feiger Taddädl vorkommen! — Dabei fällt es mir nicht im Schlaf ein, daß ich dem Herrn Vater widersprechen tät', als ob die bürgerliche Arbeit nicht

wichtig wär', die doch das meiste Geld zum Kriegführen schafft. Aber jetzt ist es wie in einem Haus, das brennt. Da muß man halt löschen, und erst wenn gelöscht ist, kann man wieder an die ruhige Arbeit denken. Und wenn ich jetzt mithelfen will, den Brand zu löschen — das kann ich nicht glauben, daß der Herr Vater mir das so nachtragen wird — wo doch die Nation ruft! — und daß er mich nachher wirklich nicht wieder in die Arbeit nehmen will!"

Der Schroll lehnte sich über den Tisch und blickte seinen Sohn forschend an.

„Was ist denn das eigentlich für eine Nation, die dich ruft, he? In Frankreich, ja, da gibt es eine Nation, und das sind die Franzosen. Aber von einer österreichischen Nation hab' ich noch nichts gehört."

„Was für eine Nation es ist, die mich ruft? Und da kann der Herr Vater noch fragen? So viel ich weiß, bin ich ein Deutscher und rede deutsch und stamme von deutschen Voreltern. Und die Deutschen sind ebensogut eine Nation wie die Franzosen, wenn sie auch unter verschiedenen Fürsten leben und nicht so viel Wind mit ihrem Volkstum machen. Unser Herr Kaiser selbst ist noch in Frankfurt gekrönt worden, und wenn er auch seit ein paar Jahren aufgehört hat, römisch-deutscher Kaiser zu sein, so haben deswegen doch wir nicht aufgehört, Deutsche zu sein, die unter seinem Szepter in Österreich leben und auch da zu Hause sind. Und der Herr Kaiser und seine Regierung lassen uns auch beständig daran erinnern, daß wir Deutsche sind, und je näher die Franzosengefahr heranrückt, umso beweglicher rufen sie das Gefühl in uns an, das halt doch einen jeden zwingt, ob er mag oder nicht, sein Volk gern zu haben."

„Gut!" sagte der Schroll befriedigt. „In dem Punkt verstehen wir uns also. Wir sind Deutsche und werden es bleiben. Aber nicht dadurch werden wir deutsche Bürger bleiben, daß wir uns zum Kanonen-

futter hergeben, sondern durch unsern deutschen Fleiß, durch unsere Arbeit und durch unsere deutsche Kultur. Denn es können schwere Zeiten für uns kommen, in denen die anderen Stände, die im Staate zählen, uns verlassen und wir um unser Volkstum ringen müssen. Was soll dann aus uns werden, wenn wir unser Haus nicht rechtzeitig bestellt haben? Seit der Rheinische Fürstenbund, der mit dem Bonaparte geht, das alte deutsche Reich gesprengt hat und wir das neue Kaisertum haben, seither kenn' ich mich nicht mehr recht aus in der Welt. Aber so viel seh' ich, daß unsere Politik alle paar Monat' ein anderes Gesicht macht, und daß sie uns heut freundliche und morgen wieder grantige Nasenlöcher zeigt, ganz wie sie mag. Und darum, mein' ich, müssen wir auf unserer Hut sein. Heute wird das Volksgefühl in uns aufgerufen, aber laß gut sein, das kann sich alles wieder legen, wenn der Krieg vorüber ist. Ich will nicht sagen, daß List darin ist; aber Willkür ist darin, und was ein Einzelner heute schafft, kann morgen ein Einzelner wieder zunichte machen. Jetzt findet der Stadion: einheizen ist gut, wir könnten ein kleines Feuerl brauchen. Nachher wird er oder ein anderer, der nach ihm kommt, vielleicht finden: unterducken ist halt doch noch besser."

„Gerade darum," rief Lebold, „müssen wir Deutsche in Österreich zeigen, daß wir unser Vaterland gern haben, und daß wir rechte Österreicher sind, die für Kaiser und Reich durch Wasser und Feuer gehen."

„Nein," sagte der Schroll, „gerade darum müssen wir zeigen, daß wir weiter blicken, als unsere Nase reicht. Der Napoleon, der ist keine wirkliche Gefahr für Österreich. Freilich gibt er alle paar Jahr' eine neue Landkarte von Europa heraus; aber glaubst du denn, daß diese Landkarten, die er mit seiner Degenspitze in den Sand zeichnet, Bestand haben können? Über Nacht wird der Wind sie verwehen, denn was

Dauer haben soll, muß aus einem sittlichen Keim und aus einer tieferen Überzeugung hervorwachsen. Seine Triebkraft aber ist nichts als persönlicher Ehrgeiz und Geringschätzung der Menschennatur, und die Selbstsucht, die ihn heute emporführt, wird ihn morgen stürzen. Darum sollen die gegen ihn kämpfen, die Soldaten von Beruf sind, oder die nichts besseres zu tun haben. Wir Bürger aber müssen uns aufsparen für das, was nachher kommen wird. Dann erst fängt die wahre Gefahr für unser Vaterland an, dem der Napoleon gegen seinen Willen in mancher Hinsicht sogar nützlich geworden ist. Denn es ist ein Glück für unser Vaterland gewesen, daß man ihm mit geistigem Stillstand nicht Herr werden kann, und daß man ein bissel gescheit sein muß, um gegen ihn, den letzten Sohn der Göttin der Vernunft, wenigstens mit einiger Aussicht auf Erfolg zu kämpfen!"

Sie fuhren sich jetzt wiederholt ein jeder mit der Hand durch die Haare, der Vater durch seine weißen, und der Sohn durch seine schwarzen.

„Der Herr Vater bringt es ja fast so heraus," rief Lebold aufgebracht, „als ob wir dem Napoleon noch dankbar sein müßten! Sollen wir Bürger uns vielleicht darüber freuen, daß er unsern Kaiser und unser Vaterland bedroht und knebeln will?"

„So ist es nicht gemeint," sagte der Schroll hitzig. „Aber unsere guten Kräfte sollen wir schonen und zusammenhalten! Der Bonaparte, der dreht sich schon selbst den Strick! Wenn er aber einmal abgetan ist, dann werden wir Bürger allein dafür zu sorgen haben, daß es in Österreich vorwärts geht. Denn der Adel und die Geistlichkeit, die Soldaten und die Bauern, die werden nicht dafür sorgen. Du kannst das alles heute noch nicht recht verstehen; aber wenn du als Bandmacher würdest freigesprochen sein, hab' ich mir vorgesetzt, dir einen Einblick aufzutun, wie es in Wahrheit in der Welt ausschaut und zugeht. Denn trotz aller Zensur und Rezensur hab' ich mir immer

Bücher und Schriften zu verschaffen gewußt und in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, manches gelesen und auch viel nachgedacht über unser liebes, altes Österreich. Und da bin ich zu der Einsicht gekommen, daß die Zukunft dieses Reiches ein starkes deutsches Bürgertum braucht. Aus ihm hat es seit Hunderten von Jahren seine Kraft geschöpft, aus ihm wird es auch in Zukunft seine Kraft schöpfen müssen. Denn Freiheit und Fortschritt sind von unserm Herrgott dem Bürger zum Aufbewahren anvertraut, und in jedem Staatswesen gibt es zwei große Gewichter wie bei einer Bandmühl'. Das eine, das Seidengewicht, welches bewirkt, daß die Kette nicht zu geschwind abläuft, das ist der Adel, Militär-, Beamten- und Bauernstand zusammengenommen. Das andere aber, das Bandgewicht, das das fertig gewebte Band weiterschiebt und bewirkt, daß der Weber immer wieder so viel neue Kette vor sich hat, als er verweben kann, das ist der Bürgerstand. Du weißt es recht gut, daß das Bandgewicht immer ein wenig schwerer sein muß als das Seidengewicht, weil sonst der ganze Umlauf stocken tät' und die Arbeit nicht vom Fleck käm'. Und geradeso muß der Bürgerstand in einem Staate nach der Seite ziehen, nach der es vorwärts gehen soll, weil die anderen Stände ohnedies schon genug zurückhalten und bremsen. Aber das kann er nur, wenn er ein gehöriges Gewicht in sich hat, und damit mein' ich aber nicht den Geldsack. Damit mein' ich vor allem einen reinen und gesunden Kern."

„Und wo könnte man den," rief Lebold, „besser bewähren als im Krieg?"

„Im Frieden!" sagte der Schroll. „Und das ist auch ungleich schwieriger, weil man dabei viel länger ausdauern und auch mehr wissen und können muß als rechtsum und linksum. Es kann eine Zeit kommen für uns deutsche Bürger in Österreich, wo wir uns und unsere deutsche Art werden verteidigen müssen im friedlichen Ringen mit den andern Völkern,

mit denen wir zusammenleben, und niemand wird uns dabei helfen können, ganz allein werden wir stehen. Und dann wird es nicht bloß darauf ankommen, wer am wohlhabendsten ist. Es wird auch nicht bloß darauf ankommen, wer am fleißigsten, einfachsten, sparsamsten und gescheitesten ist. Dasjenige Volk wird das stärkste sein, das das größte Kapital an freier sittlicher Überzeugung in sich hat. Da wird es nicht genug sein mit ein bissel Freisinnigtun. Denn wenn es nur dazu käm' und zu sonst nichts weiter, dann wär' der dritte Stand, der jetzt hinaufkommt, wert, von einem vierten verdrängt zu werden. Der innere Zug nach Freiheit und Selbständigkeit, der in der deutschen Natur liegt, der muß sich mit der wahren Lehre Christi verschmelzen, die auch, entgegen allem Formenwesen, einen jeden für sich innerlich stark und frei machen will. Wenn wir es so weit bringen, dann dürfen wir vielleicht hoffen, daß wir mitbauen werden am großen Dom der Zukunft."

Er erhob sich, trat ans Fenster und lehnte die Stirn gegen die Scheibe. Es war schon dämmerig geworden, und nur schwach zeichneten sich am Novemberhimmel die Umrisse des Laurenziturmes ab, der in der Ferne aufragte, und von dem jetzt in langen, tiefen Schwingungen das Geläut der Abendglocke scholl. Auch Lebold war aufgestanden. Vater und Sohn schwiegen und lauschten, ihren Empfindungen hingegeben, dem Ton der Glocke. Erst als sie verstummt war, wendete der Schroll sich um. Es schien, als ob er jetzt eine Antwort, eine Entscheidung erwarte.

„Ich dank' Ihnen, Herr Vater," sagte Lebold. „Ich glaub', ich versteh', was Sie meinen. Ich will an Ihre Worte denken, denn auch ein Soldat kann sie brauchen."

„Dann verstehst du mich nicht," sagte der Schroll mit verhaltenem Unwillen. „Was ich meine, das läßt sich nur durch Freiheit und Arbeit gewinnen; beim Gamaschenknopfdienst wird es sich nicht finden

lassen. Aber wenn du durchaus auf deinen freien Willen und auf den Gebrauch deiner Vernunft verzichten und eine Livree tragen willst, so tu, was du nicht lassen kannst!"

„Es ist nicht mehr, wie es einst gewesen ist," sagte Lebold, „daß der Soldat wie ein Landsknecht hinzieht und kaum recht weiß, für wen er sein Blut verströmt, außer daß er es für Sold tut. Denn der Kaiser und der Erzherzog Generalissimus haben erkannt, daß Haubenstöcke in Uniform nicht stark genug sind, den Thron und das Vaterland gegen den Ansturm der Feinde zu verteidigen, und darum haben sie sich erinnert, daß es auch bei uns ein treues und liebendes Volk gibt. Und das erste Mal, daß sie sich Mühe gegeben haben, es zu suchen, da sollen wir uns nicht finden lassen? Dann hätten die Franzosen ja recht, wenn sie uns über die Achsel ansehen und sagen: Ihr nennt unsern Empereur einen Gewaltherrscher, daneben sind wir aber doch Franzosen, während ihr nichts als Untertanen seid! Nein, Vater, jetzt wollen wir ihnen zeigen, daß wir nicht bloße Untertanen, daß wir Deutsche in Österreich und Männer sind!"

„Du beharrst also dabei," fragte der Schroll mit einer vor Erregung zitternden Stimme, „dich gegen meinen Willen aufzulehnen?"

Nur einen kurzen Augenblick zögerte Lebold. Er war der Sohn seines Vaters. Was er sich einmal gründlich überlegt und vorgesetzt hatte, davon ging er nicht leicht wieder ab.

„Ja, Vater," sagte er fest, „ich bleibe bei meinem Entschluß!"

„Dann haben wir zwei nichts mehr miteinander zu reden," sagte der Schroll und verließ wuchtigen Schrittes das Zimmer.

* *
*

Der erste Schnee war gefallen, aber die Sonne hatte ihn rasch von den Dächern geleckt. Eine Reihe von schönen, klaren Wintertagen trocknete das Erdreich, und das Gras im Guguckgarten sehnte sich nach Feuchtigkeit und nach dem flaumigen, weißen Deckbett, mit dem es sich sonst gern zudeckte, wenn es kalt wurde und Weihnachten vor der Tür stand.

Der alte Salzküfel ging durch den Hof und stieg ins Stockwerk hinauf, um den neuen Schweifrahmen zu besuchen, auf dem eine Kette für ihn geschweift wurde. Als er sah, daß die Schweiferin bald damit fertig wurde, war er zufrieden und freute sich auf die neue Arbeit. Der neue Schweifrahmen war halt doch etwas wert, das mußte jeder zugeben, dem nicht gerade der — Zornpünkel einen ungebetenen Besuch abstattete. Er arbeitete mindestens ebenso akkurat wie die alten und jedenfalls rascher. Behaglich sah der Salzküfel eine Weile der Schweiferin zu, wie sie die Kurbel drehte. Da würd' er also morgen mit dem Aufbäumen beginnen können, meinte er. Für heute hätt' er ohnedies noch an der alten Kette zu weben. Sie mög' es der Andreherin sagen, daß sie sich für ihn bereit halte.

Es wurden nämlich die Fäden einer neu aufgebäumten Kette in der Regel an die noch vorhandenen Fäden der früheren Kette angedreht, um das mühsame Durchziehen jedes einzelnen Kettenfadens durch die Augen der Litzen und zwischen den Zähnen des Rietes zu ersparen. Eine eigene Andreherin besorgte dieses Geschäft, deren Daumen und Zeigefinger durch die stets gleiche anstrengende Hantierung abgemagert waren und wie die Knochenfinger eines Totengerippes aussahen.

Das Kästchen, das der Fadenführer oder die Katz' genannt wurde, und das soeben langsam am Pfosten des Schweifrahmens hinaufkletterte, lenkte, wie es fast jedesmal geschah, wenn der Salzküfel am neuen Schweifrahmen vorüberging, seine Aufmerksamkeit

auf sich. Und wie fast jedesmal, machte er sich auch jetzt den Spaß, seinen alten Pudelpinscher damit zu necken.

„Diwrisl, wo ist das Katzerl?"

Aber Diwrisl kannte den Scherz zur Genüge und fand ihn nachgerade langweilig. Für dieses „Katzerl" interessierte er sich nicht. Er tat, als hätt' er nicht gehört, und sah beharrlich nach der andern Seite. Der Salzküfel jedoch, der manchmal schon etwas kindisch wurde, gab sich nicht damit zufrieden und wiederholte in immer aufreizenderem Tone seine Frage. Da tat Diwrisl ihm endlich den Gefallen und kläffte ein paarmal, machte aber ein Gesicht dabei, daß es fast beschämend für den Salzküfel war. Der kümmerte sich indessen nicht darum und lachte vor Vergnügen.

Die Kaplanek, die in der Nähe an ihrer Windmaschine auf und nieder ging und sie mit dem Fuß in Bewegung hielt, hatte eine unheilverkündende Miene aufgesetzt.

„Man soll den Teufel nicht an die Wand malen!" rief sie herüber.

Immer noch lachend und sehr zufrieden verließ der Großvater den Saal und ging mit seinem Hunde die Treppe hinunter. In dem Augenblick aber, als sie in den Hof traten, lief eine wirkliche Katze, eine große, schwarze, mitten durch den Hof gegen den Garten. Diwrisl mochte noch eine gewisse Verstimmung in sich fühlen, daß er immer mit einer falschen Katze gereizt wurde. Er war überhaupt leicht empfindlich und gekränkt und spürte schon lange, daß niemand im Hause es ihm recht zutrauen wollte, mit einer richtigen Katze fertig zu werden. Und gar so alt sei er ja doch noch nicht, meinte er. Besonders sein Herr, der Salzküfel, der hatte immer eine förmliche Angst, daß ihm eine Katze begegnen könnte. Als ob es ein Unglück gewesen wäre! Und als ob er rein gar nichts mehr taugen tät'!

Das kochte schon lange in ihm. Und jetzt übermannte ihn der Zorn und verjüngte ihn, wie es die Leidenschaft immer tut, und ehe sein Herr ihn zurückhalten konnte, flog er wie ein Pfeil durch die ganze Länge des Hofes und stürzte sich auf die Feindin. Die schwarze Katze machte einen Buckel und fauchte und zog sich, während sie mit der Pranke Ohrfeigen austeilte, langsam gegen das Gartengitter zurück. Was nützte es, daß Diwrisl seine zahnlosen Kiefer bleckte? Er fühlte seine ganze Ohnmacht, und das steigerte nur seinen Ingrimm, so daß er blind auf das wehrhafte Tier losfuhr. Dieses hatte bald erkannt, daß Diwrisls Zähne nicht bissen, und indem es wie ein kleiner Panther gegen den Feind ansprang, wischte es ihm ein paarmal mit den Krallen über Gesicht und Kopf.

Der alte Salzküfel schrie und setzte sich in Trab und kam gelaufen. Wettl, die zufällig einen Blick durchs Fenster getan hatte, flog die Treppe herunter und mit wehenden Kleidern durch den Hof: „Gsch, gsch! Gsch, gsch!“ Roslini stürzte aus ihrer Tür und klatschte in die Hände: „Gsch, gsch! Gsch, gsch!“ Oben im Webesaal hatte man des Großvaters Angstrufe gehört, ein Fenster flog auf und ein Wurfgeschoß durch die Luft. Es war ein Schlappschuh des Vincenz, der mit bewundernswerter Treffsicherheit der schwarzen Katze auf den gekrümmten Buckel sauste. Und nun fegte auch mit angstverzerrtem Gesicht die Kaplanek heran, die berufene Hüterin des Hauses und des Hofes: „Gsch, gsch! Gsch, gsch!“ Und in atemlosem Laufen schwang sie einen großen Reisigbesen in den Händen.

Der Vincenz hatte die Schlacht entschieden und die Feindin durch seine artilleristische Leistung zum Rückzug gezwungen. Sie glitt wie ein Aal zwischen den Stäben des Gartengitters hindurch und ergriff die Flucht. Aber schon war das Unheil geschehen. Mit wehleidigem Winseln schleppte Diwrisl sich zu

den Füßen seines Herrn, ein Ohr hing ihm blutend herunter, und die roten Tropfen fielen auf den Boden. Der Salzküfel, bleich und zu Tode erschrocken, stammelte abgebrochene Laute, nahm seine braune Schirmkappe vom Kopf und griff sich an die Stirn, und auf einmal wurde ihm schwach und er wankte. Gerade noch rechtzeitig sprang Wettl hinzu, ihn zu stützen, sonst wär' er vermutlich der Länge nach auf das Pflaster hingeschlagen.

„Was haben Sie, Großvater?" rief Wettl ängstlich. „Was ist Ihnen denn?"

Aber er gab keine Antwort und blickte wie verloren um sich. Der ausgestandene Schreck oder das Laufen durch den Hof oder beides zusammen mochte ihm einen kleinen Nervenprall gegeben haben. Wettl und Frau Kaplanek faßten ihn unter den Armen und trugen ihn mehr in seine Stube, als daß sie ihn führten, denn seine Beine waren wie gelähmt und schlotterten. Sie wollten ihn ins Bett legen, aber er wehrte sich dagegen und wurde ganz zornig und deutete mit dem Kopf auf seinen Sitz am Webstuhl, daß er dahin geführt zu werden verlange. Kaum hatten sie ihn niedergelassen, so drehte er sich herum und ergriff die Weberlade, als ob er sogleich wieder zu weben anfangen wollte. Aber er hielt nur immer die Hände an der Weberlade und bewegte sie nicht und saß müde und teilnahmslos vor seinem Webstuhl.

Wettl eilte voller Bestürzung ins Magazin hinauf und berichtete dem Vater, was geschehen war. Der Guguck erschrak heftig und kam besorgt mit ihr herunter.

„Also, Herr Schwieger, was treiben Sie denn?" fragte er teilnehmend. „Tut Ihnen etwas weh?"

„Gar nichts, gar nichts!" lallte der Salzküfel und versuchte zu lächeln. Er blickte auf den Boden, nach der Stelle, wo sonst Diwrisl zu liegen pflegte, und sah dann alle der Reihe nach befremdet und

erschrocken an, und es war, als ob er nach seinem Hund fragen wollte.

„Dem Diwrisl fehlt gar nicht viel," sagte Wettl, „nur einen kleinen Kratzer übers Ohr hat er abgekriegt. Die Roslini pflegt ihn schon, und ich werd' ihn gleich bringen."

Sie eilte hinaus, und die Kaplanek folgte ihr. Die Roslini hatte in ihrer Stube ein Waschbecken bereit gestellt und wusch das verwundete Ohr des leise wimmernden Tieres. Alle drei halfen sie jetzt zusammen, die eine hielt den Diwrisl, die andere seinen Kopf, die dritte netzte die Wunde und kühlte sie. Dabei jammerte die Kaplanek, als hinge ihr selbst ein Ohr herunter, und kramte ihre ganzen Katzengeschichten aus. Sie hab' es ja immer gesagt, daß die schwarze Katz' ein Unhold sei und gar keine wirkliche Katz', und das müsse auch sein, sonst hätte sie nicht durch ein bloßes Anfauchen dem Salzküfel die Augen verbrennen können, daß er auf einmal nichts mehr gesehen hätt' und ganz damisch geworden wär'. Und sie glaube immer, der Basilisk, der in der Schönlaterngasse in einem Brunnen gesehen worden sei und einen Bäckerlehrling bloß mit seinem giftigen Blick umgebracht habe, das müsse in Wahrheit auch eine Katz' gewesen sein, denn da sei ein Basilisk noch ein unschuldiges Tier im Vergleich mit einer Katz'. Aber es gebe schon ein Mittel, nur wüßten es die meisten nicht, man brauche nur zu sagen „Kodel, der Wana ist gestorben," dann fahre jede Katz' aus der Haut und zum Schornstein hinaus, wenn gerade einer in der Nähe sei. Oder, wo das nichts helfe, müsse man sagen: „Nie, Na, Nanze, du sollst kommen zum Tanze," dann renne das Untier wie besessen davon und renne so lange, bis es Mitternacht wäre, und dann tanze es im Mondschein mit anderen Katzen im Wald oder am Bach, wo es gerade sei, aber wirklich auf den zwei Hinterpfoten, nicht auf allen Vieren.

Wettl hatte indessen das Ohr Diwrisls verpflastert und verbunden, so gut es gehen wollte, und trug ihn jetzt behutsam, wie man ein Wickelkind trägt, in des Salzküfels Gelaß hinüber. Als sie ihn an seinen gewohnten Platz zu des Großvaters Füßen niederließ, leckte Diwrisl dankbar ihre Hand, und über des Salzküfels Lederreinettengesicht glitt ein freudiges Aufleuchten. Er griff abermals nach der Weberlade, es schien, daß er das Gefühl hatte, jetzt sei alles wieder in Ordnung, jetzt könne er weiterweben. Aber er bewegte die Weberlade nicht und hielt nur immer die Hände daran; dabei sah er jedoch ganz vergnügt aus. Er mochte die Vorstellung haben, daß er an der Arbeit sei, und das befriedigte ihn, und glücklicherweise schien er sich dessen gar nicht bewußt zu werden, daß er nichts förderte.

Aber auf einmal entdeckte er, daß Wettl, Kebach und die Kaplanek noch in seinem Zimmer waren und ihn mit sorgendem Blick umstanden. Da machte er ganz unwillige Augen und winkte ihnen heftig mit der Hand, daß sie sich jetzt entfernen und ihn nicht länger in seiner Arbeit stören sollten. Es blieb ihnen nichts übrig als zu gehorchen. Aber jede Viertelstunde lief Wettl hinunter, öffnete leise die Tür und blickte in seine Stube. Und immer sah sie ihn bewegungslos vor seinem Webstuhl sitzen, wie er die Weberlade anfaßte oder die Schütze in der Hand hielt, als ob er sie gerade durch den Sprung werfen wollte. Aber er warf keine Schütze und schlug keinen Faden fest, und seine Füße ruhten und traten nicht wie gewöhnlich auf den Weberschemeln herum.

Der Guguck hatte inzwischen um einen Arzt geschickt, das war ein gar feiner, mit einer himmelblauen Atlasweste und zwei Uhren, deren kurze goldene Ketten ihm mit einem ganzen Haufen wunderlicher Berlocken rechts und links über dem Bauche klimperten. Aber zu sagen wußte er nicht viel. Er sagte nur, man könne nicht viel sagen, das Alter sei

es halt, und alles, was man sagen könne, sei, daß sich nichts Bestimmtes sagen lasse. Lang werde er es auf keinen Fall mehr machen, der alte Mann; ob er denn schon früher einmal einen Arzt gefragt hätte? Nein, meinte der Guguck, so viel er wisse, habe der Salzküfel noch nie einen Arzt gebraucht. Das hätte er sich gleich gedacht, sagte der Doktor, denn wenn er früher einen Arzt gefragt hätte, der hätt' es ihm schon längst gesagt, daß er eigentlich schon viel zu alt sei und bald einmal werde daran glauben müssen. Übrigens gehöre so ein alter Mensch, der schon mit anderthalb Füßen im Grab stehe, ins Bett und nicht an einen Webstuhl, und man möge ihn sogleich ins Bett legen, ob er wolle oder nicht. Ein so Alter habe überhaupt nichts mehr zu wollen, man müsse ihn behandeln wie ein Kind und keine Rücksicht darauf nehmen, ob es ihm recht sei, was man mit ihm mache, oder nicht.

Den Salzküfel ins Bett legen, das war aber auch leichter gesagt als getan. Er verschloß sich allem Zureden und wollte sich durchaus nicht zu Bett bringen lassen. Und daß es mit Gewalt geschehe, wie der Doktor gemeint hatte, das ließ Wettl nicht zu. Es sei gar nicht wahr, sagte sie, daß der Großvater schon wie ein Kind geworden sei, er wisse genau, was um ihn vorgehe, und was er wolle, und vielleicht besser, wieviel es geschlagen habe, als der Herr mit den zwei Uhren. Man ließ ihm also seinen Willen, und er blieb am Webstuhl sitzen. Zu Mittag brachte Wettl ihm das Essen, und er ließ sich gutwillig füttern; aber immer mußte sie ihn ermahnen: „So, Großvater, jetzt tun Sie wieder einmal beißen!“ Und wenn er dann gekaut hatte, mußte sie wieder sagen: „So, Großvater, jetzt tun Sie wieder einmal schlücken!“ Dann schluckte er gehorsam hinunter. Aber wenn sie ihn nicht immer daran erinnert hätte, so hätte er ganz darauf vergessen.

Als es Abend geworden war, ließ er sich von

Wettl und Frau Kaplanek gutwillig vom Webstuhl fortführen und zu Bett bringen. Er war gänzlich hilflos, konnte sich nicht allein auf den Beinen halten und stotterte nur ab und zu einmal ein Wort, das schwer verständlich blieb. Aber als Wettl Anstalt machte, die Nacht bei ihm zu wachen, durchschaute er sogleich ihre Absichten und gab durch Zeichen zu erkennen, daß er nicht einverstanden damit sei. Und als sie nicht nachgeben wollte, wurde er gleich wieder heftig und murrte so lange, bis sie einsah, es wäre besser, ihm seinen Willen zu tun. Denn sie spürte, daß es ihn gegrämt hätte, als Kranker behandelt zu werden, und daß es ihm seinen leidenden Zustand erst recht zu Bewußtsein gebracht hätte. Also sagte sie ihm Gutnacht und ging. Und schon nach einer halben Stunde, als sie sich leise wieder in sein Zimmer schlich, um zu horchen, erkannte sie an seinen festen und tiefen Atemzügen, daß er eingeschlafen war.

Vor Kummer und Sorge um den Großvater tat sie die ganze Nacht kein Auge zu und war in aller Früh' aus den Federn, um nach ihm zu sehen. Er lag schon wach, und auf ihre Frage, wie es ihm gehe, nickte er ihr fröhlich zu, als könnt' es ihm gar nicht besser gehn. Da er ihr zu erkennen gab, daß er aufstehen wolle, und ihre Bemühungen, ihn im Bette zu halten, abermals erfolglos blieben, so rief sie die Kaplanek, und die beiden Frauen kleideten ihn wieder an und führten ihn, wie er es wünschte, an seinen Webstuhl. Und sogleich faßte er wieder mit der Hand nach der Weberlade, überzeugte sich durch einen Blick, ob Diwrisl da sei, und saß unbeweglich still wie am vergangenen Tage. Und so am folgenden Tage wieder, ohne etwas zu sprechen, ohne klares Bewußtsein offenbar, aber anscheinend auch ohne Sorgen oder schwere Gedanken, und wie in der festen Überzeugung, daß er seine Arbeit verrichte wie gewöhnlich. Und auch am nächstnächsten Tage war es nicht anders und blieb Tag für Tag immer dasselbe, ohne ein An-

zeichen von Besserung. Man mußte schließlich die Hoffnung fast aufgeben, daß ihm die vollen Sinne wiederkehren würden, und noch froh sein, daß sein Zustand sich vorderhand nicht verschlimmerte, daß er weder körperlich noch seelisch zu leiden schien, und daß es vielmehr aussah, als wär' er ganz zufrieden und in sich beruhigt.

Das war ein trauriges Weihnachtsfest für Wettl und für das ganze Guguckshaus! Denn alle grämten sich um den alten Salzküfel.

Wettl betreute und pflegte ihn, so weit er es nur irgend zuließ. Die Kaplanek half ihr dabei und hatte guten Willen, aber daß ihr der Mund wie ein Mühlwerk ging, und daß sie immer neue Vorschläge und Mittel bereit hielt, ermüdete Wettl mehr als die Wartung des Kranken. So oft sie Wettls habhaft werden konnte, lag sie ihr mit einem neuen Einfall in den Ohren. Von den Augen, meinte sie, sei die Krankheit ausgegangen, wie die Katze den Salzküfel angefaucht habe; darum wolle sie Wettl zu bedenken geben, und die mög' es auch ihrem Vater sagen, ob es nicht ratsam wär', sich bei der heiligen Lucia ein Blattl einzulegen, denn die heilige Lucia habe die Augen über und könne sie bessern, wenn sie nur wolle. Und weil die schwarze Katz' vermutlich gar keine richtige Katze gewesen sei, so müßte man auch den heiligen Ignaz im Aug' behalten, denn der habe die Macht gegen Spuk und Gespensterschreck. Der Guguck mög' es doch um Gotteswillen nicht versäumen, der heilgen Lucia ein neues seidenes Mäntelchen und dem heiligen Ignaz ein silbernes Herz zu spendieren. Schaden könne es einmal sicher nicht, und vielleicht tät' es nützen. Überhaupt — wenn sie der Guguck wär', sie wüßte schon, was tun. Ihr käm' es auf ein paar Gulden und auf ein paar Ellen kostbaren Seidenzeugs nicht an, und schließlich sehe es jeder Heilige gern, wenn man ihm Verehrung erweise, und man könne gar nicht wissen, wo es dem

Salzküfel eigentlich fehle, und darum wär' es am besten, an alle Heiligen zu denken. Den heilgen Rochus allenfalls, den könne man übergehen, denn der sei gegen die Pest, und die Pest wär' es nicht, so viel wüßte man. Aber ob es nicht am Ende der Sand und Stein wäre? Dem könne der heilige Liborius abhelfen, und wenn es etwa von den Zähnen ausginge — denn die kleinen Kinder bekämen auch Fraisen vom Zahnen — dann wäre wieder die heilige Apollonia die richtige. Vielleicht sei es aber gar ein Halskrampf oder komme von der Brust, das heile der heilige Blasius besser als jeder Doktor. Auf keinen Fall aber dürfe man den heiligen Seraphin vergessen, denn die Sache daure jetzt schon lang, und der heilige Seraphin habe die langwierigen Krankheiten über.

Ein andermal legte sie wieder Wettl ans Herz, doch zuverlässig jeden Morgen mit dem Salzküfel das Siebenschlössergebet zu beten. Das sei von der heiligen Jungfrau Maria selbst ihrer Freundin, der heiligen Mechtild, geoffenbart und verhindere, daß ein Mensch ohne Empfang der heiligen Sakramente stürbe. Und daß der Salzküfel plötzlich abberufen werden könne, darauf müsse man jetzt doch jeden Augenblick gefaßt sein. Also, und das brauche man sich nur vorzustellen, wie schrecklich das wäre, wenn er ohne Ölung und geweihte Kerzen hinüber müßte! Und was für Vorwürfe sich Wettl nachher machen tät', wenn sie ihren Rat nicht befolgt und den Großvater nicht zum Siebenschlössergebet angehalten hätte!

Da ließ Wettl sich doch einmal von Ungeduld übermannen.

„Hören Sie mir auf mit solchen Faxen, vor denen dem lieben Gott selber graust! Ich werd' doch den armen alten Mann nicht quälen auch noch! Der kommt schon ohne Siebenschlössergebet in den Himmel, darauf können Sie sich verlassen!"

Einen Tag oder zwei gab die Kaplanek Frieden. Aber nicht lange, so fiel ihr wieder etwas neues ein.

Dieses sollte man nicht unterlassen, und jenes sollte man probieren, und Katzenfleisch sei gut gegen viele Krankheiten, und sie möchte zwar keines essen, aber dem Salzküfel könne man ja einreden, es sei Hasenbraten. Und wenn Wettl auch das nicht wolle, so möge sie ihm doch wenigstens ein Peter-Martyrkreuzlein um den Hals hängen, das könne ihm doch auf keinen Fall schaden. Am Dreikönigstag wollte sie dem Salzküfel durchaus geweihtes heiliges Dreikönigswasser zu trinken geben. Er mochte es aber nicht, weil es abgestanden war, und verlangte frisches. Da seufzte sie und sagte zu Roslini, es sei ein Kreuz mit ihm, gegen alles Heilsame sperre er sich, und Wettl unterstütze noch seine Widerspenstigkeit. Wie könne er dann wieder gesund werden! Schließlich vertröstete sie sich auf Ostern. Am Palmsonntag würde sie ihm drei geweihte Palmkatzerln mitbringen, und die müsse er bei nüchternem Magen verschlucken, damit er wenigstens kein Fieber bekäme.

Wettl fand die gutgemeinte Fürsorglichkeit des geschwätzigen Weibleins nachgerade unerträglich. Und da sie merkte, daß auch der Großvater sie nicht gern um sich hatte, dagegen immer so dankbar und herzlich blickte, wenn Wettl ihm einen Handgriff machte, so schob sie die Kaplanek beiseite und tat lieber allein die doppelte Arbeit. Nun war sie den ganzen Tag auf den Beinen, treppab und treppauf, und oft erhob sie sich mitten in der Nacht von ihrem Lager, warf schnell warme Kleider um und schlich hinunter, um zu lauschen, ob der Großvater nicht am Ende ihrer bedürfe. Es wäre eine große Erleichterung für sie gewesen, wenn sie sich hätte in seiner Stube eine Liegerstatt aufschlagen können. Aber er wachte ängstlich über seinem Rechte, des Nachts allein zu bleiben. Daß man ihm willfahrte, mochte er in helleren Augenblicken als einen Beweis dafür betrachten, daß er nicht arg krank sein könne. Das fühlte sie, und diesen Trost wollte sie ihm nicht rauben. So war sie Tag

und Nacht geteilten Herzens, immer oben und unten zugleich, von ruhigem, ungestörtem Schlaf wußte sie längst nichts mehr. Und sie hatte so viel Plage und Sorge mit ihm, daß sie all ihres sonstigen Kummers vergaß.

* *
*

Am Tage Sylvester war ein großes Gestöber vor den Fenstern. Das alte Jahr beeilte sich, die ungeheuren Schneemassen, mit denen es schon lange trächtig ging, noch schnell loszuwerden, um dem neuen einen richtigen Winter zu hinterlassen. Wettl hatte durch die weiße Einöde einen Lehrjungen in die Schottenfelder Kirchengasse gesendet, mit einer Zeile an Fany, um ihr und dem ganzen englischen Lordhause ein recht glückliches neues Jahr zu wünschen. Sie könne nicht selbst kommen, entschuldigte sie sich, weil der Zustand des Großvaters ihr nicht erlaube, das Haus auch nur für einen Augenblick zu verlassen. Dafür kam Fany am Neujahrstag herüber und saß mit Wettl in der großen Wohnstube, wo Wettls Bett und vor dem Fenster ihr Kavilierstock, vor dem andern Fenster aber der riesige Zampelstuhl des Meisters stand. Dem jungen Mädchen war es sogleich aufgefallen, daß Fany einfacher als gewöhnlich gekleidet war und keinerlei Schmuck trug. Und wie sie nun einander gegenübersaßen und sie die Freundin aufmerksam betrachten konnte, kam es ihr vor, als ob Fany verweinte Augen hätte.

Wettl hatte bekümmert vom Großvater erzählt, der alle ihre Gedanken in Anspruch nahm. Jetzt unterbrach sie sich und schwieg. Es ging ihr durch den Sinn, wie oft es doch vorkomme, daß wir andere mit unseren Sorgen überschütten und die stumme Stimme nicht hören, mit der sie uns leise um ein wenig Aufmerksamkeit und Teilnahme für ihre eigenen Anliegen zu bitten scheinen. Ein wenig beschämt und die Pforten ihres Herzens gleichsam weit öffnend,

um das Leid der Freundin mitfühlend aufzunehmen, ergriff sie ihre Hand.

„Und du, Fany, tragst auch Kummer! Sag mir, wie kann man das neue Jahr mit Weinen beginnen?“

Fanys Augen füllten sich sogleich wieder mit Tränen, und ihre kleinen, weißen Zähne bissen auf die Lippen.

„Du wirst es ja wissen, was über uns gekommen ist....“

Nichts wußte Wettl, gar nichts. Sie erschrak. Sie getraute sich fast nicht zu fragen. War denn im englischen Lordhaus auch jemand krank? Ihr erster Gedanke war, den Pimperonkel könnte bei seiner Beleibtheit ein Schlagfluß gerührt haben.

„Das ganze Haus ist krank,“ sagte Fany bitter. „Hat dir denn dein Herr Vater nichts erzählt?“

Nichts, kein Wort hatte er ihr gesagt.

„Der Schwiegervater hat schwere Verluste erlitten,“ sagte Fany. „Knapp, daß wir am Konkurs vorbeigerutscht sind. Denk einmal, was das für eine Schande gewesen wär'! Wenn dein Herr Vater nicht Bürgschaft geleistet hätte, so wär' die Wetterwolke kaum an uns vorübergezogen. Ihm danken wir's in erster Reihe, weil er auch geholfen hat, alles in Ordnung zu bringen und klarzustellen. Und wie die Kreditoren gesehen haben, daß er sich um die Sache annimmt, so ist gleich eine Beruhigung eingetreten, und niemand hat mit seinen Forderungen pressiert. Da war also wenigstens Zeit gewonnen. Ja, in einem solchen Falle, da lernt man seine Freunde kennen!“

„Und ist denn jetzt die Gefahr vorüber?“ fragte Wettl bleich und fast zitternd.

„Ich glaub', sie ist vorüber. Die türkische und die Scheuklappen-Tante haben dem Lordhaus ihr ganzes Vermögen zur Verfügung gestellt. Hättest du das für möglich gehalten? Und wir haben uns

immer nur lustig über die beiden gemacht. Ja, bei solchen Gelegenheiten lernt man seine Freunde kennen," wiederholte sie.

Wettl atmete auf und sagte einiges Tröstliches. Wenn also die Gefahr vorüber sei, dann brauche man sich ja keinen düsteren Gedanken mehr hinzugeben. Die Sache würde sich schon wieder einrenken, und ein paar günstige Jahre würden alle Verluste wettmachen. Nur obenauf bleiben, das sei die Hauptsache. Und die Wünsche, die einem die Leute zu Neujahr darbrächten, die hätten wirklich einen guten Sinn. Denn der Vincenz und die anderen Gesellen und die Lehrbuben und die Roslini und die Kaplanek, alle sprächen sie jedes Neujahr immer wieder dieselben Worte, und ihr Wunsch sei stets der gleiche: Gesundheit, Zufriedenheit und ein langes Leben. Und die Zufriedenheit sei auch wirklich die Hauptsach', denn die könne nur aus dem Guten kommen, und ein Mensch mit einem bösen Herzen sei auch immer unzufrieden. Aber die Gesundheit, die sei freilich die Grundlage für alles andere. Das erkenne sie erst jetzt so recht, wo es mit dem armen Großvater schlimm stehe.

„Schau, Fany," sagte sie, „wenn jemand von euch schwerkrank oder gar unheilbar wäre, das wär' doch noch viel böser! Das Unglück, das über euch gekommen ist, das läßt sich wieder gutmachen, wenn ihr nur alle zusammensteht und euch gegenseitig helft. Vielleicht wird es euch sogar zum Segen, und ihr lernt jetzt erst recht euch aneinanderschließen."

Fany weinte.

„Siehst du, Kind, das ist es ja, was mich eigentlich, bedrückt. Daß wir uns jetzt einschränken müssen, und daß alles Überflüssige verkauft worden ist — darein könnt' ich mich finden. Ich hab' die schönen Sachen gern gehabt, schöne Kleider und Schmuck und Möbel und alles, was zu einem angenehmen Leben gehört. Aber nur, weil ich mir immer gedacht hab':

es ist ja da, warum denn also nicht? Wenn ich aber weiß, daß es nicht sein kann — gar so eng ist mein Herz mit dem Plunder auch nicht verwachsen! Ich hab' von jeher die Dinge genommen, wie sie sind. Müssen wir uns einschränken — na, angenehm ist es gerade nicht, besonders wegen der andern Leute, die dann über einen spotten und einem vorhalten, wie viel Geld man früher unnötigerweise ausgegeben hätt'. Aber ich bin die letzte, die deswegen gleich den Kopf hängen läßt. Ich kann auch eine bescheidenere Wirtschaft machen, warum denn nicht, wenn es sein muß! Daran werd' ich mich bald gewöhnt haben!"

„Und was ist es denn nachher eigentlich," fragte Wettl, „was dich bekümmert? Dein Mann, der Thomas, der hat dich doch gern, und der wird sicher tun, was er kann, dir alles so leicht wie möglich zu machen."

„Bei ihm ist schwer sich auskennen," sagte Fany. „Gerade wie Thomas die Sache aufnimmt, das kränkt mich am meisten. Für sich selbst würd' er es leicht tragen — höchstens, daß er sein Pirutsch und sein Pferd hat verkaufen müssen, geht ihm nahe, allein er verwindet es. Aber daß ich, seine Frau, jetzt auf das Überflüssige verzichten muß, daß er mir keine wertvollen Geschenke mehr machen kann, und daß ich ein bissel in der Hauswirtschaft mithelfen soll — das ist für ihn das bitterste. Ich spür' es, er glaubt in seinem Innern, daß ich ihn nur wegen seines Geldes genommen hab', und meint, jetzt sei es mit meiner Lieb' aus, weil er nichts mehr hat. No, ich weiß es ja nicht, ob ich ihn damals genommen hätt', wenn er arm gewesen wär'. Aber heilig wahr ist es, daß ich ihn jetzt im Unglück aufrichtig liebgewonnen hab'."

„Darüber müßt' er sich doch freuen?" meinte Wettl. „Wie ich den Thomas kenn', wär' es ihm ein Trost im Leid, wenn er das wüßte."

„Ich kann es ihm nicht recht zeigen," sagte Fany, „weil er mir immer so fern und fremd bleibt. Weil

er mich immer so eigentümlich schonend behandelt, so als ob er mir etwas angetan hätte, oder als ob er mir Abbitte leisten wollt'. Siehst du, Wettl, das ist hart für mich. In der bösen Zeit, die wir jetzt durchgemacht haben, da hat sich der Thomas so wacker und männlich gehalten, daß ich erst recht erkennen gelernt hab', was an ihm ist. Und so zartfühlend ist er dabei gewesen und so ohne jeden Vorwurf gegen mich — mit jedem Tage hab' ich ihn lieber gewinnen müssen. Ich hab' ihn jetzt wirklich von Herzen gern, und doch kann ich es ihm nicht beweisen. Ich fühle, daß er Liebe brauchen würde, und spür' es doch genau, er glaubt mir nicht recht, daß ich ihn gern hab'. Es ist immer etwas wie ein Argwohn in ihm, als ob ich nur aus Mitleid bei ihm blieb' und am liebsten davonliefe. Das macht mich recht unglücklich, und ich weiß mir keinen Rat," sagte sie und brach neuerdings in Tränen aus.

Wettl wußte auch keinen Rat, und so half sie ihr wenigstens ein bißchen weinen und benützte die Gelegenheit, sich gleichzeitig auch über den Großvater auszuweinen.

Der Guguck kam aus dem Magazin herüber, wo er die Glückwünsche der Leute entgegengenommen und ihnen Neujahrsgelder ausgeteilt hatte. Sie hatten ihm alle „Gesundheit, Zufriedenheit und langes Leben" gewünscht, und zum Schluß sagte ein jedes: „Und bitte ferner . . . ." Man mußte sich hinzudenken, um was sie eigentlich „ferner" baten. Vermutlich um weitere Gewogenheit und Nachsicht und dergleichen. Aber so schöne Worte brachte keiner heraus, und der Guguck wußte schon, was gemeint war, und erleichterte ihnen die Sache, indem er sich gemütlich für die guten Wünsche bedankte und sagte, es sei schon gut, und er sei immer recht zufrieden gewesen.

Er wünschte jetzt auch Fany Glück und meinte, sie mög' es nicht so arg schwer nehmen, es sei kein

Anlaß, das neue Jahr mit Trübsalblasen zu beginnen. Den alten Leuten würd' es freilich ein bissel hart ankommen, daß sie sich jetzt auf einmal einschränken sollten. Aber sie sei noch jung und könne dem Schicksal dankbar dafür sein, daß sie es beizeiten lerne. Überdies würde das Lordhaus durch Fleiß und Sparsamkeit bald wieder zu Wohlstand kommen, da sei ihm gar nicht bang.

„Sie ist eh' ganz vernünftig," sagte Wettl, „und nicht deswegen hat sie geweint, weil sie sich jetzt nach der Decke strecken muß. Nur über den Thomas kränkt sie sich, daß er so fremd mit ihr tut und nicht recht glauben will, daß sie ihm sein Kreuz gern tragen hilft."

„Na ja," meinte der Guguck, „dem Thomas wird es halt gehn wie dem Spinnerich, der sich auch nie recht traut, seiner Herzallerliebsten nahe zu kommen, weil er nie sicher weiß, ob sie sich gern haben lassen wird, oder ob sie ihn am End' auffrißt."

„Aber der Herr Onkel macht mich gar schlecht!" rief Fany, ihre Tränen trocknend. „Als ob ich durch und durch ein launenhaftes Frauenzimmer wär'."

„Laß gut sein," sagte der Guguck, „ich weiß schon, daß etwas an dir ist. Aber dieses Leben voll von Assemblees und Theatern, Tänzen und Pirutschaden war nicht das richtige für dich. Für euch alle war es nicht das richtige. Denn wenn jeden Augenblick etwas los ist, und heut' soll man an dieses und morgen wieder an ein anderes Vergnügen denken, da muß einer ja wie der Hahn auf dem Kirchdach werden, daß er sich nur immer rundumerdum dreht und jedem Lüfterl nachgibt und vor lauter Lüfterln nicht mehr weiß, nach welcher Seite daß er sich drehen soll. Sei froh, daß ihr endlich von dem Kirchendach heruntergestiegen seid! Jetzt seid ihr doch wieder euer eigener Herr und könnt ehrlich im Hof nach Körndeln kratzen. Und die Freud', die ihr haben werdet, wenn ihr eins findet!"

Man hörte Leute die Treppe heraufkommen. Der Guguck erhob sich und öffnete die Tür, die nahe an Wettls Bett nach der Hofstiege führte. Der Pimperonkel kam und seine Frau, die englische Lady, und Thomas. Sie wollten gutes Neujahr wünschen, sie fühlten sich dem Guguckshaus verpflichtet. Der Lord hatte etwas gealtert, sah aber lange nicht so verfallen aus wie an dem Tage, wo er dem Guguck seine neuen Hochsprungstühle gezeigt und jene hitzige Unterredung mit Schabsel gehabt hatte. Die großartige Weste mit der schönen Menagerie war freilich einer einfacheren aus schwarzem Plüsch gewichen. Aber seine Laune hatte er wiedergefunden. Er glaubte schon wieder an sich und seinen Stern und fühlte sich, wie es Kebach vorausgesagt hatte, wirklich um vieles behaglicher, seit der überflüssige Kram beim Teufel war. Und überdies war er jetzt jener ständigen, quälenden Sorgen ledig, die ihm das „Negozieren" bereitet hatte.

Auch die englische Lady ließ vom überstandenen Schreck nicht viel merken und ruschelte lebendig im Zimmer umher, befühlte die Seide an Wettls Kavilierstock und betrachtete bewundernd das Gewebe auf Kebachs großem Zampelstuhl. Jetzt im Winter hatte sie doch dem Griechentum entsagt und trug einen Hut mit einer ungeheuren, an die Schläfen anliegenden Blende, der ihre Erscheinung dem Typus der Scheuklappentante annäherte. Thomas verhielt sich, wie es überhaupt seine Art war, zurückhaltend, war schweigsam und beobachtete verstohlen seine Frau und auch Wettl, die sich in Fany hineindenken konnte und sich am liebsten mit ihr hinter einer spanischen Wand verkrochen hätte. Denn sie fürchtete, daß er an den geröteten Augen und Nasenspitzen bald erkennen würde, daß sie alle zwei geweint hatten. Und daraus würde er vermutlich schließen, daß Fany über den verlorenen Wohlstand gejammert, und daß sie dann beide deswegen geheult hätten. So mußte das Miß-

verständnis zwischen den jungen Eheleuten immer größer werden, und die Kluft, die sie trennte, sich noch erweitern und vertiefen. Ohnedies hätte Wettl längst nach dem Großvater sehen sollen. Sie ergriff gerne die Veranlassung, wenigstens ihren Anblick dem forschenden Auge des jungen Pimper zu entziehen, und eilte hinab. Und bevor sie beim Großvater eintrat, nahm sie etwas Schnee von einem der großen Schneehügel, die im Hofe aufgehäuft lagen, und wusch sich die Augen damit.

Der alte Salzküfel saß wie immer ruhig an seinem Webstuhl, ohne zu arbeiten, und Diwrisl dessen Ohr längst wieder heil war, lag aufmerksam zu seinen Füßen. Wie es dem Großvater gehe, fragte Wettl, und ob er nichts von ihr brauche? Es fiel ihr auf, daß er eingesunkener dasaß als sonst, daß aber hingegen der Blick, mit dem er sie ins Auge faßte, nicht ganz den verlorenen Ausdruck hatte wie in letzter Zeit immer, sondern mehr an den früheren Salzküfel erinnerte. Wie es ihm gehe? wiederholte sie, zwischen Sorge und Hoffnung schwankend.

„Bergab," sagte er schwach. Er hob seine Hand und streichelte über die ihrige. „Meine gute, treue Wettl! . . ."

Er hatte seit lange nicht so deutlich gesprochen und so klares Verständnis bewiesen. Die Tränen wollten ihr aus den Augen stürzen, aber sie beherrschte sich mit übermenschlicher Kraft, um ihn nicht zu betrüben und zu erschrecken. Eine fürchterliche Angst kam über sie. Sie hatte einmal gehört, daß oft unmittelbar vor dem Tode plötzlich wieder Geistesklarheit eintreten könne, gleichsam ein letztes Aufflackern. . . . .

„Ans Sterben wird es halt gehen," sagte er vollkommen deutlich. Sein altes, zufriedenes Salzküfel-Lächeln spielte ihm um den faltigen Mund. „Hab' schon so viel zusammengebracht in meinem

Leben — werd' ich das auch noch zusammenbringen. Gelt Wettl?"

Was ihm denn einfalle? Eine neue Kette sei für ihn geschweift, die müsse er doch verweben! Und dann würde der Winter bald vorüber sein, und es würde Frühling werden, und er würde mit Herrn Tollrian wieder auf der Bank im Garten sitzen und die Spatzen im wilden Wein zwitschern hören. Sie lachte fröhlich — nie hätte sie geahnt, daß sie sich selbst in solchem Maße in der Gewalt haben könnte.

Ihre zuversichtlichen Worte beeinflußten seine Gedankengänge, das war deutlich zu merken.

„Wie Gott will," sagte er, sich aufrichtend. „Vorderhand web' ich halt weiter, so lang ich kann. Kannst wieder gehn, Wettl, ich brauch' nichts. Mußt mich nicht allweil in der Arbeit stören. Am Feierabend, nachher plauschen wir miteinander, gelt?"

Er drehte sich zu seinem Webstuhl und suchte nach der Schütze, die hinuntergefallen war. Wettl hob sie auf und gab sie ihm in die Hand. Damit war er zufrieden und hielt die Schütze in der Rechten, und mit der Linken faßte er die Weberlade. Und dann sank er wieder in sich zusammen und saß unbeweglich und stierte ins Blaue. Sie richtete noch eine Frage an ihn und bemerkte, daß er wieder in seinen alten Zustand geistiger Trübung zurückverfallen war. Wirklich nur wie ein Aufflackern war es gewesen. Und gerade dieses plötzliche Zurückkehren der Sinne, dem eine umso größere Erschöpfung folgte, beunruhigte sie.

Leise entfernte sie sich, um wieder ins Stockwerk hinaufzugehen. Auf der Treppe blieb sie einen Augenblick stehen und wischte sich die Tränen ab, die ihr hervorquollen. Jetzt, meinte sie, müsse man wohl jede Stunde auf das herannahende Ende gefaßt sein. In der Wohnstube hatte sich inzwischen auch der Webstuhlmechaniker Schweibenroider eingefunden, um

gutes Neujahr zu wünschen. Und die Roslini war soeben gekommen und hatte dem Guguck „Gesundheit, Zufriedenheit und langes Leben" gewünscht. Gerade als Wettl eintrat, sagte sie „Und bitte ferner . ." und wollte dem „Herrn Verwandten" das Päckchen mit dem Zins geben. Und der Guguck sagte, was ihr denn einfalle, das Kammerl im Hof brauche er ohnedies nicht, und das Leerstehen sei besonders im Winter den Mauern schädlich, und fremde Leute würde er ja doch nicht ins Haus nehmen. . . . .

Wettl hörte das alles wie aus der Ferne; wie durch eine Wand klangen die Stimmen an ihr Ohr, und alles, was sie sah, kam ihr fast fremd vor, so als ob sie sich wundern müßt', daß es zu ihrem Leben gehörte. All ihre Sinne waren überanstrengt durch die Selbstbeherrschung, die sie dem Großvater gegenüber hatte üben müssen. Man fragte sie, wie es ihm gehe? Eine Stimme aus ihr heraus antwortete traurig und wenig hoffnungsvoll.

Die englische Lady war auf das neue Jahr nicht gut zu sprechen. So schlimm habe noch keines begonnen, sagte sie. Überall, wohin man komme, gebe es unglückliche Gesichter und Tränen. Auf dem Schrollhaus, wo sie eben gewesen seien, laste schwer der Widerstreit zwischen Vater und Sohn. Beide hätten sie eiserne Köpfe, und die arme Mutter und die jüngeren Geschwister müßten darunter leiden und es entgelten. Im Guguckshaus sei es wieder der arme Großvater, dem es schlecht gehe, und dessen leidender Zustand nur die schlimmsten Befürchtungen erwecken könne. Und wie es im Lordhaus stehe, wüßten ohnedies alle zur Genüge; man habe sich ja schließlich dreingefunden, aber wenn man so zurückschaue, wie es noch am letzten Neujahrstag gewesen, so müßte einem doch das Herz weh tun. Und kurz und gut, wohin man blicke, nichts als Kummer und Sorgen! Alle Gattungen Mißgeschick wären vertreten, und es sei gerade, als hätt' ein Teufel sich hingesetzt, um für

jede Familie etwas Besonderes auszudenken. Nein, für so einen Jahresanfang bedanke sie sich!

„Das ist alles noch vom letzten Jahr her," sagte der Guguck. „Darum fängt ja das neue Jahr an, damit es besser werden kann als das alte. Vielleicht hat es die schönsten Vorsätz' — wer wird es denn kopfscheu machen und schon am ersten Jänner zu schimpfen anfangen! Nichts da! Am Neujahrstag muß man an alles Gute glauben und zu Mittag einen Schweinsrüssel essen, dann geht es schon vorwärts."

„Fürs Geschäft," meinte der Pimperonkel, „wird dasmal freilich auch kein Schweinsrüssel nichts nützen. Denn daß das neue Jahr ein Kriegsjahr wird, das ist leider das einzige Gewisse, was man von ihm weiß."

„Gerade deswegen," rief der Guguck, „erwart' ich mir Gutes vom neuen Jahr. Denn wenn die Parlezvous Plesche kriegen, nachher drehn wir einmal den Spieß um und setzen den Napoleon ab. Dann hat die Welt endlich eine Ruh', und die Geschäfte werden gehn wie geschmiert. Und der alte Schroll, der ist freilich nur ein Bandmacher, aber er wird schon auch gescheiter werden und mit sich reden lassen, wenn sein Lebold mit einem Eichenlaub auf dem Hut wieder heimkommt. No, und der Großvater — wer weiß, ob der sich nicht doch noch herausmaust. Wenn wir ihn ins Bett gelegt hätten, wie der Doktor es geschafft hat, da wär' er sicher schon gestorben. Aber so lang er sich einbildet, daß er arbeitet, so lang stirbt er nicht. Man muß ihn nur immer bei dem Glauben erhalten, daß eine neue Kette für ihn geschweift ist, und schon auf ihn wartet. Sobald man ihm das sagt, da schaut er einen immer an, gottikeit ich darf ja noch nicht Feierabend machen, ich hab' ja noch was zu tun! Und ich glaub' immer, das wird ihm über die schlimmste Zeit hinüberhelfen."

„Es ist schad'," meinte Schweibenroider, „daß man einem Menschen ein schadhaft gewordenes Radel nicht auswechseln kann. Da sind die Dokters halt

noch weit hinter uns Mechanikern zurück. Aber das sag' ich auch, was der Guguck sagt: Ich bin froh, daß ein Kriegsjahr kommt; und wenn wir nicht am End' die Lombardei zurückerobern, so kann's fürs Geschäft nur gut sein, daß endlich diese Spannung und Unsicherheit aufhört, die jetzt in der Luft liegt."

„Und ist es denn wirklich schon so sicher, daß Krieg wird?" fragte Roslini bescheiden.

„Ich hab' gerade den Reckenschuß von der ‚Munteren Tyrolerin' begegnet," erzählte Schweibenroider. „Der sagt mir, daß die Bürgerwehr schon in der nächsten Zeit die Wachposten in der Stadt bezieht, und daß der Krieg schon eine ausgemachte Sach' sein soll."

„Schon eine ausgemachte Sach'?" rief Fany und warf unwillkürlich einen erschrockenen Blick auf Wettl hinüber.

„No ja," sagte der Pimperonkel, „wenn die Bürgermiliz die Wachposten in der Stadt übernimmt, das bedeutet, daß das reguläre Militär und die Landwehr ausmarschiert."

„Bevor keine bessere Jahreszeit eintritt," meinte Thomas, „geht es sicher nicht los."

„Mir kann's recht sein, ob heut' oder morgen," sagte Schweibenroider. „Ich fürcht' dasmal nichts, keinen Napoleon und keinen Teufel. Sogar wenn die Franzosen wieder bis auf Wien kämen — ich bin sicher, mir kann nichts geschehen."

„Und warum denn gerade dir nicht?" wollte der Guguck wissen.

„No —" meinte der Mechaniker, „ich hab' doch auf eigene Kosten einen Landwehrmann ausgerüstet! Im äußersten Notfall stell' ich den halt als Wachposten vor mein Haustor."

Jetzt lachten alle und sagten, der Landwehrmann den er ausgerüstet hätt', müsse doch mit den andern marschieren und seinem Kommandanten folgen, der könne doch nicht vor der „Roten Latern'" in der

Kandelgasse Schildwach' stehn und den Schweibenroider bewachen! Dem Pimperonkel wackelte der Bauch, und die Lachtränen liefen ihm über die Wangen.

„Mir scheint, du glaubst, Schweibenroider, daß der Landwehrmann dir gehört, weil du ihn ausgerüstet hast?"

Der Mechaniker ärgerte sich.

„Weißt, englischer Lord, auslachen brauchst mich deswegen nicht, und du auch nicht, Guguck! Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Und alle zwei tätet ihr vielleicht noch einmal froh sein, wenn ihr auch euren eigenen Landwehrmann hättet. No, ich bin keiner, der etwas nachträgt, und im Notfall braucht ihr nur zu mir zu schicken, so leih' ich euch den meinigen."

Er blieb dabei, daß es sein Landwehrmann sei, und ließ sich nicht ausreden, daß er im Falle der Not über ihn verfügen und ihn zur Bewachung seines Hauses verwenden dürfe. Aber er würde wahrscheinlich gar keinen Gebrauch davon machen, denn deswegen habe er ihn nicht ausgerüstet, sondern fürs Vaterland; und nur für die äußerste Gefahr allenfalls würde er sich seines Rechtes bedienen. Denn dieses Recht besitze er, das sei einmal so, er habe es ganz bestimmt gehört und wisse es sicher. Auch sei es eigentlich nur recht und billig, denn einen ganzen Mann ausrüsten, das koste schon etwas. Und einen, der das tue, den könne man doch nicht schutzlos der Willkür des Feindes preisgeben.

„Na alsdann, streiten wir nicht!" sagte der Guguck schließlich. „Davon kann ja eh' keine Red' sein, daß die Parlezvous bis auf Wien kommen. Wo wir Schottenfelder so viel für die Landwehr gezeichnet haben!"

* *
*

Der Werksgeselle Vincenz stand im Hof des Gugueckshauses und handhabte einen großen Reisigbesen. Die grimmige Kälte der ersten Jännerwochen

hatte die riesigen Schneehaufen, die das verflossene Jahr zurückgelassen, zu einer festen Eismasse zusammengebacken, und ein paarmal war neuer Schnee darauf gefallen und hatte sie noch vergrößert, und der neue Schnee war wieder festgefroren, so daß man schließlich meinen konnte, wenigstens bis in die Hundstage hinein würde noch ein Restchen dieser zuckerharten Gletscher im Hofe liegen bleiben. Aber dann war plötzlich Tauwetter eingetreten, und alles begann zu rinnen. Auf dem Blech der Dachtraufen hämmerten Tag und Nacht die fallenden Tropfen, und die Gletscher sanken zusammen wie ein Eierschaumauflauf, der zu lang am Feuer steht, und liefen förmlich davon. Im Garten standen neben den noch vorhandenen Schneeflecken stille, dunkle Weiher, in denen sich die kahlen Bäume und Büsche und die Mauern und Dächer spiegelten, und im Hof rieselten von allen Seiten braune Bäche, fast sah es aus wie im Werd und in Liechtental, wenn der Eisstoß losbricht und die Donau die tiefer gelegenen Vorstädte überschwemmt. Diesen Fluten Herr zu werden, war die Kaplanek allein nicht imstande, dazu bedurfte es schon einer männlichen Kraft. Und der Vincenz war froh, seine Arme gebrauchen und seinen Tatendrang befriedigen zu können. Er stellte sich vor, daß er der Herrgott sei, oder wenigstens der Erzherzog Generalissimus, und die braunen Schlammwogen, die er mit wuchtigen Besenstreichen ins Kanalgitter fegte, das waren die Franzosen, von denen er das Land säuberte.

Aus dem Gelaß des alten Salzküfels trat Wettl heraus. Sie hob ihr Kleid hoch und sah sich nach Inseln um. Der Vincenz eilte herbei, um ihr einen Pfad zu kehren.

„Wie geht es denn dem Großvater?“ fragte er, während sie wartete.

„Immer gleich,“ sagte sie traurig. „Nicht schlechter, aber auch nicht besser.“

Im Stockwerk wurde ein Fenster aufgemacht. Der struppige Kopf des Gesellen Schnaus zeigte sich.

„Vincenz, der Meister fragt, warum Sie nicht bei der Arbeit bleiben?“

„Ich kann doch das Guguckshaus nicht ersaufen lassen!“ gab er maulend zurück, und zu Wettl sagte er: „Hat er mich gewiß wieder beim Meister verzunden, als ob ich spazieren gehen tät'!“

Beide blickten sie auf: es klirrte etwas auf dem Pflaster des Hofes. Erstaunt sahen sie zwei stattliche, goldbetreßte Uniformen sich nähern. Der Nachbar Reckenschuß war es, von der „Munteren Tyrolerin“ in der Zieglergasse, und der Zeugmacher Lorenz Bargetti von der „Hollerstauden“ in der Wendelstadt, alle zwei in voller Gala als Hauptleute der Bürgermiliz. Sie traten vorsichtig auf, um ihre Pracht nicht zu beschmutzen, und dem Reckenschuß kam nach jedem zweiten Schritt der Degen zwischen die Beine, so daß er beständig Gefahr lief hinzuschlagen. Übellaunig fragte er Wettl, ob der Guguck zu sprechen wäre? Sie bejahte und führte die Herren hinauf. Der Vincenz sah ihnen nach, Mund und Augen standen ihm offen. Ein neuer Hoffnungsstrahl fiel in sein verdüstertes Herz. Er hatte es noch nicht verwunden, daß er bei der Landwehr nicht angekommen war, und grämte sich im stillen darüber. Wie wär' es, meinte er jetzt, wenn er es mit der Bürgerwehr versuchte? Bei der Bürgerwehr würden sie doch einen altgedienten Krieger nicht zurückweisen, der noch überdies kurrent und latein schreiben konnte!

Entschlossen lehnte er seinen Besen in die Ecke — jetzt mochte der Schnaus dafür sorgen, daß das Guguckshaus nicht ersaufe, ihn rief das Vaterland! Daß gleich zwei Bürgerhauptleute auf einmal ins Haus gekommen waren — was konnte es anderes sein als ein Wink des Schicksals! Vincenz begab sich in seine Kammer, legte sein Sonntagsgewand an, rasierte sich und unterzog seine äußere Erscheinung einer

gründlichen Prüfung. Freilich konnte er sich in dem halbblinden, nicht viel über handgroßen Spiegel, den er besaß, nur stückweise betrachten; aber im Geiste verschmolz er die einzelnen Teile seiner Gestalt, die der Spiegel ihm zeigte, zu einem einheitlichen Ganzen, von dem er ohne jede Voreingenommenheit behaupten zu dürfen glaubte, daß es noch immer stramm und stattlich genug aussehe und keiner Truppe zur Schande gereichen würde.

Inzwischen machten oben in der großen Wohnstube die beiden goldbetreßten Herren vergebliche Versuche, den Guguck noch in letzter Stunde zum Eintritt in die Bürgerwehr zu bereden. Der Reckenschuß war an diesem Morgen mit dem linken Fuß aufgestanden und hatte, während er seine schöne Uniform anlegte, über das scheußliche Trantschwetter geseufzt, das die ganze Stadt in ein Meer von Straßenkot tauchte. Um die Mittagsstunde sollte die Bürgerwehr der schottischen Freigründe sich auf dem Holzplatzl versammeln und dann unter seinem Kommando auf den Hof marschieren, um die Hauptwache zu übernehmen. Das war gewiß höchst ehrenvoll, aber er fand, daß es auch an einem Tag hätte geschehen können, wo die Straßen weniger schmutzig waren. Überhaupt sah es jetzt beinahe aus, als wolle man die Bürgerwehr auf einmal furchtbar ernst nehmen und wie richtiges Militär verwenden! Das paßte ihm nicht recht; so hatte er nicht gewettet! Er war mißmutig darüber, sich auf dieses leidige Soldatenwesen eingelassen zu haben. Warum tat er eigentlich mit? Warum sollte gerade er die Suppe auslöffeln, während andere leer ausgingen? Am meisten ärgerte ihn, daß sein Nachbar, der Guguck, es besser haben sollte als er, und um sein Herz zu erleichtern, hatte er beschlossen, den Guguck bei seinem Vaterlandsgefühl zu packen und womöglich zu überreden. Damit die Sache aber feierlicher und fast wie eine Abordnung aussehe, hatte er den Bürgerhauptmann Bargetti veranlaßt, mit ihm zu kommen.

„Sappermaudi, Tyrolerin und Hollerstauden!" rief der Guguck lachend, als die beiden Militärdilettanten bei ihm eintraten. „Geht ihr auf einen Maskenball, oder ist der Napoleon schon in Schönbrunn?"

Der Reckenschuß führte das Wort und brachte sein Anliegen vor; aber er verschoß sein Pulver unnütz. Der Guguck hatte seine bestimmten Ansichten über die Bürgerwehr. Sie gefalle ihm nicht, erklärte er unumwunden: erstens habe sie nach seinem Geschmack eine viel zu schöne Uniform — da müßt' er sich ja rein wie ein Kasperl vorkommen, wenn er so eine anzög'. Zweitens hätte die Bürgerwehr 1805 die Franzosen, wie sie in Wien waren, unterstützt und ihnen bei Aufrechterhaltung der Ordnung geholfen, als ob es gar nicht die Feinde wären. Und drittens hätte sie sogar den Napoleon selbst in Schönbrunn bewacht, damit ihm nur ja nichts geschehe! Und das fehlte ihm gerade noch, meinte er, daß er in der äußersten Not des Vaterlandes vielleicht einen Polizeimann zur Unterstützung der Parlezvous oder eine Leibgard' für den korsischen Katzelmacher abgeben müßt'!

„So, jetzt wißt ihr es, und jetzt könnt ihr wieder gehen und sagen, es war nichts."

Da alle Gegenvorstellungen fruchtlos blieben, mußten die beiden Goldbetreßten schließlich unverrichteter Dinge wieder abziehen. Im Hof trat ihnen der sorgfältig geschniegelte Vincenz entgegen, stellte sich als Held von Austerlitz vor und bot ihnen seine Dienste an. Er hatte aber wiederum an der unrechten Tür angeklopft, denn zur Bürgerwehr wurden nur Bürger genommen. Indessen machte Bargetti, dem des Werksgesellen vaterländischer Eifer wohlgefiel, ihn auf das Hohenzollersche Kürassierregiment aufmerksam, das gestern zur St. Marcuslinie hereingeritten sei und seinen Werbetisch auf dem kaiserlichen Hofburgplatz aufgeschlagen habe. Wie das möglich sei?

fragte Reckenschuß erstaunt. Es sei das ehemalige Dampierresche Dragonerregiment, erklärte Bargetti, durch das Ferdinand II. einst aus der bedrängten Lage befreit wurde, in die die protestantischen Stände bei einer Audienz in der Hofburg ihn versetzt hatten. Seither genieße das Regiment das Vorrecht, jederzeit in die kaiserliche Burg einreiten zu dürfen. Von diesem Vorrecht habe es gestern Gebrauch gemacht, der Oberste sei vom Kaiser empfangen, und das Offizierkorps vom Generalissimus bewirtet worden, und darauf habe der Kaiser dem Regiment gestattet, drei Tage lang im Burghof selbst eine öffentliche Werbung zu veranstalten.

Sobald Vincenz diese Botschaft vernommen hatte, war er nicht mehr zu halten. Er hätte sich jetzt entschlossen, erklärte er dem Meister, ein Hohenzollerscher Kürassier zu werden; bei den Reitern würde man ihm die vernarbte Wunde am Fuß doch sicher nicht als Untauglichkeitsgrund anrechnen können. Feurig und den Kopf voll von Zibeben verließ er das Guguckshaus und zog, der kaiserlichen Burg entgegen, die Mariahilferstraße hinunter, die wie in ein großes Kriegslager verwandelt schien. Überall waren Piquetpferde und Militärkarren zu sehen und ganze Züge von Leiterwagen, die Lebensmittel in die Lagerhäuser der Stadt schafften; überall wimmelte es von Soldaten und Offizieren, die noch ihre letzten Einkäufe besorgten, und von jungen Leuten, die auf ihren Mützen und Hüten künstliche Blumen und Silberflitter als Zeichen der Auslosung oder des Einrückens trugen. Bei der Kirche im Schöff begegnete er dem Lebold aus dem Schrollhaus in der Uniform eines Landwehrmannes, der ihm sagte, es heiße, der Krieg wäre schon längst erklärt worden, wenn die Rüstungen nicht ein wenig im Rückstand geblieben wären. Aber sicher sei es, daß die Kriegserklärung höchstens noch ein paar Wochen auf sich warten lassen könne. Fast trunken vor Begeisterung setzte Vincenz seinen Weg fort.

Der Guguck hatte seinen Werksgesellen mit einem verborgenen Lächeln ziehen lassen. Er konnte nicht recht daran glauben, daß sie bei den Hohenzoller-Kürassieren wirklich auf den Vincenz warteten. Darum war er nicht sonderlich überrascht, als er ihn am Abend wieder zum Tore des Guguckshauses hereinschleichen sah, genau so geknickt wie damals, da man ihn bei der Landwehr zurückgewiesen hatte. Er dauerte ihn nachgerade; es war doch seltsam, daß der Ärmste keine Gelegenheit finden konnte, seinen vaterländischen Opfermut zu betätigen! Wo es denn diesmal gefehlt habe? fragte er. Der Vincenz war tief betrübt und wischte sich sogar ab und zu mit dem Handrücken über die Augen. Ein Kürassierreiter, habe man ihm gesagt, müsse einen „korpulenten Körper" haben. Als ob er gar so ein Krispinderl wäre!

„Mach dir nichts daraus," tröstete ihn der Guguck. „Wenn sie dich nicht brauchen, um so besser: ein Zeichen, daß sie sich zutrauen, es auch ohne dich zu richten!"

„Aber sagen Sie mir einmal aufrichtig, Herr Meister," fragte Vincenz bekümmert, „schau' ich denn wirklich gar so z'nicht aus?"

„Ah belei!" versicherte der Guguck; „wenn ich der Kaiser wär', tät ich dich auf der Stell' in die Leibgard' einreihen!"

Da leuchtete das Gesicht des Vincenz. Er ging in seine Kammer, zog seine Sonntagskluft aus und war in den folgenden Tagen mit einem Eifer bei der Arbeit wie schon lange nicht.

* *
*

Kaum war der Schnee weggeschmolzen, so fing es abermals zu schneien an und wollte gar nicht mehr aufhören. Es war die Zeit, wo einem ein warmer Ofen, in dem das Feuer singt, wie ein guter Freund

vorkommt. An einem Abend saß der Guguck mit Wettl in der großen Wohnstube bei der Ölfunse und blätterte in einem Büchlein, das er in der Hand hielt.

„Sonderbar,“ sagte er, „im Toleranz-Boten steht, daß man den Februar auch Taumond heißen kann, wenn man mag. Und jetzt haben wir doch schon Mitte Februar, und es schneit noch alleweil wie nicht gescheit!“

Er erwartete Antwort, erhielt aber keine, blickte auf und sah, daß Wettl leise weinte. Was sie denn habe, und ob ihr am End' etwas fehle? fragte er bestürzt.

„Geh, Wettl, sag mir's, was ist dir denn übers Leberl geloffen?“

Sie lächelte, und dabei stieß sie der Bock. Es sei fast aus Freude, daß sie ein bissel habe weinen müssen. Denn seit ein paar Tagen komme es ihr vor, der Großvater fange an sich zu erholen. Das sei aber nicht so ein unheimliches Aufflackern wie damals, um Neujahr herum. Sondern ganz langsam, mit jedem Tag, werde es ein klein wenig besser mit ihm. Schon seit ein, zwei Wochen bemerke sie es, habe sich aber nicht recht daran zu glauben getraut. Heut' aber hab' er auf einmal wieder gewebt! Wirklich gewebt, nicht nur so am Webstuhl gesessen! Und wie sie dazugekommen, hab' er sie vergnügt und zufrieden angeschaut, ganz wie gewöhnlich, und dann auch ein bißchen mit ihr geplaudert, beinah' so, als ob ihm nie etwas gefehlt hätt'.

Der Guguck freute sich mit ihr, und sie gingen an diesem Abend beruhigter zu Bett als seit langer Zeit. Wettl hatte sich nicht getäuscht: die Besserung im Befinden des Salzküfels war kein scheinhaftes Aufflackern, sondern wirklich ein allmähliches Zurückkehren seiner Sinne und Kräfte. Er begann wieder zu weben, freilich im Anfang nur ein paar halbe Stunden und dann ein paar Stunden im Tag, und dazwischen rastete er immer wieder und saß nur an

seinem Webstuhl, ohne zu weben. Aber die Ruhepausen wurden mit jedem Tage kürzer, und die Arbeitszeiten verlängerten sich. Es war, als ob neue Frühlingssäfte in den alten knorrigen Stamm einschössen. Er fing an wieder umherzugehen, erst in seinem Zimmer, später auch im Hof, und es dauerte nicht lang, so nahm er in allem und jedem sein gewohntes Leben wieder auf. Seine Geisteskräfte waren fast ungeschwächt wieder zurückgekehrt. In der Arbeit freilich leistete er weitaus nicht mehr dasselbe wie früher, aber er selbst merkte es nicht. Er lächelte stolz, wenn der Guguck und die Wettl, um ihm eine Freude zu machen, sich wunderten, wie schön seine Webe sei, und wie viel er gefördert hätte, und schien es zu glauben, wenn sie sagten, der Fleißigste und Geschickteste im Hause sei halt noch immer er.

Gern plauderte er jetzt, wenn er vom Weben müde geworden war, und dabei blieb er am Webstuhl sitzen, hielt die Schütze oder die Weberlade in der Hand und hatte offenbar das Gefühl, als sei er bei seiner Arbeit. Verworren redete er nie; aber Dinge aus längst vergangener Zeit gingen ihm manchmal durch den Kopf, er erzählte gern davon oder sprach wohl auch von ihnen wie von gegenwärtigen. Ganz ohne Zusammenhang begann er oft von diesem oder jenem zu reden, was ihm gerade einfiel, und Wettl, die so viel wie möglich in seiner Nähe weilte, weil sie wußte, daß ihn nichts froher machte, hörte ihm nicht ungern zu, weil sich in der Art, wie er die Sachen vorbrachte, gelegentlich sein ganzes Wesen aussprach.

„Das war ein gewisser Cataloni," fing er zum Beispiel ganz unvermittelt an, „der hat als erster das Lotto unternommen. Damals aber hat man es das Genueser Spiel geheißen — werden jetzt so ein fünfzig, sechzig Jahre her sein . . . In der kaiserlichen Reitschul' in der Hofburg haben die Ziehungen stattgefunden, da sind viele Leut' hingeloffen, und

viele haben ihr Geld verspielt. Und ich war auch oft dabei, aber ich weiß nicht, ich hab' immer Glück gehabt — ich hab' nie verloren!"

„Wirklich? Und gar nie hat der Herr Großvater verloren?" wunderte sich Wettl.

„Weil ich nämlich nie gesetzt hab'; so dumm war ich nicht!" sagte er lachend und freute sich unbändig, daß Wettl ihm aufgesessen sei.

Manchmal besuchte ihn auch der alte Tollrian und saß eine Weile bei ihm. Tiefsinnig, wie Tollrian immer war, bemerkte er einmal, während er ihm beim Weben zusah, vom Standpunkt des Seidenspinners sei das Zeugmachergewerbe ein grausam hartes, indem die arme Raupe, die sich hoffnungsvoll einspinne, um später als Schmetterling gen Himmel zu entflattern, meuchlings heiß abgesotten, ihrer eigentlichen Bestimmung entrissen werde, um der menschlichen Eitelkeit zu dienen. Er sei gottlob ein Mensch, erwiderte der Salzküfel, und könne die Dinge nicht vom Standpunkt einer Raupe aus betrachten. Jedenfalls dünke ihn das große Kopfabschneiden, das sie früher in Paris betrieben hätten, und das dem Tollrian so gut gefallen habe, grausamer als das Abbrühen schlummernder Kokons. Das sei nicht richtig, versetzte Tollrian, daß er das Kopfabschneiden gebilligt hätte; aber große Fortschritte auf allen Gebieten hätte die Revolution deswegen doch gebracht. . . .

„Wie hat man die Unglücklichen," rief er aus, „die freiwillig aus dem Leben gegangen sind, noch zur Zeit des Königtums in Paris behandelt! Ihr Andenken ehrlos erklärt, ihre Familie ehrlos, ihr Gut konfisziert, die Leiche mit einem Pfahl durchstoßen!"

„Hat ihnen nicht mehr weh getan," bemerkte der Salzküfel trocken.

„Beerdigte sogar," rief Tollrian entrüstet, „haben sie noch einmal ausgegraben und auf einem Schleif-

wagen, mit dem Kopf nach unten an den Füßen aufgehangen, durch die Straßen gezerrt!"

„Davon weiß ich nichts," sagte der Salzküfel. „Mein Webstuhl schwatzt ein gut Teil zusammen, wenn er so einen Tag lang klappert, von Früh bis Abend. Aber von diesen Dingen hat er mir noch nie nichts erzählt."

Einmal, als er wieder auf Besuch herüben war, schien Tollrian ganz besonders schwermütig und verbittert. Der Salzküfel erinnerte sich, daß der Geburtstag Schackerls sei. Dieser war nämlich, wie er immer etwas Besonderes hatte haben müssen, an einem 29. Februar auf die Welt gekommen, so daß er streng genommen nur jedes vierte Jahr seinen Geburtstag hatte; aber für gewöhnlich wurde der 28. dafür angenommen.

„Es tut mir in der Seele leid," sagte Tollrian mit einem galligen Lachen, „daß ich nicht weiß, wo der Taugenichts sich aufhält, sonst würd' ich ihm heute gern etwas schenken. Es ist eine gute Einrichtung, däucht mich, daß Eltern ihren Kindern zum Geburtstag Geschenke machen. Sie wollen ihnen damit gleichsam Abbitte dafür leisten, daß sie sie in die Welt gesetzt haben."

„Geh, hör auf," sagte der Salzküfel zornig, „jetzt redest du wieder einmal ganz dalkert. No ja, es muß einer ja schließlich damisch werden, wenn er sich nur alleweil in dem Rad drinnen dreht und dreht — weißt du, wie mein Eichhörndl, von dem ich dir einmal erzählt hab' —; statt daß er ruhig und geradeaus seinen Weg geht! Ein steinalter Bursch, wie ich bin, kann ich dir sagen: noch heute bin ich meinen Eltern dankbar, daß sie mich in die Welt gesetzt haben! Es ist freilich lang her und fast schon gar nicht mehr wahr, daß ich geboren worden bin — aber ich hab' damals eine Freud' darüber gehabt und hab' auch heut' noch eine Freud' darüber."

Tollrian mußte lachen.

„Damals wirst du wohl keine Freud' gehabt, sondern wie jedes neugeborene Kind geschrien haben!"

„Ja," meinte der Salzküfel, „geschrien werd' ich schon haben, aber nur aus lauter Freud'!"

Das erste, beharrte Tollrian, was ein Kind in dieser Jammerwelt tue, sei immer nur heulen und weinen, und der Salzküfel werde es im Wickelkissen auch nicht anders gemacht haben. Aber der Großvater blieb dabei und ließ es sich nicht ausreden: er könne es nicht glauben, daß er geweint habe, als er auf die Welt gekommen sei, das sehe ihm gar nicht ähnlich; und wenn er schon geschrien hätt', so könne es höchstens aus Freude darüber gewesen sein, daß er auf die Welt gekommen.

*　　*
*

Ein schöner Sonntag in den ersten Tagen des März lockte den Guguck und seine Tochter ins Freie. Auch der Pimperonkel, Thomas und Fany hielten mit. Die englische Lady zog es vor, zu Hause zu bleiben. Im Zimmer lief sie gern und lebhaft umher; aber Spazierengehen war ihr Fall nicht, es machte sie ungeduldig. Die Regelmäßigkeit und Stetigkeit, die dazu notwendig ist, lag nicht in ihrer Natur. Und es war auch kein Vergnügen, in ihrer Gesellschaft zu gehen. Entweder sie lief voraus, oder blieb stehen, um etwas Wichtiges zu sagen, oder war auf einmal weit hinter den anderen zurück, und man mußte auf sie warten.

Die kleine Gesellschaft fuhr von der Mariahilferlinie im Zeiselwagen bis nach Hietzing. Man hatte als Ziel den Schönbrunner Park ins Auge gefaßt. Es war ein wahrer Frühlingsnachmittag, aber die frisch zugestutzten Baumwände in den endlosen, weiträumigen Alleen standen noch kahl und braun. Dennoch hatte Wettl das Glück, an einem feucht-sonnigen Grasrand, unter dürrem Laub verborgen, ein wohl-

riechendes Veilchen zu finden. Sie freute sich darüber wie ein Kind. Immer war es ihr Frühlingstraum: Veilchen pflücken. Aber es kam so selten dazu. Entweder es war zu früh, wenn man hinauskam, oder es war zu spät. Und in der Zieglergasse wuchsen keine.

Überhaupt war Wettl fröhlich an diesem Nachmittag. Die Wiedergenesung des Großvaters hatte ihr Herz von einer schweren Sorge befreit. Und sie war so lange aus den Mauern des Guguckshauses nicht herausgekommen! Es dünkte sie eine Ewigkeit, daß sie kein größeres Stück Himmel gesehen hatte als den Ausschnitt, der zwischen Dächern und Feuermauern auf Hof und Garten herabblickte. Jetzt berauschte sie sich an der freiwehenden Luft und dem weiten Himmel und den ungeheuren, wahrhaft majestätischen Verhältnissen des kaiserlichen Parkes und ließ in den Glashäusern des botanischen Gartens ihre Einbildungskraft weite Reisen tun, in seltsame, exotische Länder, wo der Kokosbaum und der Kaffeebaum blühten und bunte, schmetterlingartige Vögelchen zwischen duftenden Vanillen, kafrischen Brotbäumen, Musapflanzen und Palmen flatterten. Bald war sie am Mississipi und bald am Ganges, bald auf Ceylon oder an den Küsten von Mona oder auf einer stillen Südseeinsel. In Käfigen oder freisitzend auf Stangen wurden auch andere seltene Vögel zwischen all dem fremdländischen Pflanzenwuchs gehalten, von denen man meinte, daß sie der feucht-warmen Treibhausluft bedürften, um fortzukommen. Da gab es Reissperlinge und Wittibvögel, kafrische Buschturteltauben und Paradeisvögel, von denen man sagte, daß sie in jedem Jahre Jüngling und Greis würden, und auch ein grellfarbiger Papagei war da, den der Guguck und der Pimperonkel beharrlich „Papagoy" nannten, sehr zur Erheiterung Fanys und Wettls. Aber die Herren behaupteten, man sage Papagoy, und „Papagei" sei falsch.

Aber in ihrer Fröhlichkeit verlor doch Wettl

die ernste Absicht nicht aus dem Auge, die sie auch ein wenig mit veranlaßt hatte, diesen Ausflug anzuregen und ins Werk zu setzen. Denn sie hatte sich vorgenommen, mit Thomas ein vernünftig Wort zu reden und womöglich eine Annäherung zwischen ihm und Fany herbeizuführen. Es bekümmerte sie, daß ein bloßes Mißverstehen das Glück der jungen Eheleute trüben sollte. Und als sie auf dem Wege vom Botanischen Garten nach der Menagerie Gelegenheit fand, mit Thomas allein vorauszugehen, und er ihr erzählte, es sei jüngst ein prächtiger neuer Auerstier im Tiergarten angekommen, da dachte sie, daß es oft am besten wäre, den Stier gleich bei den Hörnern zu fassen. Sie sagte, wie sehr sie sich freue, Fany fröhlich zu sehen, und wie bewundernswert es sei, daß sie sich so rasch und leicht in die geänderten Verhältnisse geschickt habe.

„Man sieht daraus," meinte sie, „wie treu sie zu dir hält, und wie gern sie dich hat."

Thomas wurde sogleich ernst und düster.

„Siehst du, Wettl, dir will ich es sagen. Es ist wahr, daß Fany sich bemüht, mir zu verbergen, wie bitter der Verlust unsres Vermögens sie enttäuscht. Und das ist gewiß schön von ihr. Aber daß sie bitter enttäuscht ist, das fühle ich trotzdem. Denn ich weiß jetzt, was ich früher nicht gewußt habe: daß sie mich nicht aus Liebe genommen hat."

Wie er das wissen könne? fragte Wettl. Und selbst wenn es wäre — warum Fany ihn nicht inzwischen dennoch wahrhaft lieb gewonnen haben könne? Sie habe schon öfter Beispiele von erst allmählich erwachter Neigung erzählen hören.

„Sie hat einen andern im Herzen getragen, als sie mir ihre Hand zur Ehe reichte," sagte Thomas. „Das hab' ich schon damals dunkel empfunden, aber mich darüber hinweggetäuscht. Jetzt weiß ich es bestimmt. Und daß dieser andere ihr noch immer im

Sinn liegt, das hab' ich gespürt, so lang wir verheiratet sind. Jetzt freilich, in der Zeit der Bedrängnis, ist sie gut zu mir und sucht mir meine Lage zu erleichtern, denn ein böses Herz hat sie nicht. Aber daß es nicht aus wirklicher Liebe zu mir geschieht, das weiß ich genau. Und seit ich volle Gewißheit darüber erlangt habe, daß ihr Herz nicht mir, sondern einem andern gehört hat, wie sie mit mir vor den Altar getreten ist, seither laß' ich mich nicht mehr täuschen."

„Wie kannst du über all diese Dinge Gewißheit haben!" sagte Wettl. „Ich glaub', du redest dich nur selbst in deine Zweifel hinein. Wer sollte Fany im Sinn liegen und wen sollt' sie geliebt haben, wie sie deine Frau geworden ist? Unter allen unsern Bekannten weiß ich niemand, an den ich denken könnt'."

„Schackerl ist es," sagte Thomas.

Wettl staunte. Schackerl sollt' es sein? Das wär' wohl ein ungefährlicher Nebenbuhler, dachte sie bei sich, von dem niemand wüßt', wo er sei, und ob er sich überhaupt noch unter den Lebenden befinde. Sie konnte nicht glauben, daß Fanys Herz an einer halb sagenhaften Gestalt hänge. Thomas schien ihre Gedanken zu erraten. Sie kenne Fany nicht, sagte er, wenn sie glaube, daß Schackerls Verschollenheit dazu beitrage, ihn bei ihr in Vergessenheit geraten zu lassen. Gerade das Abenteuerliche, Seltsame und Dunkle halte Fanys Erinnerung an Schackerl wach, und in ihrer Einbildung sei er wahrscheinlich zu einer Art Heldengestalt emporgewachsen. Er für sein Teil sei vollkommen überzeugt davon, daß Fany immer an Schackerl denke und sogar auf ihn warte und fest daran glaube, daß er unversehens eines Tages erscheinen würde, um sein Versprechen einzulösen und sie abzuholen und zu entführen. Wettl schüttelte den Kopf. Sie hätte nie geglaubt, daß Thomas so verdreht sein könne. Jetzt aber, meinte sie, hab' er sich rein in Hirngespinste verloren; denn von einem Ver-

sprechen Schackerls, Fany abzuholen und zu entführen, könne er unmöglich etwas wissen. Also müsse er zugeben, daß es nichts als erträumte und erfundene Vermutungen seien, durch die er sein und Fanys Glück gefährde.

„Leider weiß ich mehr, als du ahnst, Wettl," sagte er. „Erinnerst du dich an den hübschen, kostbaren Schreibkasten mit emaillierten Verzierungen und vergoldeten Beschlägen, den ich Fany einmal geschenkt hab'?"

Sie erinnerte sich wohl daran. Man habe das wertvolle Stück veräußern müssen, erzählte Thomas. Der Sicherheit halber hab' er vorher noch die Laden untersucht, und richtig hätte Fany in der Hast und Verwirrung, die damals bei ihnen herrschte, ein kleines Fach auszuräumen vergessen und Briefschaften darin zurückgelassen. Da hätt' er also glühende Briefe von der Hand Schackerls an Fany gefunden, und aus denen wäre hervorgegangen, daß sie sich miteinander versprochen hatten, und daß Fany um Schackerls Flucht wußte. Und im letzten Briefe am Tag vor seinem Verschwinden, habe er geschrieben, sie würde jetzt lang nichts mehr von ihm hören, aber eines Tages würde er plötzlich auf einem feurigen Pferde geritten kommen und sie zu sich in den Sattel heben und sie entführen. Wenn sie ihr Versprechen aber bräche und inzwischen einem andern angehöre, so würde er sie töten.

„Glaub mir, Wettl," sagte Thomas, „dieser Ton der Leidenschaft, wenn auch noch kindisch ausgesprochen, dieser Gedanke einer drohenden Gefahr, das Romantische der ganzen Geschichte — das alles ist wie dazu geschaffen, Fanys Kopf und Herz zu erhitzen. Und wenn sie sich auch nicht mehr vorstellt, daß er wirklich auf einem feurigen Pferd kommt und sie in den Sattel hebt — ich bin überzeugt: sie erwartet noch heute mit einem gewissen angenehmen Gruseln, daß er auf einmal auftaucht und da ist. No,

und ein reicher Mann bin ich nicht mehr — vielleicht ging' sie wirklich mit ihm, wenn er käme."

Wettl widersprach, doch war sie selbst durch seine Eröffnungen einigermaßen aus ihrer Bahn geworfen, und die volle Überzeugtheit und Sicherheit, mit der sie für Fany einzutreten gedachte, als sie das Gespräch begann, wollte sich nicht mehr ungeschmälert einstellen. Immerhin war es ihre aufrichtige Meinung, wenn sie sagte, es sei häßlich, aus der kindischen Überspanntheit halbwüchsiger junger Leute gleich einen so schweren Verdacht abzuleiten. Und wenn Thomas Schackerls Briefe gelesen habe, wozu er freilich kein Recht gehabt, so mög' er auch bedenken, daß diese Briefe ihm nie in die Hände gefallen wären, wenn Fany überhaupt noch daran dächte. Thomas aber ließ sich von seiner Überzeugung nicht abbringen und erwiderte, er wisse wohl, daß er die Briefe nicht hätte lesen dürfen, sei aber doch froh, es getan zu haben, denn nun wisse er wenigstens, woran er sei. Und daß sie ihm in die Hände gekommen, beweise nichts gegen seine Meinung; denn Fany wäre von je unachtsam in solchen Dingen gewesen und hätte oft etwas, das ihr wert war, Schmuckstücke und dergleichen, da oder dort liegen lassen und vergessen.

Ihr Zwiegespräch wurde jetzt unterbrochen, da der Guguck sie anrief. Sie hatten einen falschen Weg eingeschlagen und mußten ein Stück zurück. Gemeinsam trat die kleine Gesellschaft in den Tiergarten ein und kam zunächst in die Abteilung, in der sich die Merkwürdigkeiten befanden, ein Rehbock mit drei und eine Ziege mit fünf Füßen, ferner ein Hündchen, das mit einem Panther zusammen lebte und noch die Kühnheit hatte, seinen gefährlichen Genossen durch Sprünge und scherzhafte Bisse zu necken. Der Pimperonkel hielt sich den Bauch vor Lachen über das kecke Hunderl und war fast nicht weiterzubringen und ließ sich vom Wärter erzählen, daß der Panther nicht eher seine Nahrung berühre, bevor er nicht wisse,

daß das Hunderl gefressen habe. Jedes fand in einer andern Abteilung seinen Liebling. Fany bewunderte besonders die prächtig schillernden Pfauen und sagte, vielleicht nicht ohne Beziehung, die Natur habe diesem Tiere hundert Augen gegeben, und manchem Menschen seien seine zwei schon zu viel, und er schließe sie absichtlich zu. Der Guguck erwärmte sich für die Kamele und Trampeltiere, denen man es ansehe, daß der Schöpfer sie eigens für die Karawanen erschaffen habe. Dabei erinnerte er sich an Pimpers hoffärtige Weste, auf der auch ein Kamel eingewebt gewesen war, und der Pimperonkel lachte und sagte, er hätte sie gut aufgehoben und würde sie schon wieder anziehen, sobald er wieder übermütiger geworden wäre. Das Bisamschwein aus Südamerika und ein Adler, der so alt war, daß er sich rühmen konnte, einst im Besitze des Prinzen Eugen das Belvedere bewohnt zu haben, fesselten des jungen Pimper Aufmerksamkeit, und Wettl schloß besonders das schwedische Pudelpferdchen ins Herz, das zwischen den Büffeln und den Steineseln hauste und so klein und wollig war, daß man es wirklich für einen großen Pudel hätte halten können.

Der Eisbär hatte schon im März Hitzen und stand aufrecht in seinem kleinen Weiher und ruderte Semmelbrocken, die ein junger Mann ihm zuwarf, mit der Pranke in sein Gitter hinein, wenn sie beim Wurf an einen Eisenstab geprallt und außerhalb des Gitters ins Wasser gefallen waren. Den Bärenfütterer erkannten sie, als sie sich näherten, und er grüßte freudig überrascht, als er die Gesellschaft erblickte. Es war der Lebold aus dem Schrollhaus. Sie plauderten fröhlich mit ihm, und er gab Fany und Wettl und Thomas von seiner Semmel, und dann vergnügten sie sich gemeinsam damit, in den weit aufgesperrten bläulichen Rachen des Tieres zu zielen, und immer wenn eins getroffen hatte, zollten die andern Beifall wie bei einem Scheibenschießen.

Da auch Lebold den Park von der Hietzinger Seite betreten hatte und gleichfalls zum Penzinger Tor hinaus wollte, so war ihr Weg derselbe, und sie gingen gemeinsam weiter. Sie gelangten jetzt in die weiten, stillen Baumalleen, in denen sich die Menschen verloren, und kamen an allerhand Rätseln und Scherzen vorüber, wie sie die Gartenkunst des achtzehnten Jahrhunderts geliebt hatte. Gewundene Waldwege führten sie schließlich zur prunkenden Gloriette empor, und sie beschlossen, die Plattform zu ersteigen, um die Aussicht zu genießen. Die jungen Leute eilten leichtfüßig die enge Wendeltreppe hinauf, der Guguck folgte langsamer, und der Pimperonkel kam ganz zu hinterst, ansehnlich ächzend und schwitzend.

Aufatmend traten sie auf die Plattform des hoch und frei gelegenen Gebäudes hinaus, das weit im Umkreis die Gegend beherrschte. Da sahen sie zu ihren Füßen das offene Parterre des Parkes, von Baumspalieren eingefaßt, und sich gegenüber das stattliche Lustschloß mit seinen Hunderten von Fenstern. Und etwas ferner, gegen Nordost, breitete sich, in goldene Abendnebel getaucht, das Häusermeer der Riesenstadt, und das weite Marchfeld dahinter verdämmerte ins Unbestimmte, und die über seiner graubraunen Fläche brauenden Dünste flossen mit dem Himmel zusammen. Inmitten des unendlichen Gewoges von Dächern sahen sie den Stephansturm aufragen, und westlich davon den hochgelegenen Turm von St. Laurenz, und wie ein äußerster Vorposten des weit geschwungenen Berg- und Hügellandes, hinter welches langsam die untergehende Sonne niedertauchte, blickte der kühn bis an die Donau vorgeschobene Leopoldsberg gleich einem treuen Wächter auf die unübersehbare Ebene hinaus und auf die Kaiserstadt zu seinen Füßen, in der die rauhen Lüfte der Alpen und der Sudeten sich mit dem heißen Hauch des Ungarlandes mischten.

Lebold stand neben Wettl an der steinernen

Brustwehr. Sie blickten gemeinsam hinab und hinaus ....

„Wettl, sehen Sie diese Schönheit!“ sagte er bewegt und doch mit einem Tone des Jubels in der Brust. „Das ist unsre Vaterstadt, das ist unser Vaterland!“

Sie konnte fast kein Wort hervorbringen. Das großartige Bild der herrlich hingebreiteten Stadt, das schmelzende Licht des Abends, das sich darüberhin ergoß, der Gedanke an die nahe Kriegsgefahr, und daß sie ihn voraussichtlich heute zum letzten Male sah, bevor er fortzog — dies alles bestürmte ihr Herz.

Der Pimperonkel kam angekeucht und trat zu ihnen. Sie mußten wieder scherzen und lachen und unbefangen tun. Beide suchten sie nach einer Gelegenheit, ein vertrautes Wort miteinander zu sprechen. Aber es wollte sich keine ergeben, immer hielt sich eins der andern zu ihnen, da Thomas und Fany im Gegenteile es vermieden, miteinander allein zu bleiben. Erst als sie schon bei sinkendem Abend auf dem Rückweg von der Gloriette durch die noch kahlen Eichenwälder an der künstlichen Ruine vorüberkamen, die ihre geborstenen Säulen und Architrave in einem verträumten Weiher spiegelte, da traf es sich, daß Fany sich zum Guguck und Thomas sich zu seinem Vater hielt. Lebold und Wettl schritten voraus, dem kaiserlichen Schloß und dem Ausgang entgegen. Er betrachtete sie verstohlen und fand sie entzückend in ihrem Hut aus Stroh mit hoher, kantiger Kappe und flacher Blende, auf der vorn ein paar Rosen lagen, während sie an den Seiten und rückwärts ganz schmal wurde. Mit zwei weißen Taffetbändern, die die Ohren deckten, war der Hut unter dem Kinn festgebunden. Er wünschte, daß er diese Bänder gewebt haben möchte, und hielt es nicht für unmöglich, daß es wirklich der Fall war.

„Ich nehm' heute von Ihnen Abschied, Wettl,“

sagte er. „In wenigen Tagen marschieren wir aus. Werden Sie an mich denken, Wettl?"

Sie hatte nicht gewußt, daß es schon so bald sein würde, und erschrak. Sie reichte ihm das Veilchen, das sie gepflückt hatte.

„Nehmen Sie diesen Gruß des Frühlings als Andenken mit. Ich werde immer an Sie denken. Gott sei mit Ihnen, Lebold!"

„Glauben Sie, daß er mit mir sein wird?" fragte er mit bewegter Stimme.

„Ja, das glaub' ich," sagte sie innig.

„Glauben Sie, Wettl, daß ein Gott über uns ist?"

„Das ist schon einmal ganz sicher," sagte sie lachend; „wie denn sonst? Anders wär' es doch gar nicht denkbar!"

„Wenn aber einer nicht daran glauben könnte?"

„Das wird nicht leicht geschehen," meinte sie unbefangen. „Der müßt' schon ganz verdreht sein wie der alte Herr Tollrian."

„Wenn es nun aber so einen gäbe, der gern an Gott glauben möchte, und doch nicht recht an ihn glauben kann?"

Sie wurde nachdenklich und sann vor sich hin.

„Ich meine," sagte sie ernst, „der müßt' damit anfangen und Gott einmal recht innig lieb haben. Dann braucht er gar nicht mehr zu glauben, dann weiß er es auf einmal, daß Gott ist. Wenn ich so manchmal das Gefühl in mir hab': jetzt machst du alles, was du sollst und so gut du es kannst, und jetzt verstehst du auf einmal, daß eine Ordnung und ein Sinn sein muß in der Welt, und siehst auf einmal, wie viel Gutes in jedem Menschen ist — dann kommt oft ein solches Vertrauen über mich, und dann spür' ich es auf einmal: jetzt ist er da! — Gott nämlich. Da, mein' ich, da drinnen."

Sie legte die Hand auf die Brust. Lebold lauschte aufmerksam ihren Worten. Er fand es verständig, wie sie sich's dachte, und schön zugleich.

„Und glauben Sie auch," fragte er, „daß Gott über uns wacht und unsere Schicksale in der Hand hält? Und daß er es entscheidet oder bestimmt: so oder so soll dein Los fallen?"

Abermals begann Wettl nachzusinnen.

„Ich weiß nicht recht . . . wenn ich ganz aufrichtig bin, wie ich es zu Ihnen sein möchte — so wie ich's in der Christenlehr' gelernt hab', so stell' ich es mir eigentlich nicht vor: so als ob unser Herrgott wie ein Latzenzieherbub wär', der bei einem jeden von uns am Webstuhl stünd' und die Korden zög', während wir weben. Dafür ist er doch viel zu hoch und groß, kommt mir vor."

„Und wie meinen Sie also, daß er wirkt?" fragte Lebold gespannt. „Oder glauben Sie, daß er sich gar nicht um uns kümmert, während wir weben?"

„O nein, das glaub' ich nicht! Aber nicht wie ein Latzenzieher zieht er die Korden, wie wir es ihn heißen. Sein Wirken ist, daß er uns Freud' und Kraft zum Weben gibt, und daß er uns Ruh' und Frieden ins Herz legt, daß wir gern bei der Arbeit sind. Aber weben müssen wir ganz allein, und wenn wir nicht klug und geschickt und gewissenhaft dabei sind, so kommt nichts Gescheites dabei heraus, und wenn wir noch so viel beten."

„Es heißt aber doch, daß Gebete stärken, und daß wir auch den Willen Gottes dadurch beeinflussen können, wenn wir recht inbrünstig beten."

„Es ist schon wahr," sagte Wettl, „daß ich auch oft bete: Lieber Gott mach den Großvater wieder gesund oder laß das oder das geschehen — wie man halt das Beten von Jugend auf gelernt hat. Aber eigentlich, denk' ich mir manchmal, ist es doch recht keck von mir, daß ich mir einbild', Gott sollt' es machen, wie ich glaub', daß es am besten ist. Und wenn dann so ein heißes Gebet sich nicht erfüllt — müssen wir es da nicht spüren, als ob der liebe Gott uns verlassen hätt'?"

„So meinen Sie also, Wettl," fragte Lebold, „daß wir überhaupt nicht beten und Gott nicht unsere Anliegen vortragen sollen?"

„Das mein' ich gar nicht," sagte Wettl. „Aber wenn wir Gott darum bitten, daß er ein Unglück von uns wenden soll, so kann es sein, daß wir vergeblich bitten. Wenn wir aber darum ringen und beten, daß er immer bei uns bleibt, und daß wir auch im Unglück immer mit ihm und nie gegen ihn sind, so bitten wir ihn nicht leicht vergebens, denn ein solches Gebet geht nie gegen seinen Willen und Ratschluß. Und ein solches Gebet paßt auch für den, dem es schlecht geht, kommt mir vor. Der müßt' ja sonst rein glauben, der Teufel regiert die Welt, oder er tröstet sich damit, daß er sagt: Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Aber warum sollt' der liebe Gott denn gerade die züchtigen, die er lieb hat, und die schlechten Kerle laufen lassen? Das kann ich nicht glauben. Auch sehen wir es ja jeden Tag: er verhängt Schweres über die, die er lieb hat, und über die, die er nicht lieb hat. Aber die, die er lieb hat, die hält er auch im Unglück aufrecht, das ist der Unterschied. Und noch in der schlimmsten Not behalten sie Vertrauen und Kraft und Gottesfrieden und tun, was recht ist."

Er war erstaunt darüber, wie schlicht und wahr sie sich die Dinge zurecht gelegt hatte. Was sie da aussprach, wollte er treu in seinem Herzen bewahren und mitnehmen ins Feld und vor den Feind, um es im Feuer zu erproben.

„Sie können es nicht wissen, Wettl," sagte er, „wie wert es mir ist, was Sie mir da auf den Weg mitgeben. Wenn ich es so recht empfinden könnt' wie Sie, dann stünd' ich mutig in der blutigsten Schlacht."

„Die Hauptsach'," meinte sie, „nicht bloß im Krieg sondern fürs ganze Leben, ist vielleicht der Mut, der von Gott kommt. Die Roslini hat es

schön gesagt: es soll nur jeder unverdrossen sein Instrument spielen, der Kapellmeister dort droben, der zählt auf jede Stimme. Und wenn wir auch den Zusammenklang nicht hören — wir können uns darauf verlassen, daß es eine gute Weltmusik gibt, wenn nur jeder getreu sich an die Noten hält, die ihm aufgetragen sind."

Sie waren das Parterre des Parkes entlang, durch die hallenden Torwege des Gebäudes und über den weiten Schloßhof gegangen und kamen nun an die Penzinger Brücke. Wettl blieb stehen.

„Jetzt müssen wir aber auf die anderen warten."

Sie stand gerade unter einer der mächtigen steinernen Sphinxe, die zu beiden Seiten der Brücke lagen, und Lebold war es, als schnitten diese starren Riesenweiber mit den Löwentatzen finstere Grimassen und ärgerten sich über dieses tiefgläubige Gemüt, das unbehelligt an ihren Rätseln vorüberging.

* *
*

Im Riesendome von St. Stephan stand Wettl mit ihrem Vater im Gedränge der Menschen, die Orgel brauste und bläuliche Weihrauchwolken füllten die Luft.

„Jetzt — jetzt kommen sie!" hörte sie die Leute flüstern. Sie konnte nichts sehen, aber sie hörte den schweren, gemessenen Schritt der Bataillone, die in die Kirche einmarschierten. Noch einmal, wußte sie jetzt, war sie dem Lebold nahe, vielleicht zum letzten Male. Sie neigte ihr Haupt und betete:

„Herr! Gott im Himmel! Beschütze ihn!"

Es fiel ihr ein, was sie zu Lebold gesagt hatte, daß Gott nicht wie ein Latzenzieher sei, dem wir zumuten dürfen, die Fäden des Schicksals nach unseren eigenen Absichten zu leiten. Schwer rang sie mit sich.

„Herr! Gott! Dein Wille geschehe, und deine Kraft sei mit mir, auch in der Not!"

So lautete jetzt ihr Gebet.

„Dort! Dort!" hieß es plötzlich; „dort sieht man die Kaiserin!"

Sie stellte sich auf die Fußspitzen, am Hochaltar sah sie eine junge, blendend schöne Frau, in Anmut strahlend wie eine Heilige. Zu ihren Seiten zwei Generäle, der eine blutjung und hübsch wie die Kaiserin selbst, der andere älter, mit klugen, großen Augen. Er trug einen weißen Militärfrack und das Goldene Vließ auf der Brust.

„Das ist der Karl!" hörte sie flüstern.

„Der Erzherzog Karl? Der Generalissimus?" fragte sie erschrocken.

Der Guguck nickte. „Und der andere, der junge, das ist der Maxl, der Bruder der Kaiserin."

Sie sah, wie der Erzherzog Generalissimus der jungen Kaiserin eine Fahne hinreichte, und dann wieder eine und noch eine, und wie sie eigenhändig Nägel in die Fahnenstangen schlug und Bänder daran befestigte, und wie sie sich immer dazwischen die Augen trocknete und weinte.

Die Orgel setzte wieder ein, das Hochamt nahm seinen Fortgang. Der Erzbischof im goldenen Ornat weihte die Fahnen. Jetzt drängte alles Volk dem Ausgang zu, und auch Wettl und der Guguck wurden mit ins Freie geschoben. Ein rauher Märzsturm heulte um die Fialen und Kreuzblumen des Domes, der noch die Babenberger gesehen hatte, und um die steinernen Zierraten des riesigen Turmes, der hier, im Herzen der Stadt, ein äußerstes, gegen die Donau vorgeschobenes Wahrzeichen des deutschen Volkes, seit Hunderten von Jahren den Adler und das Kreuz gegen den fern verdämmernden Osten emporhielt.

Die Landwehrbataillone hatten im Freien, gegenüber dem Riesentor Aufstellung genommen, der Erzbischof trat in feierlichem Zuge, das Allerheiligste in der Hand tragend, aus der Kirche, sie zu segnen.

Alle Mannschaften und alles Volk kniete, die Glocken setzten dröhnend ein und erfüllten mit ihren mächtigen Stimmen den weiträumigen Platz. Und dann plötzlich knappe, gellende Kommandoworte: mit einem einzigen Ruck standen die Bataillone aufrecht wie eine Mauer, über die Köpfe der noch knieenden Leute hinweg erblickte Wettl für einen Augenblick den Lebold, wie er mit präsentiertem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett in der Reihe stand. Tränen traten ihr in die Augen, sie war glücklich, ihn noch gesehen zu haben.

„Sehen Sie, Wettl, dort — dort ist er!" flüsterte eine Stimme ihr zu.

Der Webstuhlmechaniker Schweibenroider war es, der neben ihr stand.

„Wer? Wen meinen Sie?" fragte sie betreten.

„Dort, im ersten Glied, der vierte von links, das ist der Landwehrmann, den ich ausgerüstet hab'!" erklärte er voll Eifer.

Die Menge hatte sich wieder erhoben. Brausende Zurufe erschollen: „Hoch Franz! Hoch Karl!" Erhobene Arme, wehende Tücher, winkende Hüte, jubelnde Begeisterung. . . . Wettl sah und hörte und wußte nichts mehr, sie war ganz von dem einen Gedanken erfüllt: Sie hatte ihn gesehen, sie hatte ihn noch einmal gesehen!

* * *

Am Tage nach der Fahnenweihe hatte der Vincenz sich freigebeten. Die Landwehrbataillone marschierten aus Wien aus, und da mußte er natürlich dabei sein. Ganz begeistert kam er nach Haus, alles hatte er gesehen, sogar die beiden Erzherzöge Ludwig und Maximilian, die jugendlichen Brüder der Kaiserin, von denen jeder drei Bataillone kommandierte. Nach Böhmen, hieß es, würden sie zunächst marschieren, dort sammle sich die gesamte Armee. Mit ungeheurer Spannung warteten jetzt alle auf die nächsten Nachrichten.

Ob noch nichts verlaute, daß es zu einer Schlacht gekommen wär'? fragte Wettl täglich beklommenen Herzens.

Jetzt müsse man ihnen doch ein bissel Zeit lassen, meinte der Guguck; das gehe nicht so, daß man bloß „Haserl“ sage, und der Napoleon sei auch schon geplescht. Gut Ding brauche Weile, und so viel er wisse, sei der Bonaparte vorderhand noch in Spanien.

Der dicke kleine Blasengel, der junge Wendelin Hirnschal aus der Neustiftgasse, kam einmal, um einem Lehrmädchen nachzufragen, das früher im Guguckshaus gearbeitet hatte und jetzt im „Erzengel Michael“ aufgedungen werden sollte. Der sagte, gerade weil der Napoleon noch in Spanien sei, hätte man längst etwas hören sollen. Denn jetzt wär' es noch leicht, mit den französischen Truppen aufzuräumen, die in Baiern stünden. Dagegen, wenn der Napoleon einmal da sei, dann könne man ohnedies das Kreuz über die ganze Geschichte machen. Aber wieder die alte schlamperte Wirtschaft sei es: diesmal hätte man doch wirklich Zeit genug gehabt, und doch seien die Rüstungen nicht rechtzeitig fertig geworden!

„Also, Fräul'n Wetti,“ sagte er, „sehen S' wie gescheit daß ich war? Denn ich hab' es gleich gesagt: ein Unsinn ist es, wenn einer mit der Landwehr geht!“

„Zuschauen und schimpfen ist freilich leichter als mittun und selber machen,“ sagte Wettl scharf.

Die gespannte Erwartung und die Beklommenheit, die in der Luft lag, hatte die Geschäfte gänzlich ins Stocken gebracht. In vielen Fabriken wurde gar nicht mehr gearbeitet. Bestellungen gab es fast keine, und auf Lager zu arbeiten, schien manchem zu gewagt. Der Guguck aber meinte, vor lauter Hinhorchen auf die verschiedenen Gerüchte und vor lauter Denken und Sichängstigen müsse einer ja verrückt werden, wenn er nichts zu tun hätte. Darum saß er während der nächsten Wochen mit einem Eifer an seinem Zampelstuhl, als bliebe den vornehmen Damen, die das

schön gemusterte Zeug, das er webte, voraussichtlich einmal tragen würden, nichts übrig, als nackt zu gehen, wenn er nicht rechtzeitig damit fertig würde. Und auch Wettl und die Leute in der Fabrik hielt er fleißig zur Arbeit an, gerade als wär' er mit Bestellungen überhäuft. Man müsse schon jetzt an die Festlichkeiten denken, sagte er immer, die nach dem Sieg stattfinden würden. Eine schöne Schande, wenn dann im „Blauen Guguck" auf einmal keine Auswahl an schönen Stoffen für Festgewänder zu finden wäre und man die feinen Muster aus Paris und Lyon beziehen müßt'!

Als aber die Fliederbüsche im Garten dicke, saftige Blattbotzen anzusetzen begannen und am Lattenzaun an der Feuermauer die frischen Triebe des wilden Weines ihre zarten Fingerchen ausstreckten, da fing er selbst an ungeduldig zu werden. Er ging jetzt öfters am Abend in die „Kleine Kohlkreinzen", wo die Seidenweber vom Schottenfeld gern zusammensaßen, um bei einem Glase Grinzinger die neuesten Ereignisse zu besprechen. Der Feldzugsplan sei geändert worden, hieß es. An der Donau müsse die Entscheidung fallen. Auf Regensburg marschiere die Armee, und der Napoleon habe Spanien längst verlassen und befinde sich — man wisse nicht wo.

„In Regensburg wird er sein," meinte der Erzengel Michael bitter, der auch in die „Kleine Kohlkreinzen" kam. „Aber nicht allein, sondern schon mit seiner ganzen Armee!"

„Jetzt, ein Hexenmeister ist er nicht," sagte der Guguck, „und schließlich auch nur ein Mensch. Und wenn die Baiern sich zu den Unsrigen schlagen, dann schmeißen sie die Parlezvous aus ihrem Land heraus, noch eh' daß der Bonaparte eintreffen kann."

„Ja, wenn die Baiern sich zu den Unsrigen schlagen!" meinte der Appreteur Woitech. „Aber auf ein *Wenn* soll man sich halt nicht verlassen!"

„Die Baiern sind doch auch Deutsche!" sagte der

Guguck. „No also! Die können doch nicht mit dem Napoleon halten! Darüber braucht einer wirklich kein Wort zu verlieren!“

„Vederemo!“ sagte der Samtmacher Mestrozzi von der „Stillen Andacht“ in der Siebensterngasse. Er verteidigte die Ansicht, es gebe überhaupt keine Deutschen, es gebe nur Baiern, Sachsen, Preußen usw.

„Also was bin denn nachher ich?“ fragte der Guguck.

„Ein Österreicher!“ sagte der Mestrozzi.

„Polentafresser!“ brummte Kebach wütend. —

Um Maria Verkündigung, heißt es, kommen die Schwalben wiederum. Die Schwalben, die in der Torfahrt des Gugucksyhauses nisteten, kamen aber erst zu Ostern. Der Frühling war kalt und trüb, und wochenlang regnete es in den April hinein. Wettl stand manchmal am Fenster des Speisezimmers, über dessen Scheiben die Regenschleier rieselten. Der ganze Garten glänzte von nassem Grün, und alles, was da wuchs, atmete Gesundheit und Frische unter der wohltuenden kühlen Feuchtigkeit. Sie aber mußte an die Menschen denken, die Tag und Nacht unter diesen gießenden Fluten auf grundlosen Straßen dem Feinde entgegenzogen, der Gefahr, vielleicht dem Tode entgegen.

Es verbreitete sich die Nachricht, endlich sei die Kriegserklärung nach Paris und der Erzherzog Generalissimus zur Armee abgegangen. Aber am Inn und an der Isar, erzählte man sich, hätten sich unerwartete Schwierigkeiten entgegengestellt, die aufgeweichten Straßen seien mit Munitions- und Transportwagen verrammelt, und die Baiern selbst hätten sich zu den Franzosen geschlagen, brächen alle Brücken vor den Unsrigen ab und behandelten sie nicht wie Volksgenossen, sondern wie Feinde. Als der Guguck es hörte, war ihm das Weinen näher als das Lachen. In fieberhafter Unruhe lief er zum Salzküfel hinunter und erzählte es ihm: die Baiern hätten uns im Stich

gelassen und hielten es mit dem Bonaparte! Was er dazu sage?

Der Salzküfel hörte ihm aufmerksam zu.

„Man soll sich halt auf niemand verlassen als auf unsern Herrgott,“ sagte er endlich. „Ich versteh' nichts von den Sachen, aber wenn ich nicht schon so ein alter Kracher wär', so tät ich mich jetzt giften. An meinem Grant freilich wird den Baiern nicht viel gelegen sein. Also, was bleibt uns übrig? Arbeiten wir halt weiter!“

Und er fuhr fort, die Weberschemel zu treten und seine Schütze zu schleudern.

Am Sonntag Jubilate ging der Guguck mit Wettl nach St. Laurenz in die Zehnuhrmesse. Pater Bonifaz, der Pfarrer, der sie las, legte unerwartet ein kurzes Gebet ein, ein deutsches, kein lateinisches, so daß alle es verstehen konnten. Und alle horchten auf, denn es war ein Dankgebet für den Sieg, den der Herr den österreichischen Waffen verliehen habe. Die, die noch nichts wußten, wollten ihren Ohren kaum trauen, ein erregtes Geflüster ging durch die Kirche, und eine unbeschreibliche Bewegung bemächtigte sich der Gemüter. Nach beendigtem Gottesdienst gab es ein freudiges Gedränge vor dem Kirchentor, und von Mund zu Mund flog die Nachricht: der Napoleon sei bei Regensburg geschlagen und aus Baiern hinausgeworfen. Als der Guguck und Wettl sich fanden, fielen sie sich fast um den Hals, auf offener Straße, so freudetrunken waren sie. Sie gingen miteinander die Zieglergasse hinunter auf die Mariahilferstraße, dort wogte schon eine begeisterte Menge, alles jubelte und frohlockte, und Hochrufe auf den Kaiser und den Erzherzog Karl wurden laut, und alle Bekannten, denen man begegnete, bestätigten die frohe Botschaft, die schon am Abend vorher in einzelnen Teilen der Stadt herumgesprochen worden war.

Aber mitten im Freudentaumel tauchten wieder

zweifelnde Stimmen auf. Man müsse doch erst eine Bestätigung abwarten, hieß es, von zuständiger Stelle sei noch nichts bekannt gegeben worden. Etwas gemäßigter kehrte Kebach mit seiner Tochter heim, und sie waren beide still in sich gekehrt und sinnend. Und wirklich erzählte man sich schon am Nachmittag, es scheine an der Siegesnachricht nicht viel zu sein, wahrscheinlich liege ein Irrtum vor. Ein heftiger Kampf um Regensburg habe wohl stattgefunden, aber man wisse nichts Bestimmtes über dessen Ausgang. Die Freude war von kurzer Dauer gewesen. Und die Tage, die folgten, blieben merkwürdig stumm. Man hörte auf einmal gar nichts mehr. Eine Woche lang blieb es ganz still wie mitten im Frieden, es war, als sei die Armee überhaupt verschollen und vom Erdboden verschwunden.

Das sei schlimmer, als die Nachricht über eine verlorene Schlacht, meinte mancher. Ein dumpfes Angstgefühl lastete über der ganzen Stadt. . . .

* *
*

In den ersten Tagen des Mai war es, und der Flieder im Guguckgarten hatte schon die kleinen, grünen Träubchen angesetzt, aus denen sich die duftenden Blütendolden entwickeln, als eines Abends die Nähterin Lois, dieselbe, die einmal mit ihrer verschluckten Nadel und ihrer Fürsorge um Wettls Seelenruhe im alten Salzküfel den Quartal-Zornpünkel geweckt hatte, ins blaue Guguckshaus gestürmt kam, um ihren Schützling mit Neuigkeiten zu überraschen. Die Webergesellen und die Spulerinnen und Winderinnen und Schweiferinnen hatten eben Feierabend gemacht, und Wettl stand in der Küche, um das Abendessen zu rüsten, weil die Magd an diesem Tage alle Hände voll mit der Wäsche zu tun hatte. Und wie die Wettl gerade damit fertig ist, mit dem Kochlöffel schöne Nockerln zu formen, da fliegt also

plötzlich die Tür auf, und wie die Windsbraut fährt die beflissene Lois mit wehender Haube in die Küche herein.

„Jetzt wird sie sich aber wundern, Jungfer Wettl! Jetzt wird sie sich aber wundern!"

Was denn los wär'? fragt die Wettl neugierig und läßt über dem Getue beinah' die Nockerln anbrennen, die sie nunmehr auf dem Herde betreut.

Ein Brief, geheimnist die Lois, wär' gekommen, von wem, das verrate sie nicht.

„Ein Brief?" leuchtet es über des Mädchens Antlitz. Und dann ist's auf einmal, als ob das Herdfeuer es rot anglühe, und zag und zweifelnd versucht sie die altmodische Sphinx zu enträtseln, die so unerwartet vor ihr aufgetaucht ist. Im kurzen Sattelrock, wie man ihn vor zwanzig Jahren getragen, mit Buffanten, die um die Hüften so angeschwollen waren, daß sie fast die Arme darauf legen konnte, steht die Lois vor ihr und sieht mit ihrem Schwerenöterlächeln unter der länglichen, spitz zulaufenden Nase fast wie ein sitzengebliebenes und zur alten Jungfrau gereiftes Mausfräulein aus, aber wie ein recht gutmeinendes.

„Und wer sollt' denn mir einen Brief schreiben? Spann sie mich nicht so auf die Folter, Jungfer Lois, bitt' schön!"

„Aber wo werd' ich sie auf die Folter spannen, Hascherl! Warum flieg' ich denn atemlos her, aus der Kaiserstraße, als daß ich ihr etwas Gutes vermelde?"

„Jesus, Maria — aus der Kaiserstraße?"

„Im groben Schrollhaus ist besagter Schreibebrief angekommen, und an die Guguck-Wettl enthält er einen schönen Gruß von — na, von wem denn also, rat' sie einmal?"

„Vom Lebold!" sagte Wettl leise, indem sie tief Atem schöpfte. „Und wie geht es ihm denn?"

„Gut, weil er nur mit den Franzosen zu tun

hat und nicht mit seinem Herrn Vater. Der verzeiht es ihm halt nicht, daß er sich hat zur Landwehr werben lassen."

„Als ob der Lebold etwas anderes tät', als was sich für jeden braven Bürgerssohn in diesen Zeiten einfach gehört!" sagte Wettl zornig.

„Und doch macht der alte Schroll, als wär' sein Bub auf Abwege geraten. Jeder Mensch, sagt er, soll bei dem Metier bleiben, das er gelernt hat. Dem Napoleon seine Sach' sei das Kriegführen, und einem Bandmacher seine das Bandmachen. Ein Nichtsnutz, wer in einem fremden Beruf herumkalfaktert, hab' ich ihn schreien hören."

„Ein Nichtsnutz? Und so etwas traut er sich dem Lebold anzuhängen?" rief Wettl entrüstet.

„Wenn auf irgendeinen — auf den paßt sein Hausname," sagte die Nähterin mit Überzeugung. „Ein grober Klumpen ist er und ein harter Klotz! Und ein Justamenter trotz seinem silberweißen Kopf!"

Sie griff in die Tasche, um den Brief zu suchen. Für sie war der Ridikül, den die neue, sacklose Kleidermode erfunden hatte, ein überflüssiges Gerät. Bis zum Ellenbogen verschwand ihre fischende Hand in der riesigen Sammeltasche, die unter den Buffanten des Kleides angebracht war. Endlich zog sie das Papier hervor und schwang es in der Luft.

„Was meint sie wohl, Jungfer Wettl, was der grobe Schroll auf den Brief gesagt hat, wie er ihn gelesen? Daß der Lebold sein Sohn nicht mehr ist, hat er gesagt!"

„Um Christi Himmelswillen!"

„Aus der Gesindestube, wo ich genäht hab', da konnt' ich's mit anhören. Und wenn er vor mir kniet, hat er gesagt, ich verzeih' es ihm nicht! Darauf die Schrollin, die eine gar ernste und kluge Frau ist: Versünd' dich nicht, sagt sie, wo doch der Lebold im Feld steht; leicht fügt es noch Gott, daß du vor ihm kniest."

„Und er?"

„Er lacht nur darauf in seinem unbändigen Trotz. Wenn es einmal so ist, sagt er, nachher soll alles wieder gut sein. Aber früher nicht, merk es dir, früher nicht!"

Wettl standen die Augen voll Tränen.

„So ein Unmensch! Den eigenen Sohn verstoßen und den ältesten obendrein! Wohl hart ist es für den Lebold!"

„Ein Unmensch, mein' ich, wird er nicht einmal sein," sagte die Lois und machte ihr Mäuseschnäuzchen. „Aber eines hat ihm gefehlt im Leben: Nadel hat er keine verschluckt! Denn wenn er nur ein einzigesmal in seinem Leben eine Nadel verschluckt hätt', so wär' er lang nicht der grobe Schroll, der er ist."

„Es kann doch nicht jeder eine Nadel schlucken!" sagte Wettl, ihre Tränen trocknend.

„Freilich nicht, nicht jedem meint es Gott so gut!"

„So schlimm will sie sagen, Jungfer Lois?"

„Nein, so gut sag' ich; denn ich hab' es mir überlegt und gefunden, daß der alte Salzküfel recht hat: das richtige Gute kommt erst, wenn das Schlimme einmal dagewesen ist. . . . So, und da wär' jetzt der Brief, wenn die Jungfer Wettl etwan Einsicht möcht' nehmen?"

„Und darf ich es wirklich?"

„Freilich darf sie's. Die Schrollin selbst, dem Lebold seine Mutter, schickt ihr den Brief. Sie ist ihr, was ich so schätzen kann, recht wohlgesinnt."

Wettl leuchtete vor Glück.

„Wirklich? Ich laß' ihr halt vielmals die Hand dafür küssen!" Sie zögerte mit dem Brief in der Hand am Herdfeuer. „Könnt' sie mir nicht die Liebe tun, Jungfer Lois, und eine Minute auf die Töpfe passen, daß ich ihn in Ruhe lesen kann, ohne daß derweilen etwas passiert? Denn die Katl hat heute große Wäsch', darum hab' ich selber in die Küche

schauen müssen. Und der Herr Vater, der Vincenz und sogar schon die Lehrbuben, die wir in der Kost haben — in allem verstehen sie Spaß; aber wenn am Essen etwas fehlt, gleich ist der Teuxel los!"

„Laß sie sich nur Zeit mit dem Lesen! Es soll nichts verbrennen, dafür verbürg' ich mein Seelenheil," sagte die alte Jungfer.

Sie blieb bei den Nockerln, mit einem Herzen, das alle Seligkeiten der ersten Liebe nachempfand, so stark fast, als liebte es selbst; denn sie besaß eine große Übung darin, sich an fremden Feuern zu wärmen. Wettl aber schlich sich in die Wohnstube, setzte sich an den großen Zampelstuhl des Vaters und las mit pochendem Herzen, was der Lebold geschrieben hatte.

„Liebste Mutter, hochgeehrter Herr Vater und teuere Geschwisterte!

So ist also Euer Lebold zum erstenmal in einem Kugelregen gestanden, es ist nur so geflogen rings um mich herum. Wir haben uns hinter dem Dorf Ebelsberg versteckt gehalten, der Feind kommt daher, und wir fangen an zu feuern. Gleich zuerst ist der Simmel Franz neben mir gefallen und war auch gleich tot. Ich hab' zum erstenmal einen toten Menschen gesehen außer dem guten Großvater, wie der gestorben ist. Aber im Krieg denkt man sich: im nächsten Augenblick bist du es, und da macht es keinen so großen Eindruck. Man hat auch wenig Zeit zu überlegen und kann nur immer das Nächste im Auge behalten. Mit großem Schmerz muß ich vermelden, daß wir leider trotz Mut und Disziplin nicht im Sieg gewesen sind. Es ist uns zwar gesagt worden, daß es nicht schön wär, wenn man sich in Briefen Bemerkungen erlaubt und durch schreckhafte Zeitungen den Landsleuten Angst macht oder sie gar gegen die Obrigkeit aufwiegelt. Aber was wahr ist, das ist einmal wahr, und daß bei Landshut und Regensburg unser Militär siegreich gewesen wär, das ist halt

eine arge Lug. Und auch wir sind bei Ebelsberg geworfen worden und haben den Rückzug antreten müssen. Wer weiß, wo wir noch hinkommen, es heißt, daß wir uns vielleicht zum Generalissimus, kaiserl. Hoheit, nach Böhmen hinüberschlagen werden. Aber leicht haben wir unsere Position nicht aufgegeben, und besonders um die große Brücke über die Traun ist heftig gekämpft worden. Aber die Franzosen haben sie schließlich doch genommen, und uns ist nichts geblieben als das Mauthäusl am herüberen Ufer, das war aber mit dicken Mauern und fest verrammelten Fenstern versehen. Da haben wir also ordentlich herausgeknallt, daß jeder Franzos, der die Brücke hat passieren wollen, ein gehöriges Mautgeld bezahlen mußte. Und dann auf einmal wir Wiener hervor aus unserm Hinterhalt und mit Hurra gegen den Feind, alles nur mit dem Bajonett und manchmal gar mit dem Kolben, daß man eine Zeitlang gar keinen Schuß gehört hat, nichts als das Jammern der Blessierten. Und schon sind wir mitten über der Traun, da fängt es auf einmal drüben zu knattern an, und der Masséna hetzt uns ein ganzes Regiment auf den Leib, daß die Unsrigen nur so hingepurzelt sind, ein paar gleich noch lebend ins Wasser hinunter. Der Wimmer-Pepi war auch durch die Brust geschossen, hält sich aber noch mit der Hand am Brückengeländer und schaut mich so gottsjämmerlich verzweifelt an, voller Todesangst — rufen hat er gar nicht mehr können. Ich dräng mich also durch, daß ich ihm helfe und ihn hereinzieh, aber eh' ich noch hingekommen bin, hat seine Kraft schon nachgelassen, und er stürzt in den Fluß, daß das Wasser hoch aufspritzt. Wie ich mich jetzt wieder gegen die Blauröcke drehe, da seh ich im nämlichen Augenblick auch den Hauptmann Seckendorf stürzen — um den war mir wohl leid. Seine Leute haben ihn verwundet zurückgetragen, wir andern aber nur desto grimmiger vorwärts und die Franzosen mit dem Bajonett geworfen,

bis die vermaledeite Brücke wieder unser war. Man hätt es gar nicht für menschenmöglich halten sollen, wo wir doch in der Minderzahl waren. Zu behaupten war die Stellung freilich nicht gegen eine solche Übermacht, aber zwei ganze Regimenter hat der Masséna nachrücken lassen müssen, und wir sind dennoch nicht geflohen, sondern nur ganz langsam und in voller Ordnung retiriert. Und vorher haben wir noch das Mauthäusl und ein paar Schupfen und Stadeln, die in der Nähe waren, in Brand gesteckt, damit die Franzosen keine Deckung finden. Dabei ist aber etwas sehr Trauriges geschehen. Denn wie ich mich erkundige, wo sie den Hauptmann Seckendorf hingetragen haben, so hör ich erst, daß er noch mit mehreren Blessierten in der Schupfen gelegen ist, die die Unsrigen angezündet haben. Der Krieg ist doch etwas Schreckliches! Wenn ich nur hoffen dürfte, daß der Herr Vater mir verziehen hat und nicht mehr bös auf mich ist — es wäre mir ein großer Trost. Ich bin ja nicht aus Freud an dem grausigen Handwerk dazugegangen, und es wär mir lieber, an meiner Liegbank stehen, als den Schießprügel tragen. Aber ich kann mir nicht helfen, was der Herr Vater auch sagen mag — in dieser schweren Zeit, kommt mir vor, ist es unsere Pflicht, mannhaft zusammenzustehen, damit wir endlich einmal das unwürdige Joch abschütteln, das auf uns liegt. Denn der Übermut mit dem der Napoleon gegen unsern Kaiser und unser Vaterland aufzutreten wagt, verdient wirklich eine scharfe Züchtigung. Zum Beispiel heißt es jetzt wieder, er marschiert geradenwegs auf Wien. Wenn das wahr ist, so ist es mir doppelt leid, daß wir es nicht zuwegen gebracht haben, ihm Herr zu werden und ihn aus Baiern hinauszuschmeißen. Aber ich glaube, der Generalissimus, kaiserl. Hoheit, wird uns schließlich doch noch zum Siege führen. Bis dahin muß halt die Besatzung von Wien und die Bürgermiliz die Franzosen womöglich am Linienwall aufhalten, damit

sie nicht in die Stadt hineinkommen und keine Deckung finden. Womit ich in Anhoffung, daß der Herr Vater mir nicht mehr zürnt, verbleibe

Euer dankbarer und liebender Sohn und Bruder
Lebold."

Unten stand noch eine Nachschrift auf dem Briefe, die Wettl mit entzückten Augen las und schließlich mit Inbrunst küßte: „Und grüßet mir auch recht schön die Wettl aus dem blauen Guguckshaus!" Nichts weiter. Aber genug für sie.

Sie stand in den Jahren, wo ein leises Wort, ein ahnender Gedanke beglücken können. . . .

* *
*

In der Bevölkerung hatte sich bald die böse Kunde verbreitet, die durch militärische Kuriere und Privatbriefe in die Stadt gedrungen war: abermals rücke der gefürchtete Erbfeind gegen das Herz des Reiches heran. Eine Zeitlang hielt man es für selbstverständlich, daß jetzt der Generalissimus an der Spitze der Armee herbeieilen und die Hauptstadt verteidigen würde. Aber bald mußte man sich klar darüber werden, daß dies ein Ding der Unmöglichkeit sei. Denn die Hauptarmee war gezwungen worden, einen gewaltigen Umweg zu machen und ihren Rückweg über Böhmen zu nehmen, und vom Hillerschen Korps, das, von der Hauptarmee abgesprengt und gleichfalls aufs linke Ufer der Donau gedrängt, den Franzosen den kürzesten Weg gegen Wien hatte freigeben müssen, trafen nur einzelne Vortruppen, ein paar Linien- und ein paar Wiener Landwehrbataillone noch früh genug in Spitz ein, um über die Taborbrücke zur Verteidigung der Stadt herangezogen werden zu können. Mit fieberhafter Hast ging man jetzt daran, die vorhandenen Kräfte und Mittel zu ordnen und in Bereitschaft zu setzen, die Magazine wurden eiligst gefüllt, auf den Basteien und im Stadt-

graben gearbeitet, alle Straßen und Plätze widerhallten von Waffenlärm und Kriegsgeschrei. Die Aufgebotfahne wurde umhergetragen, Bürger und Gesindel liefen hinter ihr drein, und der Werksgeselle Vincenz war auf einmal aus dem Guguckshaus verschwunden und kam nicht wieder.

„Die werden jetzt nicht mehr so hopataschi sein," dachte er, „wie die bei der Landwehr und bei den Hohenzoller-Kürassieren, daß ihnen ein altgedienter Krieger von Austerlitz nicht gut genug wär'!"

Und er hatte recht: jetzt wurde alles genommen, was überhaupt noch zwei Beine hatte. Daß er keine Uniform bekam, das tat dem Vincenz freilich leid; aber er besaß noch einen alten, weißen Soldatenfrack von damals, den zog er an, dazu seine Sonntagshose aus blauem Kaschmir und seinen Sonntagshut, und fand, es passe alles recht gut zusammen, und er sehe fast militärisch aus. Seine Kenntnisse und Erfahrungen wurden bald erkannt und geschätzt. Man übertrug ihm die militärische Ausbildung einer kleinen Aufgebotsabteilung, und er kam sich fast wie ein General vor, wenn er auf dem Minoritenplatze mit seiner Mannschaft Gewehrgriffe übte. Freilich waren es großenteils schiefgewachsene oder halblahme oder irgendwie herabgekommene Leute mit verbundenen Köpfen oder Zahnwehtücheln um die Ohren, die er unter sich hatte. Aber für die Parade Leute abrichten, meinte er, würde ihm ohnedies keine Freud' machen, und das sei schon ein eigenes Gefühl, wenn man wisse, es gelte die Rettung des Vaterlandes.

Auf dem Schottenfeld herrschte helle Bestürzung über die kriegerischen Anstalten, die allenthalben getroffen wurden. Auf den Generalissimus hatten doch alle große Hoffnungen gesetzt, und die meisten es auch an Opferfreudigkeit nicht fehlen lassen. Und die Grundobrigkeit, das Schottenstift, hatte das schwerste Opfer gebracht, das es bringen konnte, und sein Kirchen- und Tafelsilber eingeschmolzen, und ein

ganzes Freiwilligenbataillon der Wiener Landwehr bestand aus Bürgern und Bürgerssöhnen der westlichen Vorstädte, Stiftsuntertanen der schottischen Freigründe. Nach solchen Anstrengungen und Vorbereitungen hatte jeder, auch wenn er vielleicht aus Gewohnheit und Freude am Schimpfen zweifelsüchtig tat, im stillen doch gehofft, Haus und Herd nicht abermals vom Feinde bedroht zu sehen. Und trotzdem hieß es jetzt auf einmal, der Bonaparte marschiere in Eilmärschen die Donau herunter, und die Stadt müsse so rasch wie möglich in Verteidigungszustand gesetzt werden.

Der Zeugmacher Reckenschuß von der „Munteren Tyrolerin" in der Zieglergasse hatte als Hauptmann der Bürgermiliz eine gewichtige Stimme in militärischen Dingen, wenigstens am Stammtisch. Der sah die Zukunft in düsterer Beleuchtung. Ohne Basteien sei nichts zu machen, die innere Stadt, ja, die könne man halten, wenn man wolle, aber die Vorstädte lägen offen. Wie man verhindern wolle, daß der Feind von den Vorstädten Besitz ergreife, das gehe über seinen Verstand.

„Über den Kuruzzenwall müssen die Parlezvous stolpern!" rief der Guguck entschlossen. „Hereingelassen werden sie nicht! Nein, das sag' ich gleich: so lang ich noch ein Wörtl mitzureden hab', in die Stadt herein dürfen sie uns dasmal nicht!"

Jeden Abend schlug er in der „Kleinen Kohlkreinzen" mit der Faust auf den Tisch und erleichterte sein Herz durch aufwiegelnde Reden gegen die Franzosen und durch kühne Vorschläge über die Verteidigungsmaßregeln, die man nach seiner Meinung ergreifen müsse.

„Eine Schand' wär' es, wenn sie wieder durch die Mariahilferstraße hereinmarschieren täten! Jetzt, wo wir einen Generalissimus und eine Landwehr haben! Und wenn wir sie ruhig in die Vorstädte hereinlassen — wie will man denn nachher die innere

Stadt halten? Sollen wir vielleicht unsere eigenen Vorstädte bombardieren? No also! Die Vorstädte stehen heut' ein bissel anders da als wie in der Türkenzeit. Damals waren's ein paar Häuseln und Hütten. Heut' aber machen die Vorstädt' mit ihren 150,000 Inwohnern den weitaus größten Teil der Stadt aus! Den werden wir doch nicht den Parlezvous auf dem Präsentierteller entgegentragen! Und zu was ist denn der Kuruzzenwall eigentlich da, vom Erdberger Mais bis zur Spittelauer-Lände hinüber? Und haben unsere Altvordern eigenhändig Schanzarbeit verrichtet, ihn aufzuheben, nur damit die Aufschlagämter weiter hinausverlegt werden können? Das laß' ich mir nicht gefallen, ich nicht, Himmel fix halleluja noch einmal! Über den Kuruzzenwall müssen die Parlezvous stolpern! — Aber freilich, wenn die hohe Militärbehörde nichts tut! ....“

Ja, gegen die Kuruzzen, meinte Reckenschuß, vor hundert Jahren, da sei der Linienwall vielleicht gut gewesen, aber die Franzosen mit ihren Kanonen, die seien etwas anderes als die Kuruzzen, und der Napoleon etwas anderes als der Rakoczy.

„Wir sind halt einmal die Schwächeren,“ sagte der hünenhafte Mestrozzi. „Das Militär ist rar geworden, und wir Bürger können doch den Kuruzzenwall nicht halten — wir Bürger doch nicht!“

„Warum nicht?“ eiferte Kebach. „Warum nicht wir Bürger?“

„Matto! Weil wir keine Waffen und keine Courage haben! Was willst du also machen? Gib dich drein und schweig still, das ist immer das Gescheiteste, so lange es einem nicht selbst an den Kragen geht!“

Einen Abend kam der Guguck sehr aufgeräumt daher.

„Jetzt paßt einmal auf, von jetzt ab wird der Wind aus einem andern Loch blasen!“

Der Woitech, den sie den roten Igel nannten, nach dem Haus und weil sein kurzes rötliches Haar

wie ein Stachelfeld zum Himmel starrte, machte sich lustig über die Hitze des blauen Guguckś.

„Der Wind kann blasen aus welchem Loch daß er will; deswegen werden wir doch bald auf dem letzten Loch blasen, schwant mir!"

„So kann auch nur ein Appreteur reden!" sagte Kebach mit Geringschätzung.

Der rote Igel ärgerte sich blau, aber er schwieg. Immer, wenn er sich mit dem Guguck zankte, drohte dieser: „Du, ich geh' dir weiter!" Und das machte den Woitech sofort mundtot. Denn ein Appreteur ist auf den Fabrikanten angewiesen.

Was denn eigentlich los wär'? wollte Mestrozzi endlich wissen. Eine Neuigkeit hätt' er, frohlockte der Guguck und eine gute obendrein. Der Reckenschuß sah gelangweilt drein und bewegte seine Nüstern, um ein Gähnen zu verbergen. Diese vielen Neuigkeiten wüchsen einem schon zum Halse heraus, meinte er. Zwölfe vom Dutzend seien ohnedies erfunden und erlogen. Aber der Guguck wehrte sich und verteidigte seine Neuigkeit. Er sei kein Wassermacher, und wenn er sage so oder so, so könne man sich darauf verlassen.

„So sag doch endlich einmal so oder so!" rief der Erzengel Michael ungeduldig.

Aus des Guguckś Augen loderte es wie Wachtfeuer. Ganz kriegerisch war der sonst so friedliebende Mann in der letzten Woche geworden.

„Der Maxl*) hat das Stadtkommando übernommen!"

„Soll der das Kraut fett machen?" meinte Mestrozzi und lachte lärmend. Sein geräuschvolles Wesen stand zum Namen seines Hauses, das „Zur stillen Andacht" hieß, in scharfem Gegensatz. Wenn er lachte oder sich räusperte oder sich schneuzte oder

*) Erzherzog Maximilian, Bruder der Kaiserin, vom 2. bis 12. Mai 1809 Stadtkommandant von Wien.

gar nieste — das war jedesmal wie ein kleines Elementarereignis für seine ganze Umgebung.

„Da gibt es nichts zu lachen,“ eiferte der Guguck. „Der Maxl ist ein junger Mann, der geht scharf ins Zeug. In der ganzen Umgegend hat er Werbstationen errichtet, und auch an uns wird der Ruf ergehen. Jeder, der ein eigenes Gewehr und Pulver und Blei besitzt, soll es mitbringen. Und wer nichts anderes hat, der soll mit seiner Sense oder seiner Hacke, oder was es sonst immer ist, kommen und dem Vaterland dienen.“

„Ich bring' meine Mollettine mit und zwick' die Franzosen so lange in die Waden, bis sie davonlaufen,“ spottete der Erzengel Michael.

„Auch daß die äußere Umwallung in Stand gesetzt und verteidigt wird, hat der Maxl schon angeordnet,“ sagte Kebach. „Und daraus sieht jeder, daß er etwas versteht. Denn ich hab' es immer gesagt: Über den Kuruzzenwall müssen die Parlezvous stolpern!“

„Ich bin schon zufrieden, wenn sie über die Basteien der inneren Stadt stolpern,“ meinte Reckenschuß.

„Ich auch,“ sagte der Bandmacher Kleebinder vom „Luftschützen“ in der Rauchfangkehrergasse. „Ich meine nämlich, so wie der blaue Guguck sagt — das ist auch meine Ansicht. Was werden wir ihnen denn die Vorstädte preisgeben!“

Der rote Igel schwieg. Er hatte sich vorgenommen, mit einem Fabrikanten nicht mehr von Politik zu reden und sich das Seinige still für sich zu denken.

Am nächsten Morgen nahm Kebach sein spanisches Rohr und ging hinaus gegen die Schmelz, um nachzusehen. Auf dem Linienwall spielten Kinder und pflückten die gelben Blüten des Huflattichs, die sich zwischen dem Mauerwerk hervordrängten. Von einem Tschako nirgends eine Spur, und von einer Haubitze

noch weniger. Nur einen Beamten des Aufschlagamtes sah er, der, die Pfeife im Mund, gemächlich die Böschung entlang bummelte, um sich zu vergewissern, daß niemand ein Pfund Butter oder einen Korb Eier über den Rayon schmuggle. Kebach wunderte sich und setzte sich auf ein Mäuerl und nahm eine Prise Spanisch-Schwarzgebeizten. Das reinigt das Hirn und macht klare Augen. Aber von einem Tschako oder einer Haubitze sah er darum doch genau so viel wie früher, nämlich nichts. Ein Bild des Friedens, breitete sich die weite, prangende Gegend vor ihm aus. Über dem dampfenden Blachfeld funkelte die Sonne, und auf dem Höhenzug, der mit dem Kahlen- und dem Leopoldsberg endete, lag ein zarter Hauch von jungem Grün.

Er blickte zurück und sah den Turm von St. Laurenz über dem Schottenfeld ragen. Das Herz wurde ihm schwer. Es empörte ihn, daß abermals diese welschen Fremdlinge, diese Landsknechte einer rohen Gewalt, es wagen würden, die Gassen dieser friedlichen Vorstadt zu betreten, wie Herren darin zu schalten, ihr Kontributionen aufzuerlegen und sich übermütig in den Häusern der Bürger bewirten zu lassen. Hatte nicht er selbst, hatten nicht seine Väter, wenn auch nur als einfache Arbeiter, mitgeholfen, diese Stätte des Gewerbfleißes zu begründen und zu schaffen? War nicht unter ihren Augen diese ganze rührige Vorstadt durch Emsigkeit und kluges Können emporgewachsen und zu dem geworden, was sie heute war: ein Hort bürgerlicher Arbeit und bürgerlicher Tüchtigkeit? Zur Zeit der zweiten Türkennot, ja zumteil noch in seinen eigenen Kindertagen, da waren diese weiten Besitzungen des Schottenstiftes noch mit ländlichen Kulturen bedeckt gewesen, und wo damals um Wall und Graben Felder und Wiesen grünten und im Herbst die blauen Trauben geschnitten wurden, da reihte sich heute Haus an Haus, und durch die bewohnten Gassen scholl unausgesetzt das Klappern

der Webertritte und das Schnurren der Spulen. Und wie ein Schäfer unter seiner Herde blickte der Turm von St. Laurenz auf die vielen freundlichen Dächer nieder, die diese alte, ehrwürdige, friedliche Tätigkeit schirmten, und die Stimme seiner Glocken wachte über ihnen und mahnte sie und segnete sie. Als jüngerer Mann, am Laurenzitag vor mehr als zwanzig Jahren, war Kebach selbst dabeigewesen, wie die neuerbaute Pfarrkirche in der Schottenfelder Kirchengasse ihrem Schutzheiligen feierlich geweiht wurde, und er konnte sich noch gut der zuversichtlichen Gedanken erinnern, die ihn an diesem Festtage erfüllten. Denn durch das neue Gotteshaus hatte seine engste Heimat erst ihren Mittelpunkt erhalten und wurde gewissermaßen zu einer eigenen Stadt für sich, zu einer stillen, freudigen Gemeinde arbeitsamer Menschen. Auf diesem Boden war er geboren wie sein Vater und Großvater, hier hatte er sein kurzes Eheglück gelebt, hier hatte er sein Kind heranwachsen sehen, hier hatte er gesorgt und gespart, gerungen und sich emporgebracht. Und was gefährdete immer wieder seit Jahren und Jahren die Früchte seiner Emsigkeit und trug wüsten Kriegslärm in die stillen Gassen? Der maßlose Ehrgeiz, die rohe Habsucht und Gewalttätigkeit dieses korsischen Emporkömmlings! Der Gedanke an ihn machte ihn ganz wild. Nein! Er wenigstens würde nicht mit verschränkten Armen zusehen und den Feind durch die Mariahilferlinie hereinspazieren lassen!

„Eccolo! Blauer Guguck! Evviva!" hörte er jetzt eine bekannte Stimme im Rücken. Er wendete sich um und wurde ein wenig verlegen, als er die herkulische Gestalt des Freundes daherkommen sah.

„Je, der Mestrozzi!"

„Also, wo sind die Kanonen? Ich komm' heraus, sie zu zählen, aber sie sind so gut verschanzt, daß ich sie nicht finde. Vielleicht kannst du sie mir zeigen, Caro mio?"

Von italienischer Abstammung, war er doch der Muttersprache nicht mehr mächtig. Aber das lebhafte und laute Wesen des Südländers hatte er beibehalten und warf gern mit den wenigen welschen Brocken um sich, die ihm noch geläufig waren.

„Wiederum schief gegangen!“ schimpfte er. „Steuern, Landwehr, schöne Proklamationen — alles für die Katz'! Eh, maladetto!“

Kebach kraute sich mit dem mächtigen silbernen Knauf seines Stockes hinter dem Hut.

„Wir sind die nächsten am Schuß,“ sagte er leise erzitternd.

„Cospetto! Die nächsten am Schuß? So eine Idee! — Wir werden es doch nicht bis zum Schuß kommen lassen? Daß uns am Ende eine Kugel trifft — dank' schön! Weißt du, was wir tun? Nicht scheren tun wir uns um die ganze Komödie! Einfach hereinlassen tun wir sie! Das bissel Einquartierung wird uns auch nicht mehr umbringen.“

„Sakrament, stille Andacht, halt's Maul, sonst geht mir's Häferl über!“ schrie der blaue Guguck ganz ergrimmt und hob mit einer unzweideutigen Bewegung sein spanisches Rohr.

Die schwungvollen Aufrufe, die jeden Morgen an den Straßenecken klebten, die Flugschriften gegen die Franzosen, die von Haus zu Haus flatterten, die aufreizenden Aufsätze in der Zeitung — das alles hatte sein sonst so friedliebendes Herz in ein wahres Kriegslager verwandelt. Sein vaterländischer Stolz bäumte sich auf, und diese Stadt, die es jetzt zu verteidigen galt, war es nicht auch die Stadt seines Kaisers, den jener übermütige Empereur absetzen wollte?

„Einfach hereinlassen sollen wir sie?“ schrie er wütend. „Nicht scheren sollen wir uns um die ganze Komödie? Wo unser Kaiser uns in einem Brief hat ermahnen lassen, wir möchten unsern Vorfahren keine Schande machen, die sich zweimal heldenmütig gegen

die Türken gehalten haben? Und das traust du dich zu sagen und willst ein Österreicher sein?"

Noch immer hielt er sein spanisches Rohr wie einen Säbel in der Faust, und es sah aus, als wollt' er im nächsten Augenblick zuschlagen. Aber er besann sich. Nein, dachte er, einbläuen könne man die vaterländische Gesinnung doch keinem Menschen. Schmachvoll genug, wenn sie nicht von selbst vorhanden. Er zuckte die Achsel und ließ den Stock sinken.

„Jetzt wär' ich fast zornig geworden!" entschuldigte er sich. „Nichts für ungut! Eigentlich geht es mich ja gar nichts an — ihr könnt machen, was ihr wollt, ihr vom Neudeckerlehen, von St. Ulrich, Neustift, Wendelstadt und Neubau. Aber wir, wir sind auch noch da, verstehst? Wir, der ganze Grund!"

„Ganz Schottenfeld gegen den Napoleon!" sagte Mestrozzi. „Du, der wird sich fürchten!"

„Lach mich nur aus, wenn's dir Freud' macht," sagte der Guguck ärgerlich. „Manchmal kommt es mir selber g'spaßig vor, daß ich jetzt auch noch mittun soll. Aber ich kann mir halt nicht helfen, die Parlezvous, die laß' ich dasmal nicht herein! Seh' auch gar nicht ein, warum wir den Linienwall nicht wenigstens so lang sollten halten können, bis uns der Erzherzog Karl zu Hilf' kommt? Das muß halt einmal sein, und folglich muß es auch gehen — wär' nicht aus! Und wenn wir Schottenfelder es ganz allein machen müßten — gut, so werden wir es halt ganz allein machen!"

* *
*

Es standen aber auch Neudeck und St. Ulrich unteren und oberen Gutes zum Schottenfeld. Alle schottischen Freigründe insgesamt setzten einen Ehrgeiz darein, in diesen Tagen der Not nicht dahinten zu bleiben. Nein, die Stadt durfte nicht in die Hände des Feindes fallen, und nicht bloß die innere

Stadt, auch die Vorstädte mußten verteidigt werden. Des Gugucks Ansicht drang durch: Wozu wär' denn nachher der Kuruzzenwall da? Über den Kuruzzenwall müssen die Parlezvous stolpern!

Als die Losung ausgegeben wurde: Alle Wehrfähigen ausrüsten, da brachte, wer irgend eine Waffe im Haus hatte, sie mit wichtiger Miene zur Behörde. Vom Schottenfeld freilich sind nur wenig Waffen eingeliefert worden beim Grundgericht. Aber nicht aus mangelnder Begeisterung, sondern deshalb, weil Zeugweber und Bandmacher keine Schießgewehre besitzen. Große Herren waren sie ja nicht, daß sie Sonntags auf die Jagd gegangen wären. Und mit der Weberschütze kann man wohl durch die Kette, aber durch keine Franzosenbrust schießen.

„Macht nichts! Wir haben ja ein Zeughaus!“ sagte der Guguck.

Im alten Zeughaus am Hof lagen Mordwerkzeuge aufgehäuft aus allen Zeiten und Ländern, eine greifbare Geschichte der Stadt, des Reiches und seines Fürstenhauses. Besonders viele Trophäen aus den Türkenkriegen gab es da, Gewehre jeder Konstruktion, gerade und krumme Säbel, Roßschweifstandarten, Hellebarden und Morgensterne. Jeder, der keine Waffe besitze, könne sich aus dem Zeughaus eine holen, hieß es. Das würde er auch tun, sagte der Guguck zu Wettl. Eine Muskete oder so was müsse er kriegen, damit wolle er es schon machen. Er kannte ein Plätzchen im Linienwall, hinter der Kaiserstraße, am Garten seines Freundes Woitech, des roten Igels, wo sie schon als Buben Schlacht gespielt hatten. Niemand, der Hofkriegsrat nicht ausgenommen, wußte in diesem Terrain genauer Bescheid als er. Dort gedachte er sich mit einer möglichst großen Schar wehrhafter Mitbürger zu verschanzen und aus dem Hinterhalt gegen alle weißen Gamaschen und blauen Röcke zu feuern, die sich zeigen würden, bis nach Breitensee und Ottakrin hinüber. Von dieser Seite,

meinte er, würde also eine Überrumpelung nicht zu befürchten stehen.

Der Wettl pochte das Herz, es bangte ihr um ihren Vater, und doch war sie zugleich stolz auf ihn und entzückt über die Beherztheit, die er an den Tag legte. Eigentlich war sie nicht gewohnt, ihn als Helden zu bestaunen. Aber er schien auf einmal ein ganz anderer. Die Appelle des Kaisers an das Volk, die allgemeine Stimmung in der Stadt, die Briefe des Eipeldauers, die er mit Begeisterung las, der Zorn darüber, daß trotz der äußersten Anstrengungen und schönsten Hoffnungen das Unheil nun doch wieder hereinzubrechen drohte, dies alles hatte plötzlich einen Löwen aus ihm gemacht. Auch er wollte sein Haus und seinen Herd verteidigen.

So wie er dachten freilich nicht alle, und es war bloße Neugierde, was den Färber Kitzinger vom „Paradeisvogel" im Ratzenstadtl in die innere Stadt führte, als er gehört hatte, daß vor dem Zeughaus am Hof Waffen verteilt würden. Das müsse er sich auch ansehen, dachte er, und ließ sich vom Strom der aufgeregten Menge mitreißen, die vom Stephansplatz über den Graben nach dem Hof flutete. In der engen Bognergasse wurde er fast zerquetscht, kam aber schließlich doch heil auf den großen Platz hinaus, auf dem ein ungeheurer Tumult herrschte. Eine Bande von buntem Gesindel, Männer und Weiber, Nichtstuer aller Art, davongelaufene Handwerksgesellen und Lehrbuben, Hökerinnen, vazierende Arbeiter und berufsmäßige Tagediebe — diese ganze schöne, hoffnungsvolle Schar begeisterter Vaterlandsretter hatte das Zeughaus gestürmt und schleppte haufenweis die daselbst aufbewahrten alten Waffen heraus, sie an den Pöbel zu verteilen. Jeder, der Lust dazu hatte, bemächtigte sich irgend eines veralteten Mordwerkzeuges und schwang es in der Luft und gefährdete alle Umstehenden durch seine kriegerische Laune. Wider seinen Willen war Kitzinger bis knapp vor das Haupt-

tor des Gebäudes gedrängt worden. Es wurde ihm angst und bang, er wäre gerne ausgerissen, aber schon erwischte ein zerlumpter Geselle ihn am Rockkragen und fragte ihn, wer er sei. Er wagte nicht aufzumucken, denn der Kerl war in abenteuerlicher Weise bis auf die Zähne bewaffnet und schien einer der Führer der johlenden und schreienden Horde zu sein, die die Verteilung der Waffen ins Werk setzte. Zaghaft nannte er Namen und Stand.

„Gut Freund!" rief der bewaffnete Falott. „Waffen her für den wackeren Bürger!"

Man schnallte ihm einen verrosteten Türkensäbel um und gab ihm einen schweren, eisernen Morgenstern in die Hand. Und zum Schießen müsse er auch etwas haben, meinte der zerlumpte Krieger und steckte ihm eine große Reiterpistole in die Weste. Der Paradeisvogel zitterte am ganzen Leib und beteuerte, daß er mit Waffen nicht umgehen könne, und daß er sich keine verlange. Beständig schwebte er in Todesangst, die Pistole, die ihm in der Brust stak, könnte durch eine unvorsichtige Bewegung nach unten losgehen, und die Kugel ihm in den Leib fahren. Es war aber längst aus dem Feuersteinschloß der Feuerstein herausgefallen, und irgend ein Witzbold hatte ein Stückchen altbackenes Brot dafür in die stählerne Zwinge gesteckt. Das konnte der Färber natürlich nicht wissen, er verstand nicht das geringste von Schießwaffen und traute sich auch nicht, die Pistole herauszunehmen und näher zu untersuchen, weil er sie zu dem Behuf hätte anfassen müssen; wenn er sie aber anfaßte, fürchtete er, würde sie erst recht losgehen.

Sein Benehmen war nicht ganz zweckmäßig: er wehrte sich gegen die Waffen und bat, man mög' sie ihm wieder abnehmen. Darob wurde der verlumpte Kerl, der überdies halb betrunken schien, ungehalten und schrie, das sei ein Verdächtiger, der wolle nicht mittun! Mit einem Fauststoß in den Rücken warf er ihn einem Paar Spießgesellen in die Arme

und befahl ihnen, ihn zu überwachen und auf die Bastei zu führen. Es sei eine feige Memme von Bürger, die vermutlich entwischen und sich um ihre Pflicht gegen das Vaterland herumdrücken wolle. Und die beiden herabgekommenen Bursche, die mit schweren Reitersäbeln und Hellebarden ausgerüstet waren, nahmen den Paradeisvogel in die Mitte und machten wirklich Miene, ihn fortzuschleppen.

Zum Glück hörte man jetzt gemessene Kommandorufe und sah eine Reihe weißer Waffenröcke blinken. Militär war aufgezogen und hatte die Eingänge des Zeughauses besetzt. Mit gefälltem Bajonett ging ein Zug Soldaten gegen die Menge vor, trieb sie auseinander, verhaftete die Rädelsführer, so weit man ihrer habhaft werden konnte, und bemächtigte sich der geraubten Waffen. Die beiden Krieger, die Kitzinger eskortierten, ließen ihr Opfer fahren und suchten das Weite. Der Färber selbst aber fiel jetzt den richtigen Soldaten in die Hände und wurde vor den kommandierenden Offizier geführt, um sich als Waffenräuber zu verantworten. Indessen kam er mit dem bloßen Schreck davon. Man brauchte ihn wirklich nur anzusehen, um von seiner Engelsunschuld überzeugt zu sein. Der Offizier glaubte ihm aufs Wort, daß er zu seinen Waffen gekommen sei wie die Magd zum Kind, befreite ihn lachend von Säbel, Morgenstern und Pistole und ließ ihn laufen. Vorher aber konnte er sich nicht versagen, aus der Pistole noch einen Schuß gegen ihn abzufeuern, worüber Kitzinger entsetzt aufkreischte, obgleich es nicht geknallt hatte. Der Offizier erklärte ihm vergnügt, zum wirklichen Losgehen bedürfe es erstens eines Pulvers auf der Pfanne und zweitens eines Feuersteines statt des Stückchens trockenen Brotes, das im Schloß stecke. Aber der Färber meinte, es sei doch kein guter Spaß gewesen; denn er wisse von vielen Fällen, wo ein Gewehr losgegangen sei, trotzdem es nicht geladen gewesen wäre.

Jetzt begann unter behördlicher Aufsicht die regel-

rechte Verteilung der Waffen, und jeder, der sich entsprechend ausweisen konnte, bekam aus dem großen Vorrat, was ihm gerade zu Gesicht stand. An einem schönen Maiabend hatte sich auch der Guguck im Zeughaus eingefunden. Man anvertraute ihm auf seinen Wunsch eine große alte Arkebuse, ein mordsmächtiges Schießgewehr mit einem gewaltigen Haken, der den Rückschlag auffangen sollte, damit man nicht hinpurzle nach jedem Schuß. Das war schon fast eine kleine Kanone, vor der würden die Parlezvous schon Respekt kriegen, meinte er, wenn sie den Lauf über den Linienwall lugen sehen!

Über die Bognergasse und den Kohlmarkt trug er seine Hakenbüchse heimwärts und schwitzte weidlich dabei, denn sie wog gut ihre vierzig Pfund. Auf einmal machte sich im Gewühl der Menschen einer an ihn heran und hängte sich förmlich an ihn und redete etwas, aber er verstand es nicht. Es war, als griffe jemand nach seinem Gewehr und wolle es ihm wegnehmen. Unwillig wendete er sich und blickte um und hörte jetzt eine Stimme:

„Geben Sie mir zu tragen Ihre Muskete, Herr von Guguck, weil sie Ihnen wird zu schwer!“

Schabsel war es, der sich dienstwillig genähert und sich an ihn gehängt hatte. Aber der Guguck war stolz auf seine Hakenbüchse und wollte sie selbst nach Hause tragen. Was fiel dem zudringlichen Menschen ein, daß er sie ihm wegzunehmen versuchte? Er könne sein Gewehr ganz gut allein tragen, sagte er abweisend; und Sacktücheln kaufe er heut' keine.

„Der Herr von Guguck ist nicht stark genug, zu tragen eine so schwere Muskete bis in die Zieglergasse!“ sagte Schabsel.

„No, und der Schabsel,“ meinte der Guguck, „der ist vielleicht stärker als ich?“

„Der Schabsel ist gewohnt zu tragen seinen schweren Pünkel, aber der Herr von Guguck ist nicht gewohnt zu tragen einen schweren Pünkel.“

Kebach wiederholte, daß er sein Gewehr allein tragen wolle.

„Der Herr von Guguck muß nicht glauben," sagte Schabsel gekränkt, „daß ich will tragen die Muskete um Geld. Aber weil jetzt ist eine schwere Zeit, wo einer muß helfen dem andern, so hätt' ich mich gerne gezeigt erkenntlich für das Gute, das mir immer erwiesen hat der Herr von Guguck."

Kebach freute sich und lachte über sein ganzes Gesicht. Beinah' hätt' er den Schabsel umhalst, hätte die Arkebuse ihn nicht daran gehindert. Von allen Seiten wurde dieser Mensch, wenn Frieden war, getreten wie ein Hund; und doch wollte er jetzt in der allgemeinen Not mithelfen und auch das Seinige tun. Er dankte ihm und sagte, er nehme gern den Willen für das Werk, aber die Hakenbüchse sei ihm wirklich nicht zu schwer, er würde es schon zwingen, und ein Vaterlandsverteidiger müsse sich seine Waffen selbst tragen, sonst wäre es ja eine Schande, und man würde ihn auslachen. Der Schabsel möge sich irgend anders nützlich zu machen suchen.

„Wie soll sich nützlich machen ein armer Jüd'," sagte Schabsel traurig, „jetzt, wo es ist Krieg? Selbst geben sie mir keine Muskete, daß ich helfen könnt' verteidigen die Stadt und meine Kalle und meine Kinder. Und wenn sie mir geben täten eine Muskete, so tät' ich mich doch fürchten, daß sie geht los. Seh' ich aus wie ein Held? No also! Der Schabsel ist kein Held, der Schabsel ist ein armer Packesel. Aber wie soll sich nützlich machen ein armer Packesel, wenn niemand ihm gibt etwas zu tragen und alle glauben, er will es machen um Geld?"

Der Guguck meinte, es würde sich schon irgend eine Schanzarbeit oder dergleichen auf den Basteien für ihn finden, wenn er mittun wolle. Er dankte ihm nochmals und trug seine Hakenbüchse weiter, über die Stadtgrabenbrücke, deren Geländer noch immer

wackelte, und durch das Burgtor, das noch immer nicht frisch angestrichen war. Auf dem Glacis fiel es ihm auf, daß es so menschenleer war, und als er sich den kaiserlichen Stallungen näherte, bemerkte er, daß es auch auf dem Getreidmarkt und auf der Laimgrube wie ausgestorben aussah. Das Gewehr drückte jetzt wirklich schwer auf der Schulter, und die Abendsonne stach, daß er stehen bleiben und sich die Stirne trocken wischen mußte. Aber wie er wieder weitergehen wollte, da trat auf einmal auf dem Glacis unter der Laimgruben ein Träublein Soldaten hinter der Johanneskapelle nächst den kaiserlichen Stallungen hervor und rief nicht etwa „Wer da!“, sondern ganz ungeniert „Qui vive!“

Erst wollte er lachen über eine solche Dreistigkeit, und dann meinte er einen Augenblick, er habe einen bösen Traum. Als er aber sah, daß es wirklich Franzosen waren, da fuhr ihm der Schreck gehörig in die Beine. Ja, wo kamen denn die her, wie vom Himmel geschneit? War denn der Feind schon in die Vorstädte eingedrungen, ohne daß man drinnen in der Stadt, wo doch ansehnlich genug Militär stand, etwas davon wußte? Am liebsten hätte er geweint vor Zorn und Scham über eine solche Überrumpelung. Und dann wurde er sich auf einmal seiner eigenen Lage bewußt. Ganz schwindelig ward es ihm vor den Augen, denn es fiel ihm ein, daß sie es für Kriegsrecht halten könnten, jeden Nichtkombattanten, der sich mit der Waffe in der Hand betreten ließ, durch Erschießen vom Leben zum Tode zu befördern. Starr und kreidebleich stand er vor ihnen und konnte auf die Fragen, die sie an ihn richteten, nicht antworten, weil er sie nicht verstand. Da er aber annahm, daß sie ihm vermutlich sein Nationale abfragen wollten, so faßte er sich ein Herz und stellte sich vor.

Der blaue Guguck aus der Zieglergasse sei er und einer der vermöglichsten Zeugweber am Grund. Und falls er jetzt ihr Gefangener wär' — auf ein Löse-

geld käm' es ihm gerade nicht an, wenn es schon durchaus sein müßt'.

Sie verstanden ihn zwar auch nicht, doch erkannte er zu seiner freudigen Überraschung, daß sie gar nicht besonders aufgebracht waren und sich untereinander ganz gemächlich über ihn zu unterhalten schienen. Da sie ihm weder Handschellen anlegten, noch auch nur Miene machten, ihn gefangen zu nehmen, fiel ihm eine Zentnerlast vom Herzen, und er dachte, das Klügste würd' es wohl sein, so zu tun, als ob nichts geschehen wäre, und sich gesprächsweise mit ihnen einzulassen. Er fragte, wie sie denn hereingekommen wären, und meinte, wenn er aufrichtig sein dürfe, so müsse er schon gestehen, daß es ihm keine besondere Freude mache, sie hier zu sehen. Sie schüttelten aber nur den Kopf, weil sie kein Wort verstanden. Er zuckte die Achsel und drückte durch Handbewegungen sein Bedauern aus, daß es ihm unmöglich sei, sich verständlich zu machen. Und schließlich, da sie jetzt einmal da waren und auch wie Menschen aussahen und sogar wie recht gutmütige, bedachte er, daß die armen Kerle eigentlich nichts dafür könnten, wenn ihr Empereur sie in unsinnigen Tag- und Nachtmärschen auf Wien hetze. Als einzelnen Menschen dürfe man es ihnen nicht nachtragen, genug verstaubt und herabgekommen sähen sie ohnedies schon aus. — Sie würden wohl recht totmüde sein? fragte er; und auch lieber zu Haus bei den Ihrigen sitzen, als da an der Laimgrube herumzustrabanzen? Und als sie abermals den Kopf schüttelten, wurde er ungeduldig und sagte ärgerlich, mit dem Zeigefinger auf seine Brust deutend:

„Parlez-vous français, Monsieur? Non monsieur! Nix französisch! Nurr deitsch! Nurr deitsch!"

Da lachten sie und bedeuteten ihn, er könne jetzt seines Weges gehen. Er war recht froh darüber und ließ es sich nicht zweimal sagen. Er zog den Hut, und als sie ihn höflich salutierten, fand er, daß

sie recht gute Umgangsformen hätten und einzeln genommen überhaupt ganz nette Leute wären. Aber erst nachdem er sich ein paar Dutzend Schritte von ihnen entfernt hatte, atmete er tiefer auf und konnte jetzt erst so recht an seine Rettung glauben. Erlöst und erleichtert, mit dem Gefühl, einer ernsten Gefahr entronnen zu sein, setzte er, so schnell als seine Beine ihn tragen wollten, seinen Weg fort und stürmte wie ein Jüngling die Laimgrube hinauf.

Atemlos langte er im „Blauen Guguck" in der Zieglergasse an, und die Wettl schlug vor Schreck und Staunen die Hände zusammen, wie er erzählte, daß er mit den Parlezvous zusammengestoßen sei. Der Kupka war gerade da, sein Schneider, der hatte Kebachs Nankinbeinkleider ausgelassen, die um die Mitte etwas zu knapp geworden waren, und wollte jetzt anprobieren. Aber angesichts solcher Neuigkeiten vergaßen sie beide aufs Hosenprobieren, der eine vor lauter Erzählen, der andere vor lauter Zuhören. Der Kupka mußte sich setzen, es wurde ihm fast ein wenig herzschwach, er sank auf einen Stuhl und kreistete vor Schreck, indem er unausgesetzt die langen, beweglichen Finger wie aufgeregte Schlangen durcheinanderkriechen ließ.

Und ob sie ihn denn nicht standrechtlich erschossen hätten? fragte er ganz benommen.

„Auf ein Haar! Es hat nicht viel gefehlt!" beteuerte der Guguck.

„Nein, den Schrecken! Nein, den Schrecken! Heiliger Johann von Nepomuk!"

„Ich hab' ihnen natürlich gesagt, wer ich bin," erzählte Kebach. „No, und da haben wir dann ganz friedlich miteinander geredet. Sie können ja eigentlich nichts dafür, die armen Soldaten, daß sie in den Krieg müssen, sicher wären sie auch lieber zu Haus geblieben. So einzeln genommen sind es gar nicht üble Leut'. Man kann ihnen fast nicht bös sein. Und daß sie durchaus kein Lösegeld haben annehmen

wollen, war sogar sehr anständig von ihnen. Überhaupt — einen gewissen Schliff haben sie, die Parlezvous, das wird jeder sagen müssen, der einmal näher mit ihnen verkehrt hat. Schad', daß wir in Feindschaft mit ihnen leben müssen!"

Er zeigte mit der Hand, wie sie ihm salutiert hatten, und machte eine leichte Verbeugung dazu.

Endlich erinnerte sich Wettl, daß er ja ausgezogen war, um Waffen zu fassen. Ob er denn keine bekommen hätte?

„Freilich," sagte er, „eine mordsmäßige Hakenbüchse!"

Wo sie denn wäre?

Da wurde es ihm selbst erst recht bewußt, daß die französische Patrouille ihm das Gewehr abgenommen hatte. In seinem Todesschrecken und der darauf folgenden Erleichterung hatte er an die alte Arkebuse gar nicht mehr gedacht.

„Ah sooo?" machte Kupka; „haben sie Ihnen Schießprügel weggenohmen?"

„Tun Sie nicht so böhmakeln!" herrschte Kebach ihn an.

„Und der Herr Vater hat das Gewehr wirklich hergegeben?" stieß Wettl zornig hervor.

„Hätt' ich mich vielleicht sollen massakrieren lassen?" rief er etwas beschämt. „Wär' dir das vielleicht lieber?"

Nein, das mußte sie einsehen, so kriegerisch sie gesinnt war. Eigentlich konnte sie totfroh sein, daß sie den Vater lebendig zurück hatte. Und wenn die Franzosen ohnedies schon an der Laimgruben standen ....

„Alsdann, jetzt mach mich nicht fuchtig!" sagte er. „Es ist traurig genug, daß die Parlezvous sich in die Vorstädt' einschleichen können, ohne daß in der inneren Stadt auch nur ein Mensch eine Ahnung davon hat. Aber wenn sie jetzt schon einmal herinnen sind in Mariahilf und Schottenfeld, so kann ich mich

doch nicht mit meiner Hakenbüchse in den Kuruzzenwall legen? Daß sie mich vielleicht von hinten herum umzingeln! Das muß doch jeder einsehen! Na also!"

* *
*

Keine achtundvierzig Stunden waren hingegangen, so hieß es, der Napoleon sei schon in Schönbrunn. An diesem Christi-Himmelfahrts-Tage war der alte Pimper nach Tisch ein wenig an der Luft gewesen, um die Fühler auszustrecken und zu sehen, wie es auf der Mariahilferstraße zugehe. Als er wieder nach Hause kam, ging er zu den jungen Leuten hinauf, die jetzt im obern Stock des Lordhauses eine bescheidene Wohnung innehatten. Er traf nur Fany an und erzählte, er habe französische Artillerie die Mariahilferstraße hereinfahren sehen, die innere Stadt halte sich und würde vermutlich bombardiert werden. Als Fany mit keiner Silbe antwortete, blickte er auf und gewahrte erst jetzt, daß sie rotgeweinte Augen hatte. Wo Thomas sei? fragte er Schlimmes ahnend. Sie brach in neue Tränen aus und schob ihm einen Brief hin.

In kurzen, einfachen Worten teilte Thomas mit, er habe sich entschlossen, auf den Basteien der Stadt gegen den Feind zu kämpfen. Er bringe es nicht über sich, der allgemeinen Not untätig zuzusehen, und wolle auch das Seinige dazu beitragen, den Franzosen das Leben nicht allzu leicht zu machen. Mündlich habe er von seinem Vorhaben nichts verlauten lassen wollen, weil er seine Frau und seine Eltern zu zärtlich liebe, als daß er ihren Bitten hätte widerstehen können, wenn sie ihm abgeredet hätten. Sie möchten es ihm verzeihen und ihn lieben, ob er nun wieder heil zurückkomme oder nicht.

Der englische Lord war tief bestürzt. Ob seine Frau schon etwas wisse? fragte er. Nein, die wisse noch nichts, sagte Fany, sie selbst habe den Brief

erst nach Tisch durch einen Boten erhalten, nachdem Thomas schon des Morgens sein Fernbleiben vom Mittagessen mit einem Vorwand entschuldigt habe. Und sie hätte noch nicht den Mut gefunden, der Mutter etwas davon zu sagen. Gemeinschaftlich entschlossen sie sich jetzt, hinabzugehen und die Mutter schonend von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen. Die englische Lady ertrug es leichter als ihr Mann und ihre Schwiegertochter. In Freud' und Leid war es ihre Art, heftig im Zimmer umherzufahren und alles Innere gleichsam körperlich auszutoben. Diese Gewohnheit, der sie auch jetzt treu blieb, lenkte ihre Gemütsbewegungen gewissermaßen nach außen ab. Sie jammerte zwar eine Zeitlang und haderte mit diesem Unglücksjahr, dem sie nie etwas Gutes zugetraut. Nachdem sie aber ihren Unmut kräftig ausgesprochen hatte, fing sie schon wieder an, sich und die andern zu trösten, und meinte, die wenigsten Kugeln träfen, und gar wenn man hinter Wall und Mauer sitze.

Fany fühlte bald, daß sie hier entbehrlich sei, und ergriff die nächste Gelegenheit, sich wieder in ihre Wohnung zurückzuziehen. Ihr ging der Entschluß ihres Mannes näher, als irgendjemand ahnen konnte. Denn sie allein hatte die innere Unstetigkeit und Freudlosigkeit mitgefühlt, die ihn seit einiger Zeit gefangen hielt, und wußte, daß weniger die geänderten Vermögensverhältnisse daran schuld trugen, als die Zweifel an ihr und ihrer Liebe, die sich in seiner Seele, sie konnte sich nicht recht erklären warum, festgesetzt hatten. Es war ihr nicht gelungen, das richtige Wort zu finden, das ihn erlöst hätte, und seine sonst so klugen Augen blieben blind für ihre wahrhaftigen Gefühle, die das übers Lordhaus hereingebrochene Unglück geläutert, vielleicht sogar erst zu lebendigem Leben erweckt hatte. Jetzt war ihr zumute, als sei sie es, die ihn fortgetrieben habe, und mit bewegtem Herzen empfand sie die Großmut, mit der

seine kurzen Zeilen von allem schwiegen, was ihn innerlich bedrückt haben mochte, und nur die Kriegsnot als Beweggrund seines Handelns gelten ließen.

In ihrer Unruhe und Herzensqual verfiel sie auf die abenteuerlichsten Pläne. Sie wollte ihm nacheilen, ihn auf den Basteien suchen und ihm sagen, daß sie ihn liebe, ihn allein und für immer, damit er es wisse, und damit noch ein letzter Schimmer Erdenglücks die Stunde verkläre, in der er vielleicht sein Leben aushauchen würde, von einer feindlichen Granate zerschmettert. Dann meinte sie wieder, es wäre besser, einen Boten zu senden, und setzte sich an den Schreibkasten ihres Mannes und schrieb ihm einen Brief und sagte ihm alles, was in ihr vorgegangen war, und daß nicht die Liebe sie zur Ehe, aber die Ehe sie zur Liebe geführt habe, und daß sie seine Gattin bleiben würde ihr Leben lang, ob er wieder heimkehre oder vor dem Feind bliebe und fürs Vaterland falle. Sie siegelte den Brief und versah ihn mit der Aufschrift — da kam ihr erst in den Sinn, wie schwierig, wie unmöglich es sein würde, ihn zuzustellen. Sie hatte keinen Boten, dem sie zutrauen mochte, Thomas unter den Tausenden und Tausenden von Soldaten und Bürgern aufzufinden, die die Bastionen verteidigten. Und dann bedachte sie, daß man fliegen können müßte, um überhaupt in die Stadt zu gelangen, deren Tore doch voraussichtlich geschlossen und von Kanonen bewacht waren. Nein, das waren alles unausführbare Pläne, sie mußte auf etwas anderes sinnen. Verzweifelt stand sie auf und ging mit der Hand an der Stirn im Zimmer auf und ab.

Noch war ihr die richtige Erleuchtung nicht gekommen, als bestürzt ihre Magd eintrat und sagte, ein Offizier sei draußen und wünsche sie zu sprechen, sie glaube, es sei ein Franzos. Nun kämen sie vermutlich schon mit der Einquartierung, meinte Fany unwillig; das Mädchen mög' ihn fragen, was er

wolle. Die Magd ging und kehrte zurück, er lasse sagen, er sei ein guter alter Freund. Und ehe Fany wußte, was sie denken und tun sollte, hörte sie einen Säbel klirren, und der Offizier schob das Mädchen beiseite und trat ohne viel Umstände ins Zimmer. Sie sah auf den ersten Blick, daß es keine österreichische Uniform war: dunkelgrün mit kirschroten Aufschlägen und kirschroten Hosenstreifen. Empört, daß ein französischer Offizier es wagte, in ihre Wohnung einzudringen, trat sie einen Schritt zurück und ballte unwillkürlich ihre Hände. Er aber hatte unversehens die Magd an der Schulter gefaßt und sie im Nu zum Zimmer hinausgedreht. Jetzt machte er die Tür zu und trat ihr gegenüber. Obgleich es nicht mehr ganz hell war, erkannte sie ihn.

„Schackerl!" rief sie entsetzt, als ob plötzlich ein Toter vor ihr aus dem Boden gestiegen wäre.

„So, Fany," sagte er lachend, „da bin ich jetzt. Ich hab' es dir doch versprochen, daß ich einmal komme, dich holen. Und nun bin ich da."

„Seltsam, daß du dich noch der alten Kinderscherze erinnerst," sagte sie sich fassend. „Und traurig, daß du uns als Feind wiederkommst."

„Gott, als Feind —!" sagte Schackerl. „Fällt mir gar nicht ein! Im Gegenteil! Wenn ich dir nicht gut wär', so wär' ich doch nicht gekommen, dich zu holen!"

Sie schwankte und wußte nicht recht, ob sie ihn als alten übermütigen Spielkameraden oder als französischen Offizier nehmen sollte. Der nachlässige und scherzende Ton, in dem er zu ihr redete, ärgerte sie und gefiel ihr doch gleichzeitig auch ein wenig. Das war ganz seine frühere Art, er war immer ein Eigener gewesen, man wußte nie recht, woran man mit ihm war — langweilig war er nicht, das mußte man ihm schon lassen, es hatte immer etwas eigentümlich Spannendes, mit ihm zu verkehren. Er setzte sich jetzt ganz gemächlich nieder und warf mit

der Ungezwungenheit des Sieggewohnten Tschako und Handschuhe auf den Tisch. Es war ein schöner blonder Mensch aus ihm geworden, der sich stattlich genug ausnahm in der kleidsamen Uniform.

„Also Fany, sei nicht ungemütlich,“ sagte er. „Setz dich zu mir und tu, als ob du zu Hause wärst. Und wenn du recht nett sein willst, so laß mir einen Kaffee oder so was Ähnliches kochen.“

Sie ging stumm hinaus und hieß die Magd einen Kaffee kochen. Als sie wiederkehrte, setzte sie sich gehorsam ihm gegenüber und sah ihn neugierig an. Es war ihr, als ob sie keinen eigenen Willen hätte in seiner Nähe. Trotz der schweren Sorgen, die sie eben noch bekümmert hatten, konnte sie an nichts mehr denken, als daß er nun auf einmal leibhaftig vor ihr saß. Äußerlich war sie ganz ruhig, fast wie traumwandelnd in seinem Banne; aber im Innern doch wie vor Erregung zitternd und aufs höchste gespannt, was da nun eigentlich herauskommen würde?

„Du hast mich vorhin einen Feind genannt,“ sagte Schackerl. „Wahrscheinlich glaubst du, ich sei ein Franzos geworden. Bin ich aber gar nicht.“

„Was bist du denn nachher eigentlich?“ fragte sie.

„Wie ich von hier weggegangen war, da bin ich zuerst nach Baiern gekommen. Da hat es mir aber gar nicht gefallen, die Baiern sind ein langweiliges Volk. Also bin ich um ein Häusel weiter gegangen und nach Württemberg gekommen. Da hat es mir besser gefallen. Die Schwaben sind wenigstens grob, das ist schon unterhaltsamer. Also blieb ich bei den Schwaben, und vorderhand bin ich königlich württembergischer Leutnant, wenn du nichts dagegen hast.“

„Und wie kommst du denn unter die Franzosen?“ fragte Fany.

„Es ist der ganze Rheinbund dabei, und wir gehören halt auch zum Rheinbund.“

„Weißt du,“ sagte Fany, „eine Schmach ist es,

daß du gegen dein eigenes Vaterland und gegen deine eigene Vaterstadt mittust!"

Er lehnte sich über den Tisch und sah sie unverwandt an.

„Pfui, Fany, schäm dich! So ein schönes, prachtvolles Frauenzimmer wie du — und willst moralisches Stroh dreschen, wie es im Guguckshaus üblich ist? Du mußt mit mir kommen, Fany! Du mußt halten, was du versprochen hast — so oder so. Ich will dich in eine freiere Luft führen und hinauf auf den Gipfel des irdischen Glücks. Da, wo du jetzt lebst, da muffelt es, oder duftet höchstens nach Lavendel. Wer die Welt kennt, der kommt über Vorurteile bald hinweg. Mein Alter hat gar nicht so unrecht gehabt: das Glück der Menschen ist die Hauptsach'. Vaterland hin, Vaterland her! Ein Glück ist es für jedes Land, wenn der Napoleon es erobert, denn der ist und bleibt doch schließlich der vernünftigste und großartigste Mensch, den es heute gibt!"

Er zog ein bedrucktes Blatt aus der Tasche. Da hab' er gerade eine Proklamation an die Bevölkerung von Wien bei sich. Die sage genau, was er sich denke. Ob sie sie schon gelesen hätte? Sie wußte von nichts und hatte noch nichts gelesen. Eine Kundmachung sei es, sagte er, dazu bestimmt, die Wiener zu beruhigen und über die wahren Absichten Napoleons aufzuklären.

„Schau dir's nur an," sagte er, „damit du auch zu einer besseren Einsicht gelangst, und damit du siehst, daß wir nicht als Feinde, sondern als wahre Freunde gekommen sind!"

Er entfaltete das Blatt und reichte es ihr hin. Neugierig überflog sie es: „Die Siege Napoleons des Großen sind nicht nur das Wunder und der Stolz des Jahrhunderts, sie sind auch das Glück und die Wohlfahrt der Nationen. Von dem Augenblicke des Sieges stehen die Überwundenen unter dem Schutze des Siegers, des Helden und des Weisen, der von

der Vorsehung dazu bestimmt scheint, die durch Vorurteile und Faktionen geängsteten Völker zu beruhigen und sie zu ihrer eigentlichen Bestimmung, zur höheren Stufe der Selbständigkeit, des eigenen Denkens und Wirkens zu erheben. Gerade einen Monat, nachdem die Österreicher den Inn überschritten, ist die siegreiche französische Armee in Wien eingerückt. Der Widerstand, den die Aufforderung zur Übergabe gefunden hat, hätte bei jedem andern belagernden Heere nachteilige Folgen für die Bewohner der Stadt haben können. Allein der Kaiser Napoleon ist überall Vater, sogar Vater jener Völker, deren Heere und Fürsten er bekriegen muß . . ."

Sie las nicht weiter, warf ihm das Blatt hin und stand auf. Sie zitterte vor Empörung.

„Mir scheint, das Dreschen von leerem Stroh wird anderswo betrieben als im Guguckshaus."

Sie fühlte sich jetzt auf einmal wie befreit. Der Zorn über die anmaßende und heuchlerische Sprache des korsischen Gewaltmenschen, den er verehrte, hatte sie aus den Fesseln erlöst, mit denen Schackerls Wille sie gleichsam zu umklammern drohte. Er mochte es spüren und veränderte rasch die Front.

„Gut," sagte er, das Papier gemächlich wieder einsteckend; „in dem Punkte sind wir also verschiedener Ansicht. Dafür wollen wir uns in allen anderen Punkten um so besser miteinander vertragen — gelt, Fany?"

Er streckte ihr die Hand über den Tisch entgegen. Da war aller Zorn und alle Freiheit wieder dahin. Sein Lächeln, seine ganze Art hatten etwas so Liebenswürdiges, daß ihr Widerstand schmolz. Wie ihrer selbst nicht mächtig reichte sie ihm die Hand und fühlte beseligt den starken Druck der seinigen.

Die Magd brachte den Kaffee.

„Du hast nichts dagegen, daß ich mich bediene?" sagte Schackerl und schenkte sich ein. „Ach, ist es

gemütlich da! Und doch müssen wir fort. Du könntest dich inzwischen bereit machen, Fany?"

„Jetzt laß endlich die schlechten Späße," sagte Fany fast zitternd vor Angst.

Er blickte auf, seine Augen glitten über ihre Gestalt hin, es war, als ob sie sie umschmeichelten und liebkosten.

„Du scheinst nicht zu wissen, daß ich verheiratet bin?" sagte sie leise.

„Wenn ich es nicht wüßte, so hätt' ich dich ja nicht finden können. Aber aus Liebe wirst du wohl nicht geheiratet haben, da du mich liebtest?"

Verwirrt und gespannt hing sie an seinen Lippen. Sie wagte es nicht, die halbe Frage zu beantworten, mit der er geschlossen hatte.

„Wenn du es also weißt, daß ich verheiratet bin . . ." stammelte sie.

„Nun?" fragte er. „Was weiter?"

„Ich versteh' nicht, wie du es meinst . . ." sagte sie fast atemlos vor Herzklopfen.

„Du hattest mir versprochen, die Meinige zu werden," sagte er finster. „Aber daß du nicht mit mir kommen willst, sehe ich jetzt. Du hast deinen Sinn geändert, und vielleicht ist es sogar besser so. Ich will dir nicht böse sein, wenn du mir dafür erlauben willst, hier zu bleiben, so lang ich in Wien bin."

„Wo willst du bleiben?" fragte sie wie entgeistet.

„Schau, liebe Fany," sagte er den Ton verändernd, „ich hab' dich so unsagbar gern. Und der Umstand, daß du verheiratet bist, braucht doch nicht auszuschließen, daß du mich auch noch immer ein wenig lieb hast! Warum sollen wir nicht glücklich miteinander sein, die kurze Spanne Zeit, die ich in Wien bleiben kann?"

Er blickte sie verlangend an, sie hatte das Gefühl, daß er gewohnt war, seine Siege über Frauenherzen auf Napoleonische Art, durch ein bis zur Unwahrscheinlichkeit kühnes Drauflosgehen zu erringen,

und daß er diese Taktik nun auch an ihr erproben wolle. Ihr Stolz bäumte sich auf. Dieser gute Schackerl unterschätzte sie. Sie glaubte ihn plötzlich zu durchschauen. Die seltsame Macht, die seine Nähe vom ersten Augenblick wieder über sie ausgeübt hatte, begann zu schwinden. Sein Wesen schloß nichts Geheimnisvolles mehr für sie ein. Der Reiz des Ungewöhnlichen, der ihn umwoben hatte, verblaßte.

„Wenn du es hören willst,“ sagte sie kalt, „so kannst du es hören: ich liebe meinen Mann.“

„Aus Liebe oder aus Moral?“ fragte er leichtfertig.

Sie flammte auf.

„Deinen Kaffee kannst du noch trinken, dann aber sieh zu, daß du fortkommst!“

„Fällt mir gar nicht ein!“ sagte er lachend. „Soll ich vielleicht auf der Straße kampieren? Es wird dir nichts übrig bleiben, als mir Unterschlupf unter diesem Dache zu gewähren.“

„Niemals!“ rief sie entschlossen. „Eher geh' ich selbst davon! Hier kannst du nicht wohnen, deswegen brauchst du noch lange nicht auf der Straße zu kampieren. Es gibt Häuser genug in Wien, wo du wohnen kannst, warum gehst du nicht zu deinem Vater?“

„Dem alten Herrn will ich meinen Anblick ersparen. Wenn man sich gegenseitig nichts Angenehmeres zu sagen hat, als wir einander zu sagen hätten, so ist es zehnmal gescheiter, man schenkt sich Etikettsbesuche. Und dann steht es ja auch nicht in meinem Belieben, da oder dort zu wohnen, wo es mir gerade gefällt. Der Soldat ist nicht sein eigener Herr, der Quartiermeisterstab entscheidet über sein Schicksal.“

Er zog seinen Quartierzettel hervor.

„Hier les' ich doch recht, da steht es schwarz auf weiß: Im Haus ‚Zum englischen Lord‘ in der Schottenfelder Kirchengasse.“

In sprachlosem Unwillen starrte Fany ihn an.

So hatte er es also einzurichten gewußt, daß er in ihrem Hause bequartiert wurde, und mit seinem ersten Schritt über ihre Schwelle hatte er es offen gesagt, daß er an nichts anderes dachte, als sich ihrer zu bemächtigen, wie man sich eine Sache aneignet. Jetzt verstand sie, daß es ihm mit allem, was er scheinbar spielend gesprochen, im Grunde Ernst war, nur daß er es bildlich und gleichnisweis gemeint hatte, wenn er sagte, er wolle sie mit sich fortführen, hinaus in eine freiere Luft und empor auf den Gipfel des irdischen Glücks. Jetzt begriff sie, daß die Weisheit seiner vermutlich oft bewährten Verführungskunst offenbar darin bestand, seine geheimsten Absichten so lang scherzend auszuplaudern, bis Ohr und Gewissen sich daran gewöhnt hätten.

„Es ist schlecht von dir," sagte sie tief empört, „daß du unsere fröhlichen, reinen Beziehungen aus der Jugendzeit durch wüste Soldatenroheit entweihst! Das ist schlecht von dir, Schackerl, grundschlecht!"

Sie brach in Tränen aus. Es war ihr, als ob sie in diesem Augenblick etwas verlöre, unwiderbringlich verlöre. Einen Menschen, dem sie gut gewesen war, eine teure Erinnerung, etwas Reines und Sonniges aus ihrer Kindheit. Jetzt erst spürte sie es, wie gut sie ihm noch immer gewesen war.

Schackerl sprang auf. Er schnallte seinen Säbel ab und warf ihn klirrend auf das Sofa.

„Fany, siehst du, ich bin kein Tugendbold, ich sag' es dir offen: ich habe viele Frauen geliebt, aber immer ist dein Bild mir vor Augen gestanden. Und jetzt, wo ich dich wiedersehe, verblaßt dieses Bild vor der Wirklichkeit, du bist schöner und entzückender, als ich dich je geträumt, ich liebe dich mehr, als ich irgendeine andere geliebt habe, ich liebe dich rasend, zum Verrücktwerden! Ich schieße mir eine Kugel durch den Kopf, wenn du nicht wenigstens duldest, daß ich in deiner Nähe bleibe!"

Eine schreckliche Angst vor ihm, vor ihr selbst,

bemächtigte sich ihrer. Sie entfloh ins Nebenzimmer und warf die Tür hinter sich ins Schloß. Sie eilte auf ihre Stube, raffte in blinder Hast das Notwendigste zusammen und rannte atemlos die Stiege hinunter. Auf dem Treppenabsatz hielt sie einen Augenblick still und überlegte, ob sie bei ihren Schwiegereltern Schutz suchen sollte — es war ihr kein angenehmer Gedanke, die englische Lady zu alarmieren und ihren aufgeregten Fragen Stand zu halten. Entschlossen lief sie weiter. In der Torfahrt begegnete sie einem Offiziersburschen in der Uniform von Schackerls Regiment, der einen Koffer ins Haus schaffte. Daran erkannte sie, daß Schackerls Quartierzettel echt war, und daß sie sich in seinen mit kühler Überlegung vorbedachten Absichten nicht getäuscht hatte.

Immer als ob ihr jemand auf den Fersen wäre, flog sie die Kirchengasse entlang und bog bei der Laurenzikirche in die Zieglergasse ein. Es begann bereits zu dunkeln. Wohin wollte sie eigentlich? Sie hatte ans Guguckshaus gedacht. Aber würde Schackerl sie nicht verfolgen, sie zurückzubringen trachten? Und wo würde er sie eher suchen als im Guguckshaus? Sie ging ihre anderen Verwandten und Bekannten durch — es paßte ihr nicht, ein großes Gerede auf dem ganzen Schottenfeld hervorzurufen, und überall gab es geschwätzige Zungen. Auch den Gedanken an die türkische und an die Scheuklappentante mußte sie aus diesem Grunde verwerfen. Schließlich beschloß sie doch, bei Wettl anzuklopfen, aber als sie an Tollrians Haus vorüberkam, das neben dem Guguckshause stand, ging es ihr wie ein Licht auf: am sichersten geborgen war sie eigentlich beim alten Herrn Tollrian! Dort suchte Schackerl sie nicht, und der alte Sonderling würde auch reinen Mund zu halten wissen! Ihm konnte sie sich am ehesten anvertrauen, da es sich doch um seinen Sohn handelte. Und es war ihr auch ein lieber Gedanke, daß sie dem Vereinsamten, Freud-

losen, die Nachricht bringen konnte, daß Schackerl wenigstens am Leben und gesund und nicht verkommen und gestorben war, obgleich sie sich nicht verhehlte, daß es ihn schmerzen mußte, nur mittelbar von seines Sohnes Anwesenheit in Wien unterrichtet zu werden.

Herr Tollrian wurde von einer Schafferin bedient, die nur über Tag kam und sich schon entfernt hatte, als Fany anläutete. Er öffnete selbst die Wohnungstür und war höchlich erstaunt, so seltenen und späten Besuch vor sich zu sehen. Indessen hieß er Fany eintreten und horchte halb verwundert, halb erschrocken auf, als sie ihm berichtete. Wie unziemlich Schackerl sich ihr gegenüber benommen hatte, verschwieg sie zartfühlend und deutete nur an, sie habe in Abwesenheit ihres Mannes nicht allein mit ihm in ihrer Wohnung bleiben und sich nicht ins Gerede der Leute bringen wollen. Er schien zu verstehen, seufzte und war sichtlich bekümmert. Es sei ihm ein wahrer Trost, daß er wenigstens einigermaßen gutmachen und ihr Unterkunft bei sich anbieten dürfe, da ihm ohnedies mehrere Zimmer unbewohnt stünden. Um ihm auch etwas Gutes zu sagen, erzählte sie, mit welcher Begeisterung Schackerl zur Napoleonischen Sache halte. Sie wußte, daß Tollrian kein Vaterländischgesinnter war, und meinte, daß der Sohn mit Freude und aus Überzeugung bei seinem Berufe sei, könne den Gram des Vaters wenigstens einigermaßen lindern. Aber gerade damit traf sie, ohne es zu ahnen, den Alten am tiefsten ins Herz. Alles hätte er seinem Sohne eher verziehen, als daß er ein Landsknecht der Gewaltherrschaft geworden war. Er sank in sich zusammen und schien in Minuten um Jahre zu altern. Jetzt mochte er es empfinden, als ob sein ganzes Leben und Lehren verfehlt und verdorben, nicht bloß überflüssig, nein, weniger als überflüssig gewesen sei.

Fany, die nicht recht begriff, was in ihm vorging, meinte, es nehme sie wunder, ob er sich denn

nicht auch ein bißchen freuen könne. Schließlich sei ein gesunder, kräftiger, blühender Sohn immerhin mehr als ein toter, und ein königlich württembergischer Leutnant mehr als ein verkommener Haderlump. Aber Tollrian trabte wieder auf jenem Prinzipienpferd, von dem er selbst einmal bekannt hatte, daß es den Koller habe und den Reiter dahin trage, wohin es wolle, und nicht dahin, wo der Reiter hinwolle. Und er sagte, lieber säh' er seinen Sohn tot vor sich oder als Verkommenen — lieber noch, denn als ein willenloses Werkzeug des Empires, das die große Revolution, die herrlichste Geistestat der Menschheit, nicht bloß beerbt, sondern auch geschändet habe.

Sie gab es schließlich auf, ihn milder gegen Schackerl zu stimmen, und meinte, wenn er eine Nacht darüber geschlafen hätte, würde er schon wieder ruhiger werden. Früh zog sie sich auf das Zimmer zurück, das Tollrian ihr angewiesen hatte, und dachte darüber nach, ob es das Haus „Zum ewigen Leben", oder das Haus „Zur Göttin der Vernunft" sei, in dem sie übernachten würde. Sie entschied sich für das erstere, denn sie empfand es deutlich, daß alle Vernunft nicht ausgereicht hätte, sie an dem Abgrund, an dem sie gestanden, unversehrt vorbeizuführen, und daß es etwas anderes sei, das sie gerettet habe, etwas still Verborgenes, das zutiefst in ihrem Innern wohnte und vielleicht ein Teil jener unsterblichen Kraft war, die alle Vernunft übersteigt und überdauert. Und dann dachte sie an ihren Mann, der sich in Gefahr begeben hatte, um für sein Vaterland und seine Vaterstadt zu kämpfen, und es bangte ihr um ihn, und indem ihre liebenden Gedanken zu ihm flogen, fühlte sie, daß der eigene Reiz, den der vorurteilslose Schackerl einst auf sie ausgeübt hatte, hinweggeweht war — für immer.

* * *

An demselben Abend, wo Schackerl den unerbetenen Besuch bei Fany gemacht hatte, lagen auf der Löwelbastei, jeder seine Muskete im Arm, zwei Männer, der eine in Bürgerkleidern, der andere mit einem weißen Soldatenfrack angetan, nebeneinander auf der Erde und lugten zwischen den Schanzkörben und Wollsäcken über das Glacis hinweg nach der Häuser-Lisière der Vorstädte Spittelberg und Josephstadt und nach dem langgestreckten Gebäude der kaiserlichen Stallungen hinüber.

„Schauen Sie einmal dorthin, Vincenz, über den Seitenflügel des Hofstallgebäudes,“ sagte der eine. „Ist das Rauch, was von Zeit zu Zeit dort aufwirbelt, oder ist es Staub?“

„Meiner Seel', schon wieder eine Wolke!“ sagte Vincenz. „Aber was ein Pulverrauch ist, das kenn' ich von Austerlitz her. Es muß Staub sein,“ entschied er. — „Wissen Sie, Herr von Pimper, was ich glaub'? Ein Haus werden sie dort niederreißen — in der Breiten Gasse ungefähr muß es sein, am Spittelberg.“

„Wer wird denn heut' dort arbeiten und ein Haus einreißen, am Christi Himmelfahrtstag!“

„Nicht die Maurer mein' ich,“ sagte Vincenz. „Die Franzosen.“

„Wozu sollten die Franzosen ein Haus einreißen?“ fragte Thomas, der in der Kriegskunst nicht so erfahren war wie sein Gefährte.

Eine neue Staubwolke wirbelte auf.

„Verdammt,“ sagte Vincenz, „der Hügel hinter dem Hofstallgebäude ist der einzige in der Nähe, den die Blauröcke benützen können. Es wär' ein Wunder, wenn sie nicht darauf verfallen, ihre Stücke dort aufzufahren. Wissen Sie, Herr von Pimper, was ich glaub'? Sie werden ein Haus niederreißen, damit sie ihre Haubitzen aus der Breiten Gasse bequem auf den Hügel hinter den Stallungen schaffen können.“

Thomas führte sein kleines Fernglas ans Auge, das aus einer Röhre aus Pappe bestand, in die ein paar Linsen eingefügt waren. Angestrengt spähte er über das Dach des Hofstallgebäudes hinweg und musterte die dahinter aufragende Häuserzeile.

„Eine kleine Zahnlücke ist da," sagte er, „die früher nicht gewesen ist, kommt mir vor. Und von Zeit zu Zeit sieht man darin etwas krabbeln und blitzen."

„Wenn ich der Erzherzog Max wär'," sagte Vincenz, „so ließ' ich jetzt alle Stücke auf die Stell' richten und tät ordentlich dreinpfeffern."

„Unsinn! Da wären ja alle Häuser in der Näh' beim Teufel und ihre Bewohner auch."

„Dieser Täg' wird noch mehr zum Teufel gehn als ein paar Zinshütten," bemerkte Vincenz mit dem Gleichmut eines an Kriegsgreuel Gewöhnten. „Wenn sie einmal mit Kanonen herschießen — was wird uns denn übrig bleiben, als zurückschießen? Und wenn das acht oder zehn Täg' so fort geht.... No ja, acht oder zehn Täg', heißt es, braucht der Erzherzog Generalissimus, eh' daß er uns mit der nach Böhmen zurückgeworfenen Armee zu Hilf' kommen kann. So lang müssen wir uns halten. Und können es auch! Denn mehr als zehntausend Mann reguläres Militär soll in der Stadt sein, und außerdem heißt es, daß ein paar Landwehrbataillone vom Hillerischen Korps vom linken Donauufer über die Taborbrücke zu uns gestoßen sind. Also, dazu kommt die Bürgermiliz, an die tausend Mann vom Studenten- und Künstler-Korps und das freiwillige Aufgebot, zu dem wir zweibeide gehören. Wär' nicht aus, wenn wir alle miteinander die Stadt nicht acht oder zehn Täg' halten könnten! Aber freilich — wenn wir acht oder zehn Täg' lang auf unsere Vorstädt' hinüberkartätschen, so schießen wir ganz Mariahilf, die schottischen Freigründ' und die Josephstadt zum Haufen. Da

bleibt kein Ziegel auf dem Dach und kein Stein auf dem andern."

„Das hab' ich gar nicht so recht bedacht," sagte Thomas kleinlaut.

Er hatte sich nur immer vorgestellt, die Franzosen würden Graben und Bastionen stürmen, und die Verteidiger sich gegen die Stürmenden wehren und sie womöglich zurückwerfen. Erst jetzt kam es ihm zu Sinn, daß der Fernkampf der Haubitzen das gewichtigste Wort in der Sache zu sprechen haben würde, und daß man die Kanonenrohre von den Basteien auf den weiten Kranz der eigenen, dichtbevölkerten Vorstädte richten mußte, wenn man die Franzosen treffen wollte.

„Wenn es so kommt," sagte er besorgt, „so schießen ja unsere Kanonen unsere eigenen Häuser und unsere eigenen Angehörigen zusammen?"

Vincenz wollte zeigen, daß er vom Scheitel zur Zehe ein ausgepichter Kriegsmann sei.

„Freilich," sagte er mit nicht ganz echtfärbiger Kaltblütigkeit, „das ist schon einmal nicht anders im Krieg."

„Das hätte man doch vorher überlegen müssen!" meinte Thomas den Kopf schüttelnd.

„Der Herr Meister hat es ja immer gesagt: am Kuruzzenwall müssen wir die Franzosen aufhalten. Und damit hat er recht gehabt. Und es wär' auch möglich gewesen, wenn die Verteidigung am Kuruzzenwall rechtzeitig in Stand gesetzt worden wär'."

Nebenan lagerte am Fuß einer Kanone eine Kompagnie Bürgermiliz. Der Zeugmacher Lorenz Bargetti von der „Hollerstauden" in der Wendelstadt war ihr Hauptmann. Er saß auf der Lafette und verzehrte Brot und Käse. Thomas rief hinüber und machte ihn auf die Bewegung aufmerksam, die sich hinter den kaiserlichen Stallungen wahrnehmen lasse. Er habe es schon bemerkt, antwortete Bargetti, die Türken hätten vor hundertdreißig Jahren ihre Bat-

terien genau an derselben Stelle aufgefahren. Das sei ein guter Posten, jetzt mehr noch als damals, weil das Stallgebäude die Stellung verberge und schütze. Thomas fragte, ob er meine, daß sie über das Dach hinweg Granaten werfen würde?

„Freilich!“ sagte der Bürgerhauptmann und aß ruhig weiter. „Sobald es dunkel wird, werden die Batterien zu spielen anfangen. Die können uns gehörig zu schaffen machen! Und wir werden sie nicht treffen, weil wir sie fast nicht sehen können, und werden unsere eigenen Häuser bombardieren.“

„Daran hätte man doch früher denken müssen!“ wiederholte Thomas.

„Jetzt sind wir Soldaten,“ sagte Bargetti. „Tun wir halt unsere Pflicht.“

Vincenz stieß Thomas in die Seite.

„Wissen Sie, Herr von Pimper, was ich glaub'? Dort drüben, am Ausgang von der Burggasse, da blitzt hie und da ein Bajonett auf. Dort muß eine Abteilung französische Infanterie stehen, die wahrscheinlich die Batterien gegen einen Ausfall sichern soll. Sehen Sie jetzt! Schauen Sie! Schauen Sie!“

Er schob sich vorwärts und hob sich auf die Knie, riß die Muskete an die Wange und zielte scharf durch die Scharte mit der Sicherheit eines Geübten. Der Schuß krachte.

„Gleich noch einen!“ rief er Thomas zu und schob ihn vor, während er selbst rasch wieder lud.

Thomas zögerte einen Augenblick. Das Herz pochte ihm bis zum Hals herauf. Er legte an und schoß. Es war das erstemal, daß er auf einen Mitmenschen geschossen hatte. Vincenz spähte blitzenden Auges hinaus. Es komme ihm vor, am Boden liege etwas, gerade an der Ecke des Hauses, und rühre sich nicht mehr. Mit zitternder Hand führte Thomas sein Fernglas ans Auge. Ja, dort lag ein Mensch in Uniform und rührte sich nicht mehr! Thomas hatte die Augen voll Tränen. Das sei kein Mitmensch,

das sei ein Gegenmensch, tröstete ihn Vincenz. Auch brauche einer, den man erschossen habe, darum noch lange nicht tot zu sein. Die meisten seien doch nur verwundet. Er möge keinen Kummer tragen, man glaube es gar nicht, wie schnell der Mensch oft wieder zusammenheile.

Die Sonne sank langsam hinter die fernen Höhenzüge des Wienerwaldes, und der goldene Knauf auf dem Turm der Laurenzikirche glitzerte über das Häusermeer herüber. Thomas dachte an Fany. Ob sie sich um ihn ängstigte? Doch wohl ein wenig — aus Gewohnheit des Zusammenlebens und weil er doch ihr Mann war. Aber daß sie tief für ihn fühle, wie er für sie, daran glaubte er nicht. Er hielt sich die Hand vor die Augen und sann. Was tat es, wenn eine feindliche Kugel ihn traf, daß er hinfiel und sich nicht mehr rührte wie jener Franzose dort unten? Dann war wenigstens sein sehnsüchtiges Herz getröstet, das vergeblich nach ihrer Liebe dürstete. . . .

Ein Zug Landwehr marschierte im Eilschritt hinten die Bastei entlang. Thomas und Vincenz wandten sich um und erkannten, daß es Lebolds Bataillon war, und auf einmal sahen sie ihn mitten darunter. Sie riefen ihm zu, und er gewahrte sie und winkte herzlich mit der Hand herüber. Aber er konnte nicht aus der Reihe treten und mußte vorwärts. Jetzt erhoben die Landwehrmänner ihre Stimmen und sangen begeistert das Landwehrlied. Ihre gleichmäßig trappenden Schritte und ihr Gesang verhallten langsam in der Ferne.

Der Abend war still und frühlingsweich, und der Abendstern glänzte friedlich am reinen Himmelsgewölbe. Auf einem mit Blüten übersäten Kastanienbaum, der auf der Bastei stand, saß eine Amsel und sang lange in die Dämmerung hinein ihr schmelzendes Lied. . . .

Vincenz hatte sich auf einen Sandsack gesetzt und

war ein wenig eingenickt. Bangen Herzens spähte Thomas nach dem Spittelberg hinüber, wo man hie und da einen schwachen Lichtschein und eine gewisse Bewegung wahrnehmen konnte. Leise sank die Dunkelheit nieder, und am Himmel oben flimmerten die Sterne. Jetzt kündete von den Augustinern herüber die Turmuhr die neunte Stunde. Da leuchtete plötzlich drüben ein Blitz auf, ein dumpfer Krach rollte über die Mauern hin, ein Seufzen ging durch die Luft, und ein roter Faden wie ein Komet zeichnete sich für einen Augenblick in den tiefblauen Nachthimmel. Sogleich antwortete aus nächster Nähe ein Donnerschlag, der die Erde erschütterte. Das Geschütz, um das die Bürgerwehr gelagert hatte, war gelöst worden.

Von allen Basteien, die man übersehen konnte, flammte es jetzt auf, Schlag auf Schlag beantworteten die österreichischen Batterien das Brüllen der ehernen Schlünde, das sich drüben erhoben hatte, und ein unausgesetztes Grollen und Sausen erfüllte die Luft. Soldaten und Bürger, wie sie auf dem weiten Kranz der Bastionen standen und lagen, hatten ihre Musketen fester gepackt und in Anschlag gebracht und erspähten, vorsichtig hinter ihre Deckungen gedrückt, in fieberhafter Erregung die Gelegenheit, wenn drüben ein hellerer Schein für einen Augenblick die feindlichen Stellungen deutlicher sichtbar machte. Dann knatterten in das wuchtige Dröhnen der Haubitzen hinein die Kleingewehrsalven, und ganze Mückenschwärme blutgieriger Musketenkugeln schwirrten unter den hohen Bogen feuriger Raketen, die die Granaten über den Himmel zogen, unsichtbar durch die Nacht, die Herzen des Feindes zu suchen.

„Wissen Sie, Herr von Pimper, was ich glaub'?" sagte Vincenz, indem er eifrig seine Muskete lud, die er eben abgefeuert hatte. „Ich glaub', ich hab' jetzt einen Offizier vom Pferd geschossen."

In demselben Augenblick fiel hinter der Lafette

der in der Nähe befindlichen Kanone eine geschickt geworfene Haubitzgranate nieder und krepierte mit einem fürchterlichen Krach. Thomas und Vincenz stießen ihre Köpfe aneinander, der Druck der Luft allein hatte sie ins Wanken gebracht. Sie sahen mehrere Mann von der Bürgermiliz aufspringen und in geduckter Haltung mit einer Laterne zurücklaufen und dann um eine Stelle herumstehen und sich niederbeugen. Und dann sahen sie andere, gleichfalls mit geducktem Oberkörper, im Laufschritt herankommen und eine Bahre tragen.

„Wer ist es denn?" rief Vincenz hinüber.

„Der Bürgerhauptmann Bargetti," hieß es zurück.

„Schwer?"

„Beide Beine wurzab, knapp ober den Knien."

„Fix noch einmal! Das Blut!" hörten sie einen sagen.

„Der ist fertig," sagte Vincenz, zielte und schoß. Während er seinen Ladestock wieder in den Lauf stieß, sagte er noch: „Schad' um den, das war ein guter Mensch!"

„Sehen Sie, dort!" rief Thomas und wies gegen die Stadt hinein.

Feindliche Brandgeschosse hatten ihr Ziel erreicht: ein großes, palastartiges Gebäude, das in der Nähe hinter der Bastei stand, loderte in hellen Flammen, und auch etwas weiter entfernt sah man Feuerschein.

* *
*

Kebach saß mit Wettl in der großen Wohnstube am Tisch bei der elenden alten Ölfunse, die immer so einen komisch rülpsenden Ton hören ließ, wenn man sie mit dem Schlüssel aufpumpte, was fast jede Viertelstunde einmal geschehen mußte. Der Guguck las in einem alten Jahrgang des „Toleranz-Boten", den er mit ausgestreckten Armen von sich hielt, um

besser zu sehen, ein Kapitel über Festungsbau und große Kanonen, und Wettl zupfte Scharpie und dachte dabei an — vieles und auch an die schönen Dinge, die sie in Schönbrunn zu Lebold gesagt hatte, und die sie jetzt immer festhalten mußte, daß sie ihr nicht davonliefen, gerade wo sie sie am notwendigsten brauchte. Und wie Vater und Tochter so friedlich nebeneinander sitzen, da hört man auf einmal: Bum—Bum—Bum ... ganz in der Nachbarschaft scheinbar, daß die Fensterscheiben klirren.

Sie fuhren zusammen und wußten nicht, was los sei. Schon ein paar Abende war der Vater nicht in der „Kohlkreinzen" gewesen. Denn so glimpflich es bei seinem ersten Zusammenstoß mit den Parlezvous abgegangen war — ein zweitesmal sehnte er sich nicht, mit ihnen zusammenzustoßen, und die sonderbaren Gerüchte, die durch die Luft schwirrten, ließen es ihm nicht ratsam erscheinen, am Abend auszugehen. Es hieß, daß die Franzosen Anstalt träfen, die innere Stadt zu belagern. Und jeden Bürger der Vorstädte, wurde erzählt, dessen sie habhaft werden, zwingen sie, ihnen Schanzarbeit zu leisten. Besonders aufgeregte Köpfe behaupteten sogar, später, wenn es zum Sturm auf die Basteien käme, würde jeder Franzos einen angesehenen Bürger der Vorstädte mit gefesselten Händen vor sich hertreiben und als Schild benützen, um sich selbst hinter seinem Leibe zu decken. So einen unfreiwilligen Panzer abzugeben, schien dem blauen Guguck nichts weniger als verlockend; darum blieb er während dieser unsicheren Zeit zu Haus und ging nicht in die „Kohlkreinzen".

Also und jetzt, ohne daß man wußte, warum und woher, auf einmal dieses Bum—Bum—Bum, immerfort, Schlag auf Schlag, ununterbrochen, und so dumpf und schwer, daß man gleich spürte, es sind Kanonen. Zuerst hofften sie, es wären vielleicht nur Signalschüsse, die bald wieder aufhören wür-

den. Aber das Gedonner hörte nicht mehr auf. Von Schlafengehen war natürlich gar keine Rede. Hinter dem großen Zampelstuhl Kebachs stand Wettl am Fenster und lauschte fiebernd vor Erregung in die ausgestorbene Straße hinaus, während der Guguck sich ganz hinten in der Stube auf den Sessel gesetzt hatte, der neben Wettls Bett stand. Er konnte das Dröhnen der Geschütze nicht ausstehen und hielt sich immer einmal eine Zeitlang mit beiden Händen die Ohren zu. Und dabei strömte er in abgerissenen Stoßseufzern allerhand tiefsinnige Betrachtungen aus.

„Wie nur Menschen aufeinander schießen können! ... Wie ihnen nur so was einfallen kann? ... Kruzitürken noch einmal, der Napoleon möcht' ich nicht sein! ... Lieber ein Bandmacher! ... Oder gar ein Leinenweber! ... Lieber noch als so ein blutiger Kaiser! ... Dem sein Thron steht ja auf einem Berg von toten Menschen! ... Und was hat er schließlich davon? ... Wenn er ein Land erobert hat, will er das nächste erobern. ... Zufrieden ist er doch sein Leben nicht. ... Wenn ich ein Stück Flandrischen oder Levantine fertig gemacht hab' so hab' ich doch meine Freud' daran. ... Und es ist doch auch etwas, denn es ist schön und hat einen Zweck und einen Wert. ... Aber er — nur alleweil zerstören, nur alleweil niederreißen, Leut' umbringen, Felder verheeren, Dörfer und Städte niedersengen und niederbrennen! — Hab' ich nicht recht? Was?"

Aber Wettl hörte nicht, sie hatte verstohlen einen Fensterflügel geöffnet und sich weit hinausgebeugt, um die Straße entlang zu sehen. Er bemerkte es.

„Um Gotteswillen!" rief er, „daß am End' eine Kugel hereinfliegt! Wirst du gleich zumachen?"

Schnell kam die Wettl wieder herein, voll Entsetzen und fast weinend.

„Schauen Sie, Herr Vater! Da drüben ist der

Himmel rot wie Feuer! Es muß die ganze Stadt brennen!"

Er war schon außer sich, halb verrückt durch Angst und Sorge und durch das ewig gleichmäßige Gebrumm der Kanonen.

„Geh, laß mich," sagte er, „ich mag nichts sehen! Wenn mir die Schufte mein Gewehr nicht weggenommen hätten, so wär' ich jetzt auch auf der Bastei. Kreuz Laudon noch einmal, eine Hetz' tät' es mir machen, wenn ich mitten unter diese Halunken hineinpfeffern könnt'!"

Er rückte seinen Stuhl ans Fenster, wo Wettls Kavilierstock stand, und fing an, die Rohseidensträhne zu kavilieren, die darauf hingen.

Wettl konnte es nicht aushalten vor Unruhe und Neugierde. Leise schlich sie hinaus und rasch die Treppe hinunter. Irgendwen würde sie wohl finden im Haus, der mehr wüßte als sie. Einen Augenblick lauschte sie zum Großvater hinein, der schlief unbehelligt durch das Brummen der Geschütze den Schlaf des Gerechten; leise zog Wettl die Tür wieder ins Schloß. Als sie über den Hof huschte, sah sie, daß auch hinter den Bäumen des Gartens der Himmel purpurrot glühte. Ein Schauer lief ihr über den Rücken. Das Haustor stand halb offen, ein paar Gestalten lauschten in die Nacht hinaus. Es war die Kaplanek, ein Lehrbub und ein Halbgeselle, die Magd Katl und die Roslini, die sich unter Seufzern und Vermutungen leise miteinander unterhielten. Am Spittelberg, wußte die Kaplanek zu erzählen, stünden französische Haubitzen, die würfen Granaten in die Stadt hinein, und von den Basteien schössen sie mit schwerem Geschütz zurück. Das sei doch eine wahre Sünd', die eigenen Vorstädte zu bombardieren! In Mariahilf habe eine durch das Dach hereinfallende Kanonenkugel einen Schneidermeister, der schon neben seiner Frau im Bette lag, zerschmettert.

„Die Türken haben es nicht ärger getrieben,"

sagte sie, „als wie jetzt die Unsrigen! Hui, da tut's grad' wieder himlitzen! Na, ich red' jetzt überhaupt nichts mehr; herentgegen soll mir aber auch niemand abstreiten, daß ich es schon längst gesagt hab', es gibt ein Unglück!"

Atemlos rannte Wettl wieder zurück und überbrachte dem Vater die Neuigkeiten, die sie aufgefangen hatte. Sie war bewegt und beklagte die schönen alten Häuser und die stolzen, hochragenden Türme, die dabei zugrunde gehen würden, der Menschen gar nicht zu gedenken.

„Leicht, daß sich eine Kugel bis ins Guguckshaus verirrt!" meinte sie.

Aber der Vater antwortete ihr nicht. Er saß und kavilierte Seidensträhne. Es war, als ob er sie gar nicht gehört hätte.

„Hol dein Spulrad!" befahl er ruhig.

Sie tat es schweigend. Still machten sie sich an die Arbeit und begannen schöne, farbige Tramseide abzuhaspeln und zu spulen. Emsig und aufmerksam verrichteten sie alle Handgriffe, und der zarte, metallisch schimmernde Faden drehte sich von der Haspel und wickelte sich auf die Spulen, und unausgesetzt lag über dem leisen Schnurren und Summen ihrer friedlichen Arbeit das Getöse der Kanonen und das Klirren und Scheppern der durch das Beben des Bodens erschütterten Fensterscheiben. Und ohne ein Wort miteinander zu reden, arbeiteten sie die ganze Nacht durch, während draußen in regelmäßigen Zwischenräumen die Geschütze zu donnern fortfuhren, die milde Maiennacht mit ihren Schrecken erfüllend.

Gegen drei Uhr morgens mochte es gehen, als plötzlich lautlose Stille eintrat. Kebach horchte auf und wartete. Alles blieb ruhig. Da stand er auf, küßte seine Tochter auf die Stirn und begab sich in seine Schlafkammer.

Am andern Tag in der Früh rennt der Kupka

am blauen Guguckshaus vorüber und ruft fast triumphierend herauf, gerade wie die Wettl ihr Staubtuch über seinem Kopf ausbeutelt:

„Hat sich schon übergeben!"

„Wer?"

„Der weiße Fahn' wachelt von alle Türm'."

„Pfui Teufel!" sagt die Wettl.

„Geben Sie Obacht, Jungfer Wetti, ist Hochverrat!"

„Meinetwegen! Bleibt doch pfui Teufel!"

Bald verbreitete sich die Nachricht durch alle Gassen: die Franzosen hätten die Stadt in riesigem Bogen umfaßt und seien vom Lusthaus im Prater mit Übermacht gegen die Jägerzeile vorgedrungen, so daß dem jungen Erzherzog Maximilian nichts übrig blieb, als seine Truppen über die Donau gegen Spitz zurückzuziehen, wollte er verhindern, daß sie von der Hauptarmee abgeschnitten würden. Mit verhaltener Wut nahm die Bürgerschaft die vollzogene Kapitulation zur Kenntnis.

Eben hatte Wettl dem Vater, der noch im Speisezimmer beim Frühstück saß, mit fliegendem Atem berichtet, was der Kupka Schlimmes zu melden wußte, als sie vom Hof herauf ihren Namen rufen hörte. Ans Fenster tretend, sah sie zu ihrem größten Erstaunen Fany unten stehen, ohne Hut, mit noch ungeordnetem Haar, als ob sie, wie sie ging und stand, aus dem Hause auf die Gasse gelaufen wäre. Sie war kreidebleich und rang nach Worten. Wettl erschrak heftig: ob im Lordhaus etwas geschehen wär'? fragte sie bebend. Sie dachte nicht anders, als daß in der Nacht eine Granate ins Haus „Zum englischen Lord" eingeschlagen und jemanden von der Familie getötet hätte.

„Der alte Tollrian . . . der alte Tollrian . . ." stammelte Fany fassungslos.

Was es denn gebe? fragte der Guguck erschrocken, der gleichfalls ans Fenster getreten war. Der alte

Tollrian, stieß Fany mühsam hervor, habe sich ein Leid angetan. In seinem Schlafzimmer hänge er am Fensterkreuz, man möge nur rasch kommen, vielleicht sei noch Leben in ihm.

Der Guguck lief, was er laufen konnte, durchs Magazin in den Arbeitssaal, nahm ein paar Weber mit und eilte mit ihnen die Gesellentreppe herab und ins Haus „Zum ewigen Leben" hinüber. Die Kaplanek kam in den Hof gestürzt, vergewisserte sich bei Fany, daß es richtig wahr sei, und rüstete sich, um in den Pfarrhof zu „springen", wie sie sagte, und die „Wegzehrung" zu holen. Durch ihr Jammern aufgescheucht, kam der alte Salzküfel aus seinem Gelaß, sie rief ihm die Schreckensbotschaft zu, er bekreuzte sich, winkte seinem Hund und ging mit gesenktem Kopf und bekümmerter Miene aus dem Haus, wie man zu einem Leichenbegängnis geht. Roslini und Wettl hatten Fany ins Wohnzimmer hinaufgeführt und labten sie, denn sie war wie erschöpft durch alles, was sie seit gestern nachmittag erlebt hatte. Als sie anfing, sich zu erholen, erzählte sie, daß sie des Morgens, eben als sie sich angekleidet hatte, ein Geräusch in Tollrians Zimmer vernommen habe, wie wenn ein Stuhl umgefallen wäre. Darauf habe sie an die Tür gepocht, aber keine Antwort erhalten und nur ein schreckliches Röcheln gehört, und als sie dann die Tür geöffnet, da habe sie ihn hängen sehen...

Sie verfiel in einen Weinkrampf, Wettl und Roslini hatten genug mit ihr zu tun. Beide wunderten sie sich im stillen, wieso Fany in Tollrians Wohnung gekommen sei, und konnten sich's nicht zusammenreimen. Aber sie fragten nicht und faßten sich in Geduld, bis Fany es aus eigenem Antrieb erklären würde. Diese fand sich endlich wieder und hatte selbst das Bedürfnis zu sprechen. Sie erzählte, wie Thomas das Haus verlassen habe, um auf den Basteien zu kämpfen, und wie Schackerl plötzlich vor ihr aufgetaucht sei. Jetzt nahm sie sich kein Blatt mehr

vor den Mund und gestand Wettl offen ihre Jugendliebe zu Schackerl, die noch immer in einem verborgenen Winkel ihres Herzens, ihr selbst fast unbewußt, geblüht habe, bis er sie gestern durch seine Soldatenroheit ausgejätet. Und sie berichtete, wie sie vor ihm aus ihrer Wohnung geflüchtet sei und beim alten Tollrian Schutz gesucht, und wie der sich über Schackerl gekränkt und wahrscheinlich deshalb Hand an sich gelegt habe. Empört über den einstigen Jugendfreund und traurig, daß seine Rückkehr von so häßlichen Umständen begleitet war, hörte Wettl ihr zu.

Roslini, die inzwischen hinübergegangen war, um zu sehen, wie es um den alten Tollrian stehe, kehrte zurück. Man habe ihn herabgenommen, wisse aber nicht, ob er noch lebe; eben erst sei der Doktor mit den zwei Uhren angekommen. Für den Salzküfel habe Tollrian ein Blatt mit letztwilligen Anordnungen auf dem Tische liegen lassen, worin er seinen Leichnam der Anatomie vermache, in einer Nachschrift aber verfüge, daß man ihm Seelenmessen bei St. Laurenz lese, da es schließlich doch nichts schaden könne, wenn es schon nichts nütze. Wettl seufzte.

„Mir hat der arme alte Mann immer schrecklich leid getan. Für unsereins ist es leicht, einen tröstlichen Glauben zu haben. Wenn aber einer so viel studiert und so viele verschiedene Meinungen kennt, da muß es schon schwer sein, den richtigen Pfad durch das Gestrüpp zu finden.“

Fany wollte nach Haus, sie verzehrte sich in Ungeduld um Nachricht über Thomas. Wettl lieh ihr Hut und Tuch und begleitete sie mit Roslini durch den Hof, da trat der Guguck mit dem Salzküfel und mit Pater Bonifaz, dem Pfarrer von St. Laurenz, durch die Torfahrt ein. Der Guguck redete lebhaft und sah ganz aufgeräumt aus. Sie erfuhren, daß man den alten Tollrian wieder zu sich gebracht habe,

daß ihm weiter nichts fehle, und daß seine Schafferin ihn jetzt betreue. Ob er sehr traurig sei? fragte Wettl. Er weine immer wie ein Kind, sagte der Salzküfel, aber er glaube fast, es erleichtere ihn. Kebach wollte von Fany erfahren, wie sie eigentlich zum Tollrian gekommen sei, er verstehe die ganze Geschichte noch immer nicht, sie müsse ihm den Zusammenhang aufklären.

„Später! Später, Herr Onkel! Ein andermal, wenn Sie erlauben?" vertröstete ihn Fany und enteilte.

„Wir wollen ihn nicht richten," sagte Pater Bonifaz, das frühere Gespräch abschließend. „Danken wir Gott, daß er ihm noch eine Frist gegeben hat, ihn zu erkennen."

„Ja," meinte der Guguck, „jetzt ist es ein Glück, daß der Tollrian einer von denen ist, die nur eine Menge wissen, aber nie etwas zusammenbringen in ihrem Leben. Jetzt können wir noch froh sein, daß er es nicht einmal zusammenbringt, sich umzubringen."

„Nein, nein, Herr Sohn, daß er gar nichts zusammenbringt, kann man doch nicht sagen," meinte der Salzküfel mild. „Aber er ist halt ein Philosoph. Ich versteh' nicht, wie die es eigentlich machen — aber sie machen halt alles, was wir mit der Hand machen, mit dem Kopf."

„Ja, und darum ist auch der Kopf danach," sagte Kebach. „So wie die Andreherinnen einen ganz schiefen und dünnen Daumen und Zeigefinger kriegen, so ähnlich wird bei denen der Kopf."

„Aber schwer muß es schon sein," meinte der Salzküfel, „alles mit dem Kopf machen statt mit der Hand!"

„Ah belei!" behauptete Kebach. „Eins ist nicht schwerer als das andere, es kommt nur auf die Übung an. Ich hätt' vielleicht geradesogut ein Philosoph werden können wie ein Zeugmacher, wenn ich's gelernt hätt' — warum denn nicht? Aber g'freut hätt'

es mich nicht. Wenn ich etwas mach', nachher will ich auch sehen, daß ich etwas gemacht hab'. Oft denk' ich mir's beim Weben, wenn der Kettenbaum immer mägerer wird und dafür der Warenbaum immer dicker: das ist doch eine Freud', und ich weiß, warum ich mich plag'. Aber so beim Denken allein — vorher ist nichts und nachher ist nichts, alles nur in der Einbildung! Nein, das wär' nichts für mich!"

Der Pfarrer hatte inzwischen ein paar Worte mit Roslini gewechselt. Sie standen einander gegenüber und blickten sich tief in die Augen.

„Was macht denn die Musik, Jungfer Enzfelder? Wissen Sie, die gewisse, die niemand sonst hört?"

„Es klingt noch immer," sagte sie lächelnd, „und ich bin froh dabei. Und Sie, Hochwürden, spielen Sie noch manchmal die Orgel?"

„Selten, und nur wenn die Kirchentüren geschlossen sind. Ja, so wird man alt, und das Leben geht dahin, und man hat ja schließlich viele schöne Melodien gehört, aber die schönsten doch nur in der Einbildung — so als ob sie von drüben herüberklängen."

Die Kaplanek fegte zum Tore herein, einen dicken Bund ellenlanger Wachskerzen im Arm und in den Händen ein beinernes Kruzifix und einen ganzen Haufen Bruderschaftsbilder und Bruderschaftsgürtel, künstliche Rosen, geweihte Skapuliere und ähnliche Dinge, die nach ihrer Meinung zum Sterben gehörten.

„Ist es wahr? Lebt er wirklich?"

Der Herr Pfarrer winkte ab.

„Aber das Lorettohäuberl werd' ich ihm doch wenigstens aufsetzen dürfen?"

„Er lebt und ist klar bei Sinnen. Ich wünsche nicht," sagte er streng, „daß ihm etwas aufgedrungen wird, wonach ihn nicht verlangt."

Er reichte Roslini die Hand, grüßte freundlich

nach allen Seiten und entfernte sich. Auch die andern gingen jetzt jedes zu seiner Beschäftigung. Fast ein wenig enttäuscht zog die Kaplanek mit ihren Kerzen und Heiligtümern wieder ab.

Inzwischen war Fany mit pochendem Herzen nach Hause geeilt.

Ob man vom Herrn etwas gehört habe? fragte sie zitternd die Magd, die ihr die Tür öffnete. Nein, sagte diese, nichts habe sie mehr von ihm gehört, gar nichts!

„Gleich darauf, wie die gnä' Frau gestern abend weggegangen war, ist er auch davongeloffen, und der Bursch hat auch den Koffer gleich wieder fortgetragen. Und seither hat der Herr sich nicht wieder sehen lassen."

„Wer? Von wem redet sie eigentlich?" fragte Fany verwirrt.

„Na, von wem werd' ich denn reden? Von dem feschen Herrn Offizier halt, der gestern abend hier gewesen ist."

„Was geht der mich an?" rief Fany ungeduldig. „Ich frage doch nach unserm Herrn, nach meinem Mann!"

„Ja so, der!" meinte die Magd; „der ist vor einer Stunde heimgekommen, drinnen im Zimmer ist er. Ich hab' ihm schon ein Frühstück gekocht, weil er ja die ganze Nacht auf der Bastei gewesen ist."

Als Fany eintrat, saß Thomas an seinem Schreibkasten und las den verspäteten Liebesbrief, den sie gestern an ihn geschrieben, aber schließlich liegen gelassen hatte, da keine Möglichkeit gewesen war, ihn zu bestellen. Er stand auf und trat ihr entgegen, Tränen in den Augen, leuchtend vor Glück über das ganze Gesicht. Sie flog ihm an die Brust.

„Thomas! Thomas! Hab' ich dich wieder? Du guter, böser, ungläubiger Thomas!"

* * *

Ein paar Tage darauf klebt eine Kundmachung an allen Straßenecken: Alle Waffen abliefern bei Todesstrafe!

„Na, alsdann!“ meinte der Guguck. „Was hab' ich denn gesagt!“

Der Grundwächter kommt sogar nachfragen, ob keine Waffen mehr im Hause wären?

„Ein altes, rotes Parapluie, wenn S' wollen?“ lacht die Wettl.

„Ich hab' mein Gewehr schon abgeliefert,“ erklärte Kebach.

„An wen?“

„An wen? An die Parlezvous natürlich. Glauben Sie, ich brauch' warten, bis es dem Wohlleben*) einfällt? Das hab' ich schon lang gewußt, daß abgerüstet wird, wenn's mit dem Bum-bum aus ist.“

Der Vincenz kam wieder heim und ging noch ein paar Tage lang in seinem weißen Waffenfrack im Hause umher und erzählte von seinen Kriegstaten. Aber seine Muskete hatte auch er abliefern müssen.

Für die schottischen Freigründe war also der Krieg so gut wie zu Ende. Dafür wurde am Stammtisch in der „Kleinen Kohlkreinzen“ das Wortgefecht um so eifriger wieder aufgenommen. Die allgemeine Unzufriedenheit und Enttäuschung löste die Zungen. Man schimpfte leise auf die Eroberer, gegen die offen aufzumucken ein gefährliches Wagnis gewesen wäre, und laut auf die eigene Regierungs- und Militärgewalt, die vorderhand aufgehört hatte, die zuständige Obrigkeit zu sein. Die Lasten der Einquartierung wurden bitter empfunden, aber weniger dem Feinde aufs Kerbholz geschrieben, der nur nach Kriegsbrauch verfuhr, als den Eigenen, die die Kaiserstadt und ihre Bewohner im Stich gelassen hätten, nachdem alle Hohen und Vornehmen sich geflüchtet. Der Guguck hatte

*) Stephan von Wohlleben, Bürgermeister von Wien.

sonst eine gewichtige Stimme in der „Kohlkreinzen", aber in dieser Zeit der Unordnung war sein Einfluß im Sinken begriffen. Der rote Igel und die stille Andacht führten das große Wort und wurden nicht müde zu sticheln und zu wühlen und das eigene Nest zu beschmutzen.

„Stiefel über Stiefel!" sagte der Mestrozzi. „Erst lassen sie ganz gemütlich den Napoleon herein und geben uns preis. Dann führen sie die Regimenter recht weit fort vom Schuß und verstecken sie in irgend einem Winkel des Reiches, damit ihnen nichts geschieht. Assurdità! Wissen möcht' ich nur, warum der Erzherzog Johann uns nicht aus Innerösterreich zu Hilfe kommt?"

Das rote Haar des Woitech sträubte sich ganz widerborstig, wie es sich für einen richtigen Oppositionsmann ziemt.

„Und was treibt denn eigentlich der Karl so lange in Böhmen?" murrte er. „Sind denn in Böhmen Franzosen?"

„Der Kaiser wird schon wissen, was er will," meinte Kebach kleinlaut, „und der Karl auch; aber der Marl hat's verfehlt. Über den Kuruzzenwall hätten die Parlezvous stolpern müssen!"

Auch der grobe Schroll aus der Kaiserstraße, sonst mehr zurückgezogen und fast menschenscheu, war einmal da. Dem blieb Bürgermiliz und allgemeines Aufgebot ein Greuel. Mit seiner gewohnheitsmäßigen Bewegung fuhr er sich durch den weißen Haarbusch und machte grantige Augen.

„Die ganze Soldatenspielerei paßt nicht für unsereinen," sagte er. „Wie war es denn 1805, da der Napoleon in Schönbrunn Hof gehalten hat? Da hat die Bürgermiliz den Dienst und die Patrouillen versehen müssen, ist ihr aber weder Pulver noch Blei erlaubt gewesen. Alles war nur eine Komödie, und das einzige wirkliche Recht, das man uns eingeräumt hat, war, daß die Hausherren die Kosten der Einquar-

tierung haben tragen dürfen. Und auf das Zahlen wird's für uns Bürger auch dasmal wieder hinauslaufen, verlaßt euch darauf! Deswegen sollen sie uns bei unserer Arbeit lassen, damit wir was verdienen. Der hohe Adel mag in den Offiziersstand treten, das ist seine Bestimmung, und die Taugenichtse und armen Schlucker, die zu schlecht für ein Handwerk sind, sollen sie auch in die Uniform stecken, die verdienen nichts Besseres, uns aber lasse man in Frieden!"

„Was reden Sie, Schroll?" sagte der Guguck; „steht nicht Ihr eigener Bub, der Lebold, auch bei der Landwehr?"

„Aber gegen meinen Willen!" sagte der Schroll finster. „Das sind alles so überstiegene neuzeitliche Verdrehtheiten. Warum hat man die lebenslängliche Dienstpflicht aufgehoben, gerade in einem Zeitalter, das von Kriegslärm widerhallt wie kaum ein anderes? Was haben wir jetzt davon? Daß eine Menge Gesindel sich herumtreibt, das gelegentlich die Bäckerläden plündert, wie vor vier Jahren geschehen. Und statt dessen sollen jetzt anständige und unbescholtene Bürger und Bürgerssöhne den Schießprügel tragen? Das ist eine verkehrte Welt! Der Bürger zahlt seine Steuern und Umlagen und zinst der Grundobrigkeit. Dafür sollen die auch die nötigen Soldaten stellen und uns den Feind vom Leibe halten. Wir tun unsere Pflicht — sollen jene die ihrige tun, dann ist alles in schönster Ordnung!"

Kebach fühlte sich halb und halb persönlich angegriffen.

„Warum soll in Zeiten der Not nicht auch der Bürger Waffen tragen für Kaiser und Land? Das seh' ich doch nicht ein!"

„Wenn er sich zu dem Gesindel werfen will, das in der Livree herumrennt — ich hindere ihn nicht."

„Und so was läßt du dir sagen, muntere Tyrolerin?" versuchte Kebach aufzuwiegeln; „und steckst es ruhig ein, wo du selber bei der Miliz bist?"

„Gewesen!" sagte Reckenschuß. „Ich tu nicht mehr mit. Was werd' ich mich deswegen erhitzen!"

„Nein, das muß ich schon sagen," eiferte der Guguck, „wenn man sein Gewehr in der Faust hält und steht dem Feind gegenüber — das sind schon ganz eigene Empfindungen, die man dann hat. Wer es nicht kennt, der redet wie der Blinde von der Farb'!"

„Wo bist du eigentlich das erstemal im Feuer gestanden, blauer Guguck?" fragte Mestrozzi.

„Im Feuer nicht," sagte er zornig. „Aber glaubst du, das war nicht gefährlich an der Laimgruben? Freilich hab' ich vor der Übermacht kapitulieren müssen. Im Kriege ist das so: der Schwächere kapituliert vor dem Stärkeren. Das ist aber keine Schande. Regensburg hat auch kapituliert . . . ."

So wurde in der „Kleinen Kohlkreinzen" allabendlich große und kleine Politik getrieben und allerhand Scherz und Spott dazwischen.

Wie es aber gegen Pfingsten geht, da stecken sie an einem Abend die Köpfe gar besonders eifrig zusammen und flüstern miteinander und streiten nicht mehr, sondern zwinkern mit glänzenden Augen sich gegenseitig zu, wie in stillem Einverständnis. Ja, das waren Neuigkeiten! Der Generalissimus, heißt es, steht auf einmal am Bisamberg und hat die getrennten Teile seines Heeres zusammengezogen und bietet dem Bonaparte eine Entscheidungsschlacht im Marchfeld an. Vom Stephansturm kann man die Kanonen und die Helme und Kürasse der Reiter in der Sonne blitzen sehen!

An diesem Abend wurde es spät. Die plötzlich wiedererwachte Hoffnung suchte immer wieder nach neuen Worten sich auszusprechen. Und auf einmal, weil sich endlich wieder ein Ausblick zeigte, waren auch die Mißvergnügten wieder Patrioten. Wie triebkräftige, aber durch Nachwinterkälte zurückgehaltene Blattknospen des Frühlings hatte ihre vaterländische

Begeisterung nur eines Sonnenstrahls bedurft, um aufs neue ins Kraut zu schießen; und umso schöner gedieh sie, mit je mehr Grinzinger und Heiligenstädter sie begossen wurde.

In der großen Wohnstube des blauen Gugucks-hauses wurde dagegen viel geseufzt an diesem selbigen Abend. Dort saß Wettl mit der Roslini und der Nähterin Lois, die ihr Gesellschaft leisteten, bei der Ölfunse am Tisch und zupfte gemeinsam mit ihnen Scharpie und dachte an den Lebold. Von Thomas hatte sie gehört, daß er ihn gesehen habe, in jener Nacht, da die Stadt beschossen wurde, und daß noch vor der Kapitulation die Landwehr zugleich mit den Linientruppen über die Donau nach dem Marchfeld abgezogen sei. So nahe war er ihr gewesen, ohne daß sie es ahnte! Jetzt hieß es, Nußdorf gegenüber, an der sogenannten schwarzen Lacke, habe man Abteilungen der Wiener Bataillone beobachtet. Vielleicht stand auch Lebold in jener Gegend, die für gefährlich galt, weil man meinte, von Nußdorf aus könnten die Franzosen am leichtesten den Donauübergang erzwingen. Wer weiß, wie bald er das Scharpie nötig haben würde, das sie sorgsam aus der weichen Leinwand zupfte!

Aber Wettl schwieg und sagte kein Wort von dem, was in ihr vorging, es hätte ihr nur weh getan, davon zu sprechen. Und auch die Lois getraute sich nicht von Lebold anzufangen, obzwar sie gleichfalls fast wie eine Liebende an ihn dachte. Und die Roslini, die war überhaupt mehr eine Stille und lauschte nur immer in sich hinein. So hörte man neben dem Ticken der Standuhr auf dem Schubladkasten weiter nichts, als ab und zu einen leisen Seufzer, mit dem die drei Jungfrauen abwechselnd die barmherzige Samaritertätigkeit der emsigen Finger begleiteten. Und von Zeit zu Zeit machte die Ölfunse, wenn die Roslini sie aufpumpte, ein rülpsendes: „Quah“ —.

Einmal lächelte die Lois ein wenig mit der Spitze

ihrer Nase und sagte ohne weiteren Zusammenhang, es müsse nicht gerade immer eine verschluckte Nadel sein, von der der Segen ausgehe. Darauf schwiegen sie wieder eine geraume Zeit und rupften an ihren Leinwandflicken. Bis die Roslini endlich aufstand und meinte, es sei Zeit schlafen zu gehen, die Wettl möge sich nur wacker halten, es könne alles noch gut werden! Auch die Lois empfahl sich und wünschte ihr ruhsame Nacht.

„Dank' schön!" sagte die Wettl. „Und ich will auch zu Bett gehen. Den Herrn Vater kann ich doch nicht erwarten. Gleich nach dem Abendessen ist er fortgegangen mit einer sehr ernsten Miene unter dem Hut. Sicher haben sie wichtige Dinge miteinander zu besprechen in der Kohlkreinzen."

Als die beiden alten Jungfern sich entfernt hatten, trat Wettl an ihr Bett, das unweit der Tür in der Ecke stand, nahm den grünüberzogenen Kuvertrahmen ab und setzte das Bettzeug instand. Dann löschte sie die Ölfunse und begann sich zu entkleiden. Nicht daß sie, gleich dem heiligen Aloisius, von dem der Herr Kooperator von St. Laurenz so gern predigte, sich gescheut hätte, den eigenen nackten Fuß oder Arm zu erblicken, sondern wegen der im Bürgerblut liegenden Sparsamkeit. Denn eine Flamme, die nutzlos auch am geringsten Stümpchen zehrte, hätte ihr förmlich auf der Seele gebrannt. Und das Ausziehen traf sie auch in der Dunkelheit. Überdies fiel ein blasser Widerschein des Mondlichts in die Stube, das draußen auf der Straße lag.

Während sie sich gemächlich eines Kleidungsstückes nach dem andern entledigte und es zusammengefaltet auf den Stuhl neben dem Bett legte, ließ sie ihre Gedanken schweifen und dachte an dies und an das .... Aus geht schneller als an, dachte sie, indem sie mit einem Ruck des Daumens von der Kniekehle bis zur Ferse den Strumpf abstreifte .... Dann

dachte sie an ihren Großvater .... Wenn sie als Kind auf seinem Schoße saß, fuhr er manchmal mit seiner knöchernen Hand über ihr Gesicht auf und nieder. Und bei der Rückfahrt scheiterte er an der kindlichen Bummelnase .... „Hinunter geht's sehr gut," pflegte er zu sagen, „hinauf aber gar nicht." .... Niederreißen ist auch leichter als wieder aufbauen, dachte sie weiter. Wenn der Napoleon all die Häuser und Mauern wieder aufbauen müßte, die er niederschießen läßt! ....

Sie stieg ins Bett und streckte ihre Glieder .... Wenn halt jetzt die armen Soldaten auch so ein gutes Bett hätten! .... Vater unser, der du bist im Himmel, geheiliget werde dein Name, zukomme uns dein Reich, dein Wille geschehe — aber daß sie den Lebold erschießen, wird gewiß dein Wille nicht sein und darum wirst du es auch nicht geschehen lassen! .... Ach, es war doch schwer, so zu beten, wie sie dem Lebold in Schönbrunn gesagt hatte, daß man beten solle .... Vater unser, der du bist .... Vater unser, der du bist .... Vater unser .... Warum er ewig nicht heimkommt, der Vater? Gut, daß diese Nacht nicht geschossen wird! ....

Eben wollte sie einnicken, da holte die Glocke vom Laurenziturm aus und begann zu schlagen und machte unter tiefem, mitschwingendem Gebrumm wohlgezählte zwölf Schläge hintereinander. Mitternacht! Zwölf Uhr nachts! Es wurde ihr doch ein wenig enterisch zumute. Nicht daß sie sich vor Gespenstern fürchtete. Aber daß der Vater noch immer nicht nach Hause kam? Es konnte ihm doch leicht einmal etwas zustoßen in den ausgestorbenen Straßen, wenn er angeheitert nach Hause ging und vielleicht übermütigen französischen Marodeuren begegnete! Der Mond schien jetzt voll ins Zimmer und legte grelle, scharf geschnittene Tafeln über die Fichtenbretter des Fußbodens. Das Stangenwerk und Fadengewirr des Zampelstuhls, der am Fenster stand, warf unzählige

Linien sich überschneidender Schatten durch diese Helligkeit.

Sie schloß die Augen und nahm sich vor, an nichts mehr zu denken.

Wenn man einschläft, dachte sie, ist es gerade so, als ginge man die Mariahilferstraße nach Schönbrunn hinaus. Drinnen fahren noch eine Menge Wagen und Fuhrwerke und rasseln auf dem Pflaster. Dann kommt man auf die Chaussee, und nur hie und da fährt noch etwas an einem vorbei, aber man hört's nicht mehr arg. Und dann kommt man vor die Linie, da ist alles still, und ringsum sind grüne Felder, und nur die Lerchen zwitschern in der Luft, daß einem wohl und friedlich zumute wird .... auf den weiten .... auf den weiten, weiten grünen Wiesen ....

Und nun wäre sie wirklich eingeschlafen, aber sie vernahm leise tastende Schritte die Treppe herauf, und dann wie die Tür vorsichtig geöffnet wurde, und atmete erleichtert auf: Endlich der Vater! Ein ganz klein wenig mußte sie doch schon geschlafen haben, denn sie hatte es ganz überhört, wie er unten das Haustor aufschloß. Jetzt fiel es ihr auf, daß er den Riegel nicht vorschob, der statt eines Schlosses an der Tür angebracht war. Der Riegel machte einen eigenen, leise singenden Ton, wenn man ihn vorschob — das konnte sie unmöglich überhört haben. Sicher hatte er ein bißchen zu tief ins Glas geguckt, sonst hätte er nicht darauf vergessen. Sie beschloß aber nichts zu sagen und sich zu stellen, als schliefe sie schon, und den Riegel selbst vorzuschieben, wenn er in seine Schlafkammer gegangen wäre. Denn wenn er in solchem Zustande einer kleinen Anheiterung nach Hause kam, war er gewöhnlich sehr gesprächig und aufgeräumt und plauderte gern noch lange, wenn er sie wach fand. Das hätte sie ganz aus dem Schlaf gebracht.

Und richtig, schon näherten seine Schritte sich ihrem Bett. Sie schloß die Augen und tat, als schliefe

sie. Sie fühlte, wie er sich über sie neigte und sie eine Weile betrachtete. Sie hörte sein leises Atmen über sich und glaubte beinahe seinen Hauch auf ihrer Wange zu spüren. Schon stand sie im Begriffe, die Augen aufzuschlagen und ihn lächelnd zu umhalsen — da zog er sich lautlos wieder zurück und entfernte sich ebenso behutsam, wie er sich genähert hatte. Sie fand es rührend, daß er sich solche Mühe gab, sie nicht zu wecken. Fast unhörbar schlich er jetzt am Zampelstuhl vorbei, um sein Lager aufzusuchen, sie hörte, wie er die Tür öffnete — da fuhr sie auf und hob ein wenig den Kopf: das war nicht die Tür nach seiner Schlafkammer, das war die Tür nach dem Magazin, sie erkannte es deutlich am Ton. Was hatte er noch so spät im Magazin zu schaffen? Sollte er nach der Geldlade sehen wollen? Er wußte doch, daß die Losung jeden Abend aus der Budel genommen und in seine Schlafkammer gebracht wurde! Und dann wußte er doch auch, daß es in diesen kargen Zeiten überhaupt keine Losung gab. Wer kaufte jetzt schöne, schimmernde Seidenstoffe, wo die hohen Herrschaften und reichen Leute sich alle geflüchtet hatten und die anderen froh waren, wenn sie ein paar Gulden für Bäcker und Fleischer übrig behielten?

Wettl unterdrückte einen kleinen Seufzer. Sicher hatte der arme Vater Sorge um das Geschäft! Denn er war fast der einzige, der ohne Bestellungen die ganze Zeit her fortarbeiten ließ, als ob gar nichts besonderes wäre. Immer sagte er, man könne doch die Leute nicht brotlos lassen, und gerade in der allgemeinen Unordnung müsse man seinen gewohnten Weg gehen, das beruhige einen selbst und wirke auch beruhigend auf die andern. Wettl hörte jetzt, wie im Magazin Schubladen aufgezogen wurden. Offenbar will er die Einschreib- und Geschäftsbücher nachsehen, dachte sie, um seine Ausstände zu überschlagen. Was doch ein Hausvater sich sorgen muß Tag und Nacht, indes ein unnütz Frauenzimmer sich's im Bette wohl

sein läßt! . . . Aber daß er kein Licht anmacht? . . . Allerdings schien der Mond fast taghell . . . Wird sich's schon besorgen, wenn er mag, dachte sie; für mich wär's jetzt auch Zeit, daß ich einmal herumschliefe.

Sie schloß die Augen und sah abermals grüne Felder und Wiesen. Die milde Eintönigkeit ihres Anblickes hatte etwas Besänftigendes, und sie verlor sich mehr und mehr ins Weite. Sogar das leise Knarren der Tür, das nach einer kleinen Weile vernehmbar wurde, brachte sie nur halb zurück. Nun hätte sie aber doch die leisen Tritte des Vaters hören müssen, wie er sich aus dem Magazin in die Schlafkammer begab. Statt dessen trat vollkommene Stille ein. Diese unbegründete Lautlosigkeit schlug plötzlich an ihr Ohr wie heftiger Lärm. Emporschreckend, hob sie ein wenig den Kopf und sah ihn regungslos in der Mitte des Zimmers stehen. Er schien zu überlegen, in Gedanken verloren sich selbst zu vergessen. Jetzt tat er einen kleinen Schritt gegen das Fenster. Da fiel das volle Licht des Mondes auf ihn und sie sah, daß es ein fremder, bärtiger Mann war, der da stand. Ein Mann in französischer Uniform, mit schneeweißen Gamaschen an den Beinen.

„Jesus, Maria!" schrie sie, mit gleichen Füßen aus dem Bett setzend, warf einen Rock über und fuhr in ihre Hausschuhe. Dem Krieger kam diese kühne Aktion, die mehr einer Offensive als einer Defensive glich, so unerwartet, daß er sofort kehrt machte und sich im Schatten des Zimmers zu bergen suchte.

„Wart, Feigling, ich will dir heimleuchten!" wetterte sie, erwischte einen buchenholzenen Webebaum, schwer wie ein armdicker Mangbalken, und ging damit im Dunkeln auf ihn los. Er wie der Blitz zur Tür hinaus und Hals über Kopf die Treppe hinunter. Sie wutentbrannt hinter ihm drein, immer schreiend: „O, du verflixter Gauner! Du freu dich, wenn ich dich erwisch'! Willst es deinem Herrn, dem Napoleon, nachtun und dir was mausen? Na warte, ich will es

euch zeigen, was ihr verdient, ihr beide! Die Ohren reiß' ich dir aus, damit du an uns Wiener denkst dein Leben lang!"

Wie besessen rannte er durch den Hof davon, in blinder Flucht sah sie die weißen Gamaschen über den Gartenzaun setzen, und zornsprühend war sie hinter ihm her, fast auf seinen Fersen, wie eine Furie so wild und auch so geisterhaft flink und stürmend. Sie war nur mit dem Hemde und einem kurzen Röcklein bekleidet und sah ihre eigenen, festen, nackten Beine einen Augenblick im Mondlicht schimmern, als sie sich ihm nach, über den Zaun schwang — wie oft hatte sie's als Kind geübt! Aber jetzt hatte sie keine Zeit schamig zu sein. Sie dachte an nichts, als ihn beim Kragen zu packen.

Jetzt stob die wilde Jagd durch den Garten hinter dem Guguckshaus, mitten durch das hohe, taufeuchte Gras hin, quer durch Gebüsche und Boskets, und fröhlich über blühende Beete hinweg. Immer zappelten die weißen Gamaschen des ausreißenden Hasenfußes als ersehntes Ziel ihr vor Augen, und auf einmal erhoben sie sich wie gespenstig vom Erdboden und zappelten in die Luft hinauf wie geschäftige Geisterbeine. Was war das? Das Lattengitter im Schatten der Feuermauer, an dem der wilde Wein rankte, diente den hastigen Gamaschenbeinen als Leiter, und sie arbeiteten sich geschickt daran empor, und gleich darauf sitzt der ganze Mensch im vollen Mondlicht rittlings hoch oben auf der Gartenmauer. Das eine Bein ist schon drüben, das andre schlenkert noch in der Luft, jetzt schwingt er auch dieses hinüber, in hilfloser Wut sieht die Verfolgerin den Flüchtling entkommen, ihrer Rache entgleiten. Aber irgendwie möchte sie ihm doch noch an den Leib, im Nu zieht sie den Schuh aus, und wie er noch einmal das Gesicht nach ihr zurückwendet, da klatscht ihm ihr Pantöffelchen mitten auf die Nase. Im nächsten Augenblick ist der Mensch jenseits der Mauer verschwunden, aber

der Schuh auch. In ihrem Zorn sucht sie rasch nach einem saftigen Wort, das sie ihm noch nachwerfen könnte, allein er soll es auch verstehen. Sehr groß ist ihr französischer Wortschatz nicht, aber ein bißchen was stoppelt sie doch zusammen in der Eile und faßt es in das geflügelte Kraftwort: „Vous êtes un lièvre, Monsieur, vous n'êtes pas un soldat!" das sie dem Flüchtling über die Mauer nachwirft.

Jetzt erst kam ihr ihre mangelhafte Bekleidung zum Bewußtsein. Sie schämte sich ein wenig vor dem Monde, der still über dem Hausdach schwebte, und hinkte eilends zurück durch Garten und Hof in ihrem kaum bis zu den Knien reichenden Röckchen, die Beine strumpflos und den einen Fuß sogar ohne Schuh. Zum Glück rührte sich nichts im Hause, trotz des Geschreies, das sie verübt hatte. Umgebracht könnte man werden, dachte sie, ohne daß diese Schlafratzen etwas davon merken! Aber diesmal war es ihr lieb; Hilfe brauchte sie keine, sie hatte sich schon selbst geholfen. Sie fühlte sich sehr leicht und frohgemut. Besonders, daß sie dem Halunken noch ihre Meinung nachgerufen hatte, befriedigte sie höchlich. Und nachträglich mußte sie lachen, daß sie fast zu bersten meinte, als sie sich erinnerte, daß sie ihn sogar noch „Monsieur" tituliert hatte.

Sich schüttelnd vor Lachen, saß sie noch am Rande ihres Bettes, als sie jetzt wirklich den Vater das Tor aufschließen und den Flur entlang und die Treppe heraufschlürfen hörte. Mit geröteten Wangen und blitzenden Augen trat er ein, sehr aufgeräumt und munter. Er schien sich gar nicht zu wundern, daß seine Tochter wach saß und lachte. War doch auch er fuchswach und lachte, lachte über alles und nichts. Die Tage der Parlezvous seien gezählt, rief er ihr entgegen. Der Generalissimus stehe schon am Bisamberg, er werde sich nicht mehr lange besinnen und die Franzosen in die Flucht schlagen.

„Ist schon recht, wenn er mir's nachtut,"

scherzte Wettl. „Ich hab' ihn auch in die Flucht geschlagen, den Franzosen."

Sie lachte, und der Guguck, der einen kleinen Spitz hatte, lachte auch und war in siegesfroher Stimmung und erging sich in zuversichtlichen Reden, und dazwischen pfiff und sang er begeistert die Kaiserhymne. Erst nachdem er ein gut Teil geplaudert hatte, klang Wettls Wort in ihm nach, auch sie hätte den Franzosen in die Flucht geschlagen. Was das zu bedeuten habe? fragte er jetzt. Sie erzählte ihm lachend ihr kleines Abenteuer. Da erschrak er heftig und schob gleich den Riegel vor die Tür und sagte, na, wenn er dagewesen wäre — dann erst! Gefangen genommen hätte er den Malefizgauner und mit gefesselten Händen über die Mariahilferstraße nach Schönbrunn hinausgeführt zum Napoleon. Und dann hätte er ihn diesem windigen Empereur gegenübergestellt und zu ihm gesagt: „Siehst du, so schauen deine Helden aus!"

Er lachte wieder unbändig und freute sich. Und dann sah er nach, ob der Spitzbube nicht doch am Ende etwas hatte mitgehen lassen, und als er alles in bester Ordnung fand, ging er endlich beruhigt in seine Schlafkammer. Aber gleich kam er wieder heraus und machte sich nachträgliche Sorgen.

„Daß du dich aber getraut hast?" sagte er. „Der Stärkere wäre der Kerl schließlich doch gewesen."

„A pah!" machte sie. „Was nützt ihm die Stärke, wenn er davonrennt?"

Er war stolz auf seine Tochter.

„Wahr ist es! Auf die Courage kommt's an! Wenn ich damals an der Laimgrube davongeloffen wär', so hätten mich die Parlezvous vermutlich niedergeschossen. Weil ich aber ganz ruhig mit ihnen verhandelt hab', so haben sie sich nicht getraut, mir auch nur ein Haar zu krümmen."

Sie kicherte in ihre Polster hinein, und er ging

jetzt endgültig zu Bett. Da konnte schließlich auch Wettl den langersehnten Schlaf finden.

* * *

Am andern Morgen steht Wettl eben am Bügelladen und plättet Wäsche, da geht die Tür auf, und herein spaziert der junge rote Igel, der Sohn des Appreteurs Woitech. Überrascht stellt Wettl das Bügeleisen auf den Rost und schaut ihn groß an, wie er die Kühnheit haben kann, ohne Anklopfen ins Zimmer herein zu spazieren, als ob er da zu Haus wäre! In der Mitte der Stube bleibt Woitech, der Jüngere, stehen und verübt sein zierlichstes Tanzmeisterkompliment. Sie betrachtet ihn halb neugierig, halb belustigt, er sieht aus wie aus dem Schachterl: enganliegende hellgelbe Hosen, mit Schnüren besetzt à la houzard, ungarische Stiefel, der Frack couleur de terre d'Egypte, die Weste orientalisch, unter dem Kinn wenigstens drei oder vier weiße Halstücher übereinander, daß der Hals fast so breit ist wie der Kopf, der zwischen Vatermördern sitzt — alles nach der neuesten Mode, und dazu ein zierliches Favoritbärtchen neben den Ohren und in der Hand einen zylinderförmigen Hut aus plüschartigem Filz, so groß fast wie ein Haubitzenrohr.

„Ist es erlaubt, einzutreten, schönes Fräulein Wetti?"

„Ohne Anklopfen nicht. Also gehen Sie nur wieder hinaus und klopfen Sie zuerst, wie es sich gehört!"

„Immer voll Schnurren, kleiner Eigenwille!" sagte er gnädig, gleichsam mit der Nachsicht, die ein Erwachsener gegen ein Kind übt. Er ging auf den Scherz ein, kehrte zur Tür zurück und klopfte.

„Sie sagen ja ewig nicht ‚herein', Fräulein Wetti!"

„Strafe muß auch sein. Klopfen Sie nur noch eine Zeitlang!"

Sie bügelte ruhig weiter und sagte endlich, nachdem er lange genug geklopft hatte: „Herein!"

Jetzt näherte er sich lächelnd, verbeugte sich abermals und überreichte ihr ein kleines Büschel Veilchen.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen innigsten Glückwunsch darbringe, schönes Fräulein Wetti!"

Sie nahm die Veilchen, roch daran und legte sie neben sich auf den Bügelladen.

„Glückwunsch? Zu was denn, wenn man fragen darf? Mein Namenstag ist, so viel ich weiß, erst am vierten Dezember."

„Wie eine Heldin haben Sie sich benommen!" rief er geziert. „Wie eine Jungfrau von Orleans! Wie eine Omphale in der Löwenhaut des Herkules!"

„O, Sie Süßholzraspler!"

„Nein, Spaß à part, der ganze Grund ist voll Ihres Ruhmes, ganz Schottenfeld enthusiasmiert von Ihrer Tat!"

„Bitt' Sie, reden S' nicht so geschwollen, Woitech-Pepi! Was für eine Tat meinen Sie denn eigentlich?"

„Sie müssen es doch wissen, was ich meine: daß Sie den Franzosen jagten!"

„Was wollen Sie denn? Er ist ja ohnedies von selber davongeloffen!"

„Ihre Bescheidenheit ehrt Sie," sagte der junge Woitech. „Darf ich mir erlauben Platz zu nehmen und Ihnen ein wenig Gesellschaft zu leisten?"

„Wenn ich Ihnen einen Sessel anbiete, dann schon."

„Und werden Sie das nicht tun?"

„O ja, bitte!" sagte sie mit einer feine künstlichen Gesten nachahmenden Bewegung der linken Hand, während sie mit der rechten emsig weiterbügelte.

Er nahm Platz und räusperte sich.

„Sehen Sie, schönes Fräulein Wetti, solche deutsche Mädchen und Frauen, wie Sie sind, tun uns not in diesen schweren, kriegerischen Zeiten. Als

ich heute früh davon erzählen hörte, wie Sie den Franzosen in die Flucht geschlagen haben, da sah ich darin etwas .... eine Art von .... wie soll ich sagen? .... eine Art von Symbol. Und ich dachte mir: das ist eine Österreicherin nach dem Herzen des wackeren Eipeldauer!"

„O bitte, ich bin ganz nach meinem eigenen Herzen!" versetzte sie trotzig.

Er zupfte, wie nach Worten suchend, an seiner Hemdkrause.

„Und ich ging hinaus auf die Schmelz und pflückte diese Veilchen" log er — denn er hatte die Veilchen gekauft — „um Sie Ihnen zu Füßen zu legen und um Ihnen zu sagen ...."

„Himmel!" schrie sie auf, „jetzt hätt' ich beinah' das Hemd da versengt!"

Es klopfte jemand an die Tür. Fast wie ein Jauchzer aus erlöster Brust klang das fröhliche „Herein!", das Wettl durch die Stube rief. Irgend ein Mensch wollte eintreten, fuhr aber sogleich wieder zurück, als er sah, daß Besuch da sei.

„Nur näher! Nur näher! Wer ist es denn? Also vorwärts, wenn ich bitten darf, und immer mutig herein, hier ist niemand, der beißen tut!"

Der alte Mann, der bedächtig eintrat, hatte sein rotes, von den Pocken entstelltes Gesicht in freundliche Falten gelegt und grinste mit dem zahnlosen Mund von einem Ohr zum andern. Hoch in der Luft hielt er mit zwei Fingern, während er die andern drei Finger zierlich wegspreizte, Wettls Hausschuh.

„Sieh da, der Lukas!" Sie stellte das Bügeleisen auf den Rost und mußte lachen. Der Alte hielt den Schuh nur immer höher und strahlte vor Vergnügen, man sah ihm an, was für eine Genugtuung es ihm gewährte, daß sein Erscheinen soviel Heiterkeit entfesselte.

„Wo haben Sie ihn denn gefunden, den verlorenen Sohn?"

„Mitten im Tulpenrabattl hat er gelegen."

„Das ist nämlich der Nachbarsgärtner vom Tyrolergarten," wandte sich Wettl, gleichsam vorstellend, an den Woitech-Pepi.

„Ich verstehe, ich verstehe! Und er fand Ihr niedliches Pantöffelchen unter Blumen gebettet! Ist es nicht poetisch?"

„G'spaßig ist es," sagte Wettl, „daß mein Schuh gerade ins Rabattl hineingeflogen ist. Wenn nur keiner Blume was geschehen ist!"

Lukas konnte versichern, es sei kein Stengel geknickt. Des langen und breiten erzählte er, wie er erst seinen Augen nicht habe trauen wollen, bis er schließlich doch daran habe glauben müssen, daß es ein Schuh war, was da im Blumenbeet lag; und wie er sich durchaus nicht hätte erklären können, woher denn der Schuh ins Rabattl gekommen sei, bis eine Nachbarin ihm vom Franzosen erzählt hätte, den die Wettl in die Flucht geschlagen.

„Sackerlot," sagte er, „dem Halunken vergunn' ich es, daß er an so eine Couragierte geraten ist!"

„Daß aber der Herr Vater auch alles herumerzählen muß! . . ." grollte Wettl.

Als Lukas sich wieder entfernt hatte, schmachtete Woitech zu ihr hinüber.

„Und haben Sie mir gar nichts zu sagen, Fräulein Wetti?"

„Ich?" Sie hielt ihren Hausschuh noch immer in der Hand und hob ihn jetzt hoch in die Luft, wie es früher Lukas getan hatte. „Was ist das?"

„Das kleinste, reizendste, entzückendste Pantöffelchen, das ich je sah."

„Sehen Sie," sagte sie, „darunter würde jeder kommen, der mein Mann werden wollte und nicht mehr Schneid' hätte als Sie."

„Ei, das ist mir neu!" schmollte er beleidigt. „Ich hätte keine Schneid'? Da muß ich doch bitten!" Er stand auf und verschlang sie mit verliebten Augen.

„Ich hab' sogar eine riesige Schneid', wenn's drauf ankommt!"

„Ja zum Herumscharmieren vielleicht," sagte sie spottend. „Das ist freilich ein wohlfeiles Geschäft, und Gefahr ist auch keine dabei, nicht wahr? Aber da, wo es sich gehören tät', auf den Napoleon zum Beispiel, auf den haben Sie keine Schneid', was? Sie haben mir's ja erst neulich erzählt, wie schlau Sie es angestellt hätten, sich von der Landwehr zu drücken und bei der Bürgergarde durchzurutschen. Nicht einmal wie das freiwillige Aufgebot gewesen ist, haben Sie probiert einen Schießprügel zu erwischen, und in der Nacht auf den Zwölften, hab' ich mir erzählen lassen, da sind Sie nicht auf der Bastei gewesen, wie es sich gehört hätte, sondern zu Hause bei der Frau Mutter und haben Butterbrot gegessen!"

„Kennen Sie nicht die schöne Bildsäule im Schönbrunner Garten: Mars, im Begriffe sein Schwert zu ziehen, wird von Minerva daran gehindert?"

„Das wird eine schöne Minerva gewesen sein, die Sie daran gehindert hat, das Schwert zu ziehen!"

„Übrigens ist Ihr Vater auch nicht auf der Bastei gewesen!" sagte der Woitech-Pepi ärgerlich.

Sie lachte geringschätzig.

„Erstens ist mein Herr Vater kein junger Mann, wissen Sie! Und zweitens haben ihn die Parlezvous umzingelt und ihm sein Gewehr weggenommen, sonst wär' er wahrscheinlich auch auf der Bastei gewesen und hätte seinen Mann gestellt."

Darauf wußte jetzt der junge rote Igel nichts mehr zu sagen. Er schwieg und blickte bekümmert drein. Ein paarmal war er sich in der Erregung mit den Fingern durch das wohlgeglättete Haar gefahren, und da es infolgedessen borstig emporstarrte und auch rötlich war, so sah er auf einmal seinem Vater, dem alten roten Igel merkwürdig ähnlich.

„Wollen Sie nicht wenigstens meine Veilchen an den Busen stecken?“ sagte er wehleidig.

„Sie sind wirklich sehr schön,“ sagte sie, „und ich dank' halt dafür. Aber wissen Sie, in diesen Zeiten sollt' ein junger Mensch was anderes zu tun haben als Veicherln brocken.“

Er nickte mit dem Kopf und sah ein wenig hämisch drein.

„Ich weiß schon, Fräulein Wetti, Sie denken immer nur an den einen, an den Lebold aus dem groben Schrollhaus. Weil der seinem Vater das Leid angetan hat, zur Landwehr zu gehen . . . .“

Da wurde sie rot und unterbrach ihn schnell.

„Ich red' nicht von einem Bestimmten! Es sind viele, die sich mannhaft gezeigt haben!“

Sie schwiegen. Wettl bügelte, als ob ihr Seelenheil davon abhinge. Endlich nahm er wieder das Wort.

„Und so soll ich jetzt fortgehen? Und sonst wollen Sie mir gar nichts mitgeben auf den Weg?“

„O ja,“ sagte sie; „hier!“

Sie hatte das letzte Wäschestück fertig geplättet und zusammengefaltet und überreichte ihm jetzt den leeren Henkelkorb, aus dem sie die Wäsche herausgenommen hatte.

„Es wäre sehr lieb von Ihnen, wenn Sie den mit hinunter nehmen wollten. Unten im Hof geben Sie ihn der Katl, sie soll neue Bügelwäsche hineintun und mir nachher den Korb wieder heraufbringen.“

„Ich tu's!“ sagte er entschlossen, „Sie sollen sehen, daß ich keinen anderen Ehrgeiz kenne als den, jeden Ihrer Wünsche zu erfüllen. Adieu für heute! Ein nächstes Mal hoffe ich Sie in gnädigerer Laune zu finden.“

Sie nickte ihm zu und hielt noch einmal lachend ihr Pantöffelchen in die Luft, und er zog ab, den großen Henkelkorb am Arm.

Bald darauf kam etwas betreten der blaue Guguck in die Stube.

„Was hat denn das zu bedeuten mit dem jungen Woitech, he? Eben seh' ich ihn wie einen begossenen Pudel die Stiege hinunter und über den Hof gehen mit einem .... einem .... einem großen Korb am Arm?“

„Den hab' ich ihm gerade gegeben,“ sagte Wettl belustigt.

„Geh! Hör auf! Dem jungen Woitech? Einen Korb? Keckes Mädel!“

Er sagte es mit kraus gezogener Stirn und schmunzelte doch ein wenig dabei; es schien, daß es ihm im Grunde gar nicht so unangenehm war.

„Und warum denn eigentlich?“

„Er steht mir halt nicht an. Ich will einen ordentlichen Mann, so ein Gschwuferl mag ich nicht!“

„Du, sein Herr Vater ist aber sehr vermöglich!“

Sie wußte schon, welche Gründe bei ihrem Vater am sichersten verfingen.

„Aber er ist doch nur ein Appreteur!“ sagte sie, mit einer kleinen, wegwerfenden Handbewegung.

„Ja, das ist schon wahr, nur ein Appreteur! Eigentlich lebt er von uns Fabrikanten. Einen Fabrikanten kann es geben, auch wenn es keinen Appreteur gibt. Aber umgekehrt nicht! Umgekehrt nicht!“

Er ging immer in der Stube auf und nieder.

„Eigentlich ist es mir ja ganz recht,“ sagte er. „Ich bin so an dich gewöhnt, seit die selige Mutter tot ist .... Wenn ich dich hergeben müßt' — es geschäh' mir hart.“

„Ja,“ sagte sie, „ewig werd' ich freilich nicht bei Ihnen bleiben können, Herr Vater.“

Er blieb stehen und sah sie groß an.

„So steht's? Hast du vielleicht gar schon einen Amanten?“

„Nein, das nicht! Davon ist keine Spur! Wir haben auch noch kein Wörtl miteinander darüber geredet. Und wir haben überhaupt noch nicht sehr viel miteinander geredet, seit wir keine Kinder mehr sind.

Ich weiß auch nicht einmal, ob er mich mag, und ob er daran denkt, mich zu nehmen. Aber mir .... mir schwant so ein bissel was."

„Na, wenn euch Frauenzimmern was schwant .... nachher wird's schon sein. Wer ist es denn, wenn man fragen darf? Kenn' ich ihn?"

„Freilich kennt ihn der Herr Vater. Der Lebold aus dem Schrollhaus ist es."

„Der Lebold vom ‚Groben Schroll' in der Kaiserstraße?"

Sie nickte.

„Weißt du, daß der mit der Landwehr gegangen ist, wiewohl es seinem Herrn Vater nicht recht war?" fragte er wieder.

Sie nickte abermals.

Er setzte seinen Weg fort, auf und nieder. Endlich blieb er wieder stehen.

„Der grobe Schroll ist aber auch nur ein Bandmacher," sagte er.

„Freilich ist er nur ein Bandmacher," meinte sie listig. „Aber ein Bandmacher ist doch mehr wie ein Appreteur!"

„Stimmt!" sagte er und ging wieder auf und nieder.

„Daß der alte Schroll gar besonders vermöglich ist, glaub' ich eigentlich nicht!" sagte er nach einer Weile, abermals stillstehend. „Sind eine Menge Kinder da."

„Aber dafür ist der Lebold tüchtig und arbeitsam," sagte Wettl.

„Stimmt!" wiederholte er, seinen Weg fortsetzend. Auf einmal blieb er wieder vor ihr stehen.

„Der alte Schroll ist sehr bös auf ihn wegen der Landwehr. Er will nichts mehr von ihm wissen und wird ihm sein Geschäft nicht übergeben, sagt er."

Wettls Augen füllten sich mit Tränen.

Wütend ging der blaue Guguck in der Stube auf und ab.

„Der alte Schroll versteht nichts!" polterte er. „Seinen Lebold nennt er einen Nichtsnutz und den aufgebogenen Hut mit dem Messingschild eine Livree! Keinen Schimmer hat er von den militärischen Sachen! Natürlich — weil er selbst nie ein Gewehr in der Hand gehabt hat. Und weil er sich gar nicht vorstellen kann, was es heißt, den Parlezvous das Weiße des Auges zu zeigen. Wär' er nur ein einziges Mal mit der Waffe in der Faust vor dem Feind gestanden wie ich, so tät' er schon ganz anders reden! Aber das nennt er Soldatenspielerei! Damit wirft der Bürger sich zum Gesindel, sagt er! In dem Punkt ist halt einmal mit ihm nichts zu reden. Das macht, weil er ein Bandmacher ist. Die Bandmacher sehen immer nur so weit, als ihre Nase lang ist. Sie haben einen kurzen Schuß, darum überschauen sie nie das ganze, selbst die Gescheiteren unter ihnen nicht .... Schreibt ihr euch Briefe?" herrschte er sie plötzlich an.

Sie schüttelte den Kopf.

„Wenn ich schon sage, daß wir nie miteinander darüber geredet haben."

„Na, alsdann, wenn er zurückkommt, so wird er ja wohl endlich das Maul aufmachen?"

„Ja, wenn er zurückkommt," sagte sie leise.

Er blieb wiederum stehen und sah sie scharf an.

„Weiß man denn, wo er ist?"

Sie biß die Zähne zusammen.

„Im Marchfeld, bei der schwarzen Lacken, heißt es, steht die Wiener Landwehr."

„Saperlot noch einmal! Dort unten sollen sie ja dieser Tage zusammenkrachen, die Unsrigen und die Parlezvous!"

Kochend vor Zorn schmiß er einen Sessel um, um zum Fenster zu gelangen, und setzte sich vor seinen großen Zampelstuhl.

„Zieh' mir die Korden!" befahl er barsch.

Sie gehorchte und trat an den Stuhl und begann

die Latzen zu ziehen, die an die Zampelschnüre befestigt waren. Und jeder Zug pflanzte sich über die Rahmenkorden in das Innere des Webstuhles fort und setzte die entsprechenden Schäfte in Bewegung, die wie mit wählerischen Fingern immer bestimmte Fäden der Kette emporhoben, je nachdem die Musterung es forderte. Ingrimmig warf Kebach seine Schützen durch die Kette, daß es nur so rasselte, und schlug heftig mit der Weberlade die Schußfäden fest. Und während sie stumm ihr Amt als Latzenzieher versah, wob er mit dem Geklapper einer ganzen Fabrik wie ein Besessener drauf los, und unter seinen geschickten Händen, die sich zu verzehnfachen schienen und hin und her fliegend gleichsam an allen Orten zugleich waren, quoll wie eine bauschende Woge, die der Wind in ein von Goldlack und Reseda duftendes Beet legt, der tiefbraungelbe, mit blaßgrünen Blümchen verzierte schwere Seidenstoff hervor, jungfräulich unberührt und in stiller keuscher Glut erschimmernd wie Licht und Frühling.

Nicht früher, als bis der alte Schustermichel, die große Glocke der Laurenzikirche, zu Mittag läutete, hielt er mit dem Weben ein. Er schien nunmehr ganz ruhig und heiter und blickte behaglich zu ihr hinüber.

„Jetzt paß einmal auf, Wettl, was ich dir sag'! Wenn der Lebold zurückkommt — und er wird zurückkommen, so einen Wackeren läßt unser Herrgott nicht untergehen — laß mich nur ausreden! Also, wenn der Lebold zurückkommt, und er umlernen mag — gescheiter wär's eh'! — Denn ich bitt' dich, diese Bänder! Manchmal ist die ganze Kette nichts als Garn, gerade nur ein Anflug von Seide darüber! Daran kann doch ein tüchtiger junger Mensch keine Freud' haben? Na, alsdann! Und nicht einmal ein Meisterstück haben sie bei der Bandweberei! Ein freies Gewerbe! Stell' dir vor! Ein freies Gewerbe, das jeder Pfuscher anfangen kann, wenn's ihn g'freut .... Alsdann, darum denk' ich mir — wenn der

Lebold umlernen mag, und gesetzt den Fall, der grobe Schroll nimmt wirklich keine Vernunft an, nachher kann der Lebold mein Kompagnon werden. Einen Geschäftsnachfolger brauchen wir ja einmal doch im blauen Guguck.“ —

Der Latzenzieher hat sich für gewöhnlich in respektvollem Abstand von dem Weber zu halten, denn er ist ein untergeordnetes Organ und hilft nur im Mechanischen mit, aber mit dem Geist der Sache hat er ebensowenig zu schaffen wie der Blasebalgtreter etwa mit dem Orgelspiel. Diesmal jedoch geschah es, daß der Latzenzieher ohne viel Umstände über den Weber herfiel und ihn umhalste und so heftig drückte und küßte, daß diesem Sehen und Hören verging, aber auf eine ganz angenehme Weise, so daß er meinte, einen solchen Überfall lasse er sich jedenfalls lieber gefallen als einen von den Parlezvous.

* * *

Zwei Tage darauf ist Pfingstsonntag, und wie die Wettl in aller Früh' ins Schöff zur Kirche geht, da sieht sie ganze Regimenter französischer Soldaten die Mariahilferstraße hereinmarschieren, in der Richtung gegen die Stadt. Als sie in die Kirche hineinging, war es Fußvolk, als sie nach der Messe wieder herauskam, rasselten die Geschütze daher, eins hinter dem andern, ein unabsehbarer Zug. Und dann jagten wieder ein paar Chasseure auf abgehetzten Pferden vorüber, wie um eine eilige Botschaft zu bestellen, und in offenen Kaleschen, die in scharfem Trab den langen Marschkolonnen vorfuhren, saßen hohe französische Offiziere, die schmuck und heiter aussahen, als führen sie zu einer Parade.

Wettl war froh, unter der festtägig geschmückten Menge, die gaffend die Mariahilferstraße entlang wogte, einen Bekannten zu treffen, den Webstuhlmechaniker Schweibenroider aus der „Roten Latern“

in der Kandelgasse. Den konnte sie nun doch fragen, was eigentlich los wäre? Er trug ein großes Fernrohr unter dem Arm und kam von der Rotenturm-Bastei, wo er über die Dächer des Werds hinweg die Bewegungen der am Fuße des Bisamberges aufgestellten österreichischen Regimenter beobachtet hatte. Gemächlich erzählte er von marschierenden Truppenkörpern, die hinter berghohen Staubwolken mit blitzenden Waffen und Geschützrohren sichtbar geworden wären. Und dabei labte er die glutrot leuchtende Latern', von der der Melcher einst gesagt hatte, daß nach ihr das Haus in der Kandelgasse benannt sei, mit einer ausgibigen Prise.

Wie es bei der schwarzen Lacke aussehe? wollte Wettl wissen.

Er wußte es nicht anzugeben. Aber an der schwarzen Lacke habe es keine Gefahr, sagte er stolz. Dort stehe die Wiener Landwehr, vor der würden selbst die Gardegrenadiere umkehren müssen. Niemand konnte es besser wissen als er, hatte er doch selbst einen ganzen Landwehrmann ausgerüstet, aus eigenen Mitteln.

Und was denn diese vielen französischen Soldaten und Kanonen zu bedeuten hätten? fragte Wettl beklommen.

Durch die Jägerzeile zögen sie die große Donau hinunter, berichtete er. Vom Stephansturm aus habe man beobachtet, daß der Napoleon an der Insel Lobau Brücken schlage und von da seine Streitkräfte aufs Marchfeld werfe.

Wettls Herz pochte bis zum Halse hinauf.

„Wie der Napoleon nur das Herz haben kann, gerade an einem Pfingstsonntag loszuschlagen!"

„Dem ist jeder Tag gleich. Für ihn ist die Religion nichts weiter als ein Ring, den er den Menschen durch die Nase zieht. Aber der heilige Geist wird mit den Unsrigen sein, und sie werden

es ihm zeigen, daß wir einen Kaiser haben, und keinen Empereur!"

Seine rote Nase glühte vor Begeisterung. Er ging neben Wettl her und begleitete sie die Zieglergasse hinauf, bis zum Guguckshaus.

Am Nachmittag, gegen zwei oder drei Uhr etwa, eben als die Wettl in die Laurenzkirche zum Segen gehen wollte, da sagte der Guguck: „Merkwürdig! Ein Gewitter, schon im Mai!"

Aber das ferne Rollen des Donners hörte gar nicht mehr auf und dauerte bis tief in die Nacht hinein. Wettl lag wach in ihrem Bett, sie konnte kein Auge zutun vor Angst und Herzensnot. Nun wußte sie es, wie es ist, wenn man eine schreckliche Nadel im Leibe hat und in marternder Ungewißheit schwebt: Wird dieser Kelch an dir vorübergehen? Und wirst du jemals wieder froh und glücklich werden können auf dieser Erde? Oder ist es dir beschieden, den herben Trank des Leidens auszukosten und dein verarmtes Leben in Entsagen und Erinnern hinzuschleppen? Ach — sie hatte sich's doch viel, viel leichter gedacht, als es in Wirklichkeit sein mochte: sein Kreuz auf sich zu nehmen und gottergeben zu tragen!

Spät schlief sie endlich ein, aber schon am frühesten Morgen weckte sie wieder das unsäglich marternde Geräusch des rollenden Donners aus der weiten Ferne, von jenseits der Donau. Es mußte ein unerhört fürchterliches Gewitter sein, das dort drüben niederging! . . .

* *
*

Über dem weiten Marchfeld lag eine glühende Hitze, so früh am Morgen es noch war. Wolkenlos, wie eine ungeheure Glocke aus blauem Glas, wölbte sich der durchsichtige Himmel über der ausgetrockneten Erde; über den bläulichgrünen jungen Saatfeldern

brütete eine zitternde Glühluft, und die landesüblichen Schöpfbrunnen, die hie und da ihre langen hölzernen Fangarme aus den Gemüsepflanzungen emporreckten, bildeten das Ziel der Sehnsucht für Tausende und Tausende dürstender, bis zur Erschöpfung abgehetzter Soldaten, kämpfender, verwundeter und sterbender. Nach schwerem Ringen zurückgeworfen und jetzt ermattet um einen jener Brunnen lagernd, hielten Abteilungen des an die Donau gelehnten rechten Flügels der österreichischen Armee, unter denen sich auch das schottische Freibataillon der Wiener Landwehr befand, eine kurze Rast. Bis Mitternacht des vergangenen Tages hatten diese Truppen sich an den fürchterlich blutigen Kämpfen um das halb zerschossene und an mehreren Punkten lichterloh brennende Dorf Aspern beteiligt und es schließlich behauptet. Aber schon im frühesten Morgengrauen, unter dem Schutz eines dichten Nebels, warf Masséna frische, unverbrauchte Scharen in den heißumstrittenen Ort, um jedes Haus, um jede Scheune wurde gerauft und gemordet, und schließlich mußte der wichtige Platz, dessen Besitz über die Schlacht entschied, von den Österreichern wieder geräumt werden.

Auch Lebold hatte gleich seinen Kameraden aus dem Brunnen getrunken und sich gelabt, die Spannung seiner überanstrengten Nerven begann sich zu lösen. Auf einem Markstein am Felde sitzend, blickte er jetzt wie erwachend rund um sich, halb benommen durch Müdigkeit, halb gelähmt noch in seinem Denken und Sinnen durch die ausgestandenen Erregungen seines Gemüts, und gleich als müßt' er sich erst besinnen, wo er eigentlich sei, und was er hier wolle. Zwischen den riesigen Bäumen, die sich über den nahen Donau-Auen wölbten, sah er hinaus in die weite, grüne Landschaft stromaufwärts, und sah in der Ferne den Leopoldsberg ragen und darunter im zarten, bläulichen Duft des Frühnebels die Türme und Bastionen der Stadt und dahinter die aufsteigenden

Berge bis hinan zum schimmernden Schnee. Und auf der andern Seite, zu Füßen des kahlen Bisamberges das unendliche Flachland mit seinen Saatfeldern, aus denen verstreute Kirchdörfer blinkten, gegen Norden Stadlau und Hirschstetten, Breitenlee und Raasdorf, die hinter den Aufstellungen der Österreicher und außerhalb des französischen Feuers lagen, gegen Süden aber die rauchenden Trümmer von Aspern und Eßling, um die unablässig gekämpft wurde, während im Zwischenraum zwischen diesen beiden unglücklichen Dörfern die offene Feldschlacht wogte.

Er hatte es kaum mehr gehört, das vielhundertfache Brüllen der Geschütze, das von diesem heißumrungenen Boden ausgehend seit Stunden und Stunden die Luft erschütterte. Erst jetzt vernahm er es wieder, da es schwächer wurde und fast zu verstummen begann; erst jetzt hallte es ihm grollend im Ohre nach, das fast taub geworden war gegen dieses ununterbrochen über die bebende Erde hinrollende Dröhnen. Eine gewaltige Reiterattacke, hieß es, sei zwischen Aspern und Eßling im Werk, erschreckend, wie man noch keine gesehen. Er sprang auf die Füße, seine Müdigkeit war vergessen. Von dem etwas ansteigenden Feldrain, an dem er stand, erblickte er deutlich, so groß die Entfernung auch war, ungeheure, in Staubwolken gehüllte französische Reitermassen, wie sie aus dem Zwischenraume zwischen den Dörfern Aspern und Eßling vorbrachen, um gegen die Mitte der österreichischen Aufstellung zu stoßen. Das war ein Blitzen der Panzer und Helme, als ob der Kriegsgott selbst seine Scharen aufgeboten hätte, und ein Wogen von galoppierenden Pferden, als brause das Heer der Hunnen heran. Drei oder vier Regimenter mußten es sein, die aufgelöst, in rasender Eile wie eine Springflut, die einen blühenden Landstrich überschwemmt, sich über Felder und Pflanzungen hinwälzten. Mit angehaltenem Atem verfolgte er das schreckliche Schauspiel, lautlos, wie zu Bildsäulen erstarrt, standen rings

um ihn seine Kameraden. Sie wußten es alle: wenn dieser Stoß gegen die Mitte gelang, so wurden die Flügel aufgerollt und das Korps, zu dem sie gehörten, in die Donau gedrängt.

Schon sahen sie die jagenden Reitermassen sich dem österreichischen Zentrum nähern, das in Feldern versteckt, wie vom Erdboden verschwunden schien und sich nicht mit einem einzigen Schuß gegen die heranbrausende Gefahr zur Wehre setzte. Auch mutige Herzen fing es jetzt an zu bangen. Nach Augenblicken nur konnte die Frist noch zählen — so wurden die österreichischen Regimenter niedergeritten und unter den Hufen der rasenden Rosse zermalmt. Da ratterte plötzlich aus den felsenfesten Vierecken der österreichischen Infanterie das Kleingewehrfeuer, und wie Spreu vor dem Winde stoben die Panzerreiter auseinander. Man sah sie zu Knäueln geballt übereinanderstürzen, durch fluchtartige Umkehr die Nachdrängenden verwirren und gefährden, man sah Haufen von Leichen sich türmen und ledige Pferde führerlos das Weite suchen. Wie mit einem einzigen von einer Riesenfaust geführten wuchtigen Schlage war die unheildrohende Gewitterwolke der französischen Kürassiere, deren wohl an die viertausend gewesen sein mochten, zersprengt und vernichtet. Lebold war es in diesem Augenblicke, als säh' er eine blasse, durchscheinende Gestalt, deren Haupt bis zum Himmel reichte, mit weit auseinandergespreizten Beinen über der unendlichen Ebene stehen und in ihren Armen eine riesige Sense schwingen . . .

Die Gefahr war abgewendet, noch immer unentschieden schwankte die Schlacht, die schon den zweiten Tag wütete. Das tapfere Fußvolk der dritten Armeekolonne hatte den wuchtigen Angriff zurückgewiesen und das ganze österreichische Heer dadurch gerettet und vor der Vernichtung bewahrt. Einer der kühnsten, großartigsten und rücksichtslosesten Schachzüge, die der Korse je gewagt, war durch die bewundernswerte Ruhe und Feuerzucht der Österreicher zuschanden

geworden. Lebolds Herz schlug höher, so tief er die Greuel des Krieges empfand —: wer war es, der hier, auf diesem selben Marchfeld, wo Rudolf von Habsburg einst den Przemysliden Ottokar aufs Haupt geschlagen hatte, den ruhm- und sieggewohnten französischen Kerntruppen die mächtige Männerfaust entgegenhielt? Die tapfere Wehrmacht dieses eigenartigsten aller Vaterländer, dieses Gemisch von einem halben Dutzend oder noch mehr verschiedenartiger Völker — und doch eine starke, geschlossene Einheit, zusammengehalten durch das Band der deutschen Sprache und der deutschen Kultur, eng verbunden durch die Geschichte von Jahrhunderten, verknüpft durch gemeinsame Hoffnungen und Wünsche, verschmolzen durch die gemeinsame Liebe zu einem von allen treu verehrten deutschen Fürstenhause. Und Lebold fand, daß der deutsche Stamm, der dieses Reich geschmiedet, keine Ursache hätte, sein Werk gering zu achten, so lang er mannhaft und tüchtig genug wäre, es mit der Kraft seines Geistes und seines Willens zu durchdringen. Er dachte an das Wort seines Vaters, daß nicht bloß äußere Mittel der Macht ein Volk zum führenden machen, sondern mehr noch die freie sittliche Kraft seiner Seele; und er glaubte an sein Volk und an dessen Zukunft, und darum liebte er auch sein Vaterland mit der Innigkeit und der Treue eines deutschen Herzens. Aus den Donau-Auen herüber klang das Lied „Österreich über alles". Ein Infanterieregiment vom Hillerschen Korps sang es, das in der Richtung von Hirschstetten gegen die hinter Aspern gelegene Gemeinde-Au marschierte. Die Landwehrmänner fühlten, daß ein neuer Vorstoß gegen das todspeiende Aspern im Gange war, das schon so viele Hunderte und Hunderte aus ihren Reihen gerissen hatte. Aber trotz Müdigkeit und Bangen erhoben die lagernden Bataillone ihre Stimmen und fielen begeistert in den Gesang ein, daß es wie ein tausendstimmiges Weihelied aus frommen Herzen

zum Himmel stieg, den rollenden Donner der französischen Batterien übertönend, die ihre Arbeit wieder aufgenommen hatten.

Aus der Richtung von Breitenlee hatte man einen Meldereiter, einen weißen Kürassier, quer durch die Felder heranfliegen sehen, der dem Befehlshaber des Korps eine Botschaft überbrachte. Gepreßten Herzens beobachteten ihn die Landwehrmänner. Es würde der Befehl aus dem Hauptquartier sein, meinten sie, Aspern abermals zu nehmen. Nach Erstattung der Meldung sah man die Estafette langsam den tief eingeschnittenen Karrenweg herunterreiten, der von Hirschstetten in der Richtung gegen den Brunnen führte. Vermutlich wollte der Kürassier sein Pferd verschnaufen lassen und tränken. Als er sich näherte, konnte Lebold wahrnehmen, daß das Tier über und über mit weißem Schaum bedeckt war. Jetzt unterschied er auch die Farbe der Aufschläge an der Uniform, es war das Grasgrün des Kronprinzen-Kürassierregiments, dem Melcher angehörte. Er müsse ihn fragen, dachte er, wie es dem Melcher gehe. Aber als der Reiter noch näher kam, stutzte Lebold, schwankte, freute sich: das war ja, wenn sein Auge ihn nicht trog, der Melcher selbst! Der Kürassier ritt aus dem Karrenweg herauf und hielt in der Nähe, sah sich um, erblickte Lebold und trabte an.

„Melcher!“ rief der ihm jubelnd entgegen. Er war es wirklich, der gute Melcher aus dem alten, lieben Guguckshaus! Aber schrecklich abgehetzt sah er aus samt seinem Tiere! Er streckte die Hand herunter vom Pferde.

„So ist halt doch unser Wunsch in Erfüllung gegangen, Lebold, gelt? Daß wir zwei alte Kriegskameraden aus dem ‚Blauen Guguck‘ auf demselben Schlachtfeld miteinander gegen den korsischen Lumpenhund stehn!“

Jeder wollte wissen, wie es dem andern ergangen, was er erlebt, wo er den ersten, heißen

Kampftag gestanden? Knapp und rasch flogen Fragen und Antworten hin und her.

„Ich muß gleich fort, sobald mein armer Gaul nur bei Atem ist," sagte Melcher. „Und ihr — ihr habt auch nicht mehr lang Zeit."

„Geht es noch einmal gegen Aspern?" fragte Lebold leise erbebend.

In diesen zwanzig Stunden, die die Schlacht schon währte, hatten sie nicht weniger als dreimal den Friedhof von Aspern blutig erstürmt und waren ebenso oft nach heißer Gegenwehr wieder hinausgedrängt worden.

Melcher nickte ernst. Er habe soeben den Befehl überbracht, Aspern müsse wieder genommen werden, kost' es, was es wolle.

„Es geht schon fast über menschliche Kraft," sagte Lebold bekümmert. Fast war ihm, als könn' er nicht mehr mit, als müßt' er sich da, wo er stand, auf den Boden werfen und liegen bleiben Wochen und Wochen lang und sein Gesicht in den Staub der Erde vergraben und nichts mehr sehen und von nichts mehr hören ....

„Armer Kerl!" sagte Melcher. „Aber tröst dich, mir geht es noch schlimmer. Ich kann mich fast nicht mehr auf meinem Pferd halten vor Müdigkeit, und dabei bin ich noch nicht ein einziges Mal zum Dreinhauen gekommen — pfui Teufel! Nur alleweil zuschauen müssen — du, das ist bitter! Ich hoff', ihr schmeißt den Masséna aus Aspern hinaus, nachher machen wir eine große Attack' zwischen Aspern und Eßling durch und werfen das ganze Lumpengesindel in die Donau. Die Brücken über die Lobau sollen eh' schon durch steinbeladene Schiffe weggeputzt sein, und die Wellen gehen hoch .... Also, und jetzt grüß dich Gott, Lebold, und denk an mich; ich glaub' alleweil, wir sehen uns nimmer. Dir geschieht nichts, du hast einen Schutzengel, aber mir geht's heut' an den Kragen, ich spür' es."

„Es heißt doch, jeder Mensch hat seinen Schutzengel?“ sagte Lebold. „Also, wenn ich einen hab', so hast du auch einen!“

Er hätte die Nacht nur eine halbe Stunde geschlafen, erzählte Melcher, aber in dieser halben Stunde hätt' er so lebhaft, so lebhaft geträumt, von seiner Mutter und von Wettl .... Und von beiden habe er Abschied genommen ....

„Geh, wirst auch noch abergläubisch werden!“ suchte Lebold ihn aufzumuntern. Aber Melcher ließ sich seine düsteren Gedanken nicht ausreden.

„Und wenn du heimkommst, Lebold — so grüß mir die Wettl, gelt? Du, weißt du, jetzt kann ich es ja sagen: ich hab' sie lieb gehabt .... Bin ich ein Esel, was? Es hätt' ja doch nichts daraus werden können. Denn ich weiß es schon, sie hat einen andern gern, und dem gönn' ich sie auch von Herzen. — No, und Zeugmachergesell wär' ich halt vorher noch gern geworden ....“ Er seufzte. „Ach was!“ sagte er, sich im Sattel aufrichtend. „Dem Guguckshaus werd' ich auch so keine Schand' nicht machen. Ein flotter Reitertod hat auch sein Schönes. Aber bei der Attack' muß es sein! Wenn ich jetzt zurückreit' und es trifft mich am End' von hinten eine Kugel — fix noch einmal, das tät' mich giften!“

Kommandorufe erschollen. Sie reichten sich noch einmal die Hand.

„Du Lebold, und auf meine Alte schaust mir ein bissel?“

„Sicher, wenn dir ein Leid geschieht, und mir nicht! Aber sei nicht kindisch! Es fliegen genug Kugeln da umeinand', es kann jeden von uns eine treffen. Aber die meisten fliegen halt doch vorbei! Also Glück auf, Melcher, Glück auf! Für Kaiser und Vaterland!“

„Für Kaiser und Vaterland!“ rief Melcher, salutierte und wendete sein Pferd, um zum Brunnen zu reiten.

Lebold lief nach seiner Muskete und stellte sich in Reih' und Glied. Den Melcher sah er in der Ferne davontraben, es war schon wieder ein ganz kleiner weißer Reiter. Die Trommeln wirbelten, die Züge setzten sich in Bewegung, Hornsignale flogen von Abteilung zu Abteilung. Das Brüllen der Geschütze ertönte jetzt etwas ferner, der Kampf hatte sich mehr nach der Eßlinger Seite gewendet. So lange sie im Hohlweg Deckung finden konnte, ging die Landwehr geschlossen vor. Dann löste sie sich in Schwarmlinien auf und zerstreute sich über die Felder. Lebold sah Aspern jetzt näher vor sich liegen, aus vielen Trümmern rauchend, aber noch immer mit genug unversehrten Häusern, die dem Feinde Deckung gewährten. Rechts, am äußersten Ende des Dorfes, die gefährlichsten Bollwerke, der Kirchturm und das feste Pfarrhaus, und davor der Friedhof, den er schon so gut kannte, mit seiner schrecklichen Mauer, deren Breschen die Franzosen notdürftig wieder ausgebessert hatten.

Die französischen Geschütze an der östlichen Friedhofsmauer und am Nordrande des Dorfes begannen zu spielen, aber die Artillerie des Hillerschen Korps antwortete plötzlich von der Donau her und nahm die feindlichen Stellungen in die Flanke. In rasendem Galopp brachen die Batterien aus den Auen hervor, fuhren mit bewundernswerter Kühnheit unter dem Feuer des Feindes in den Mais- und Haferfeldern auf, protzten ab und spien schon im nächsten Augenblick aus ihren ehernen Schlünden einen Hagel von Granaten gegen das Dorf. Schön ausgerichtet wie bei einem Manöver, in regelmäßigen Abständen von einander, sah man die metallenen Rohre zwischen den schwarzgelb gestrichenen Rädern aus den frühlingsgrünen Saaten blitzen, und immer, wenn man meinte, nun sei die Reihe vollendet, stoben neue Gespanne, das über Stock und Stein hüpfende Geschütz hinter sich herziehend, über die Feldwege heran, und auf jeder noch so unscheinbaren Bodenwelle tauchten mit Blitzen

und Krachen neue Feuerschlünde auf. Mit jubelndem Herzen erkannte es Lebold, daß die österreichische Artillerie die französische überschrie und ihr an Zahl der Rohre weit überlegen war. Auch konnte er ein paarmal beobachten, wie sicher sie zielte, und wie sie bald eine feindliche Haubitze lahm schoß und bald eine Bresche in die Friedhofsmauer legte.

Noch mußte man eine gute Weile dem schweren Geschütz das Wort lassen. Nur langsam gingen die Landwehrmänner vor, behutsam von Deckung zu Deckung springend und noch wenig behelligt vom Feuer der Verteidiger, deren Aufmerksamkeit durch den tobenden Artilleriekampf in Anspruch genommen war. Mit sengender Hitze brannte jetzt schon die Sonne auf das starke graue Tuch der Uniformen und auf die schweren aufgekrempten Filzhüte nieder. Allmählich hatten sie sich dem Dorfe und dem Friedhof so weit genähert, daß sie das Kleingewehrfeuer aufnehmen konnten. Doch war ihnen aufgetragen, den Schießbedarf zu schonen und nur zu feuern, wenn drüben sich ein Mann bloßstellte. Mit gespannter Aufmerksamkeit hinüberlugend, das Gewehr im Anschlag, lagen sie still, hinter Ackerfurchen und Feldraine geduckt.

Plötzlich brachen aus dem Rücken des Dorfes, von der Gemeinde-Au her, die weißen Waffenröcke eines österreichischen Linienregimentes zum Sturme vor. Da hielten die Geschütze ihren Atem an und verstummten. Jetzt, wußte Lebold, war der Augenblick gekommen. Er pflanzte das Bajonett auf, und mit der Rechten die Muskete kampfhaft umklammernd, sprang er empor. Ein „Hurra!" brauste durch die Luft, und wie ein riesiger Heuschreckenschwarm erhob es sich rings aus den grünenden Feldern und stob im Laufschritt gegen den Friedhof. Lebold sah und wußte nichts mehr — nichts, als atemlos dahinrennende und stürzende und über die Leichen der Gefallenen hinwegspringende Männer, Weiß- und

Grauröcke, in den Staubwolken vor, neben und hinter ihm. Er sah sie über die Friedhofsmauer klettern, durch Breschen mit gefälltem Bajonett eindringen, er kletterte selbst über Schutthaufen hinweg und schwang sich über die Mauer, hinter den anderen her, gedrängt und geschoben von den Nachfolgenden. Er sah ein wildes Handgemenge zwischen den Gräbern, sah die französischen Grenadiere zurückweichen und vor der Übermacht aus dem Friedhof fliehen. Aus den Fenstern des Pfarrhofes und des Kirchturmes und aus den Häusern der Dorfstraße krachten die Salven. Jeder suchte jetzt eine Deckung, denn gegen die verschanzten Häuser anzustürmen, war die Abteilung nicht stark genug und im Augenblick zu tief erschöpft. Auch Lebold warf sich hinter einem Leichensteine auf den Boden. Behutsam vorlugend, sah er aus dem Tor des Pfarrhofes die französischen Grenadiere, durch neue Mannschaften verstärkt, einen Ausfall wagen und zurückkehren. Mit donnerndem „Vive l'empereur!" stürzten sie sich in den Friedhof, um die Eingedrungenen wieder hinauszuwerfen. Von allen Seiten krachten ihnen Schüsse entgegen. Ein großer, blonder junger Mensch mit einem rosigen Kindergesicht unter der hohen Pelzmütze hatte Lebold erspäht und lief wie ein Wütender mit gefälltem Bajonett gegen ihn los. Lebold legte an und schoß, der junge Grenadier machte einen Satz nach vorwärts und fiel auf ein Grab, wenige Schritte von Lebold entfernt, versuchte sich wieder zu erheben und fiel abermals hin: tötlich getroffen, aber so, daß das Leben nur langsam verströmt ....

Lebold hatte nicht Zeit, ihn zu bemitleiden. Er stieß den Ladstock in den Lauf und lugte abermals vor, um ein neues Opfer aufs Korn zu nehmen. Er sah, daß der Ausfall zurückgeschlagen wurde, die Überlebenden von den Grenadieren flüchteten die Dorfstraße hinunter und suchten Schutz in Häusern und Scheunen. Es wurde plötzlich ganz still ringsum.

Klar und ruhig zitterte die heiße, sonnige Luft über der Erde. Eine allgemeine Erschlaffung schien über Freund und Feind gekommen, die Müdigkeit machte sich geltend, die Abspannung der Nerven. Bald einen vollen Tag und eine volle Nacht, von Mittag zu Mittag hatten sie um den Besitz dieses Ortes miteinander gerungen. Hüben und drüben lagen sie jetzt wie stumpf und ermattet hinter ihren Deckungen, und niemand schien mehr Spannkraft genug in sich zu haben, den Kampf aufs neue zu beginnen. Eine Gefechtspause trat ein, eine Art Waffenstillstand, wie im gegenseitigen Übereinkommen, aufgezwungen durch die Notwendigkeit, durch die natürliche Erschöpfung der menschlichen Kräfte.

Lebold nahm den schweren Hut vom Kopf und trocknete sich die Stirn. Er blickte um sich, er lag der Länge nach auf einem mit Immergrün bepflanzten Grabhügel, zufüßen des weißen Leichensteines, der ihm Schutz gewährte. Hinter den Schutthaufen der Mauer, hinter Gräbern und Grabsteinen sah er Kameraden kauern, andere lagen tot oder röchelnd quer über die Pfade, auch in den Breschen, durch die die meisten eingedrungen waren, sah er ganze Haufen von Toten liegen, und einer hing regungslos über der Friedhofsmauer, den Kopf und die Arme nach unten.

Eine schwache Stimme hörte er jetzt, die ihn anrief, ein leises Wimmern und Flehen. Es war ein junger Offizier in weißem, blutüberströmtem Waffenrock, der regungslos auf dem Rücken lag, kaum zwei oder drei Schritte von ihm, das erdfahle Gesicht den Strahlen der Sonne preisgegeben. Er hatte ihn für tot gehalten.

„Trinken — trinken — guter Kamerad!“

Nicht einen Tropfen konnte Lebold ihm geben, irgendwann, vielleicht beim Klettern über die Mauer, mußte die Schnur seiner Feldflasche gerissen sein. Es schnürte ihm das Herz zusammen, daß er die Bitte des Schwerverwundeten nicht erfüllen konnte.

„Ist dir die Sonne lästig Kamerad? Soll ich dir ein Tuch über das Gesicht breiten?"

„Bitte."

Lebold streckte vorsichtig den Arm aus und breitete ihm sein Taschentuch übers Gesicht. Sofort krachten ein paar Schüsse, und er hörte Kugeln an sich vorüberpfeifen. Durch das Vorstrecken des Armes waren die Franzosen auf ihn aufmerksam geworden. Es fielen noch mehrere Schüsse, eine Kugel schlug kaum eine Viertelelle von seinem Fuß in den Boden. Er hielt es für ratsam, sich knapper hinter den Leichenstein zu drücken, um gesichert zu sein. Die Inschrift die in den Stein gegraben war, fiel ihm jetzt auf. Er erfuhr zu seiner Verwunderung, daß er auf dem Grabhügel eines Totengräbers kauerte. Johann Haring hatte der Mann geheißen, der hier ruhte, Johann Haring, „gewesener Totengräber in hiesiger Pfarre zu Aspern, geb. 1730, gest. 1803" .... In kleiner Schrift stand ein Vers darunter, in jener kindlichen und doch zum Herzen gehenden Sprache, wie man ihr auf ländlichen Grabsteinen manchmal begegnet: „Siebenundvierzig und ein halbes Jahr — Ich hier zu Aspern Totengräber war — Hab' eingescharrt in diesen Jahren — Neuntausendundvierhundert Leichen — Sie alle haben es erfahren — daß der Mensch muß sterben und verbleichen — Wenn rufen tut der liebe Gott — Jetzt lieg' auch ich hier und bin tot — So warten wir in unserer Gruft — Bis einst des Schöpfers Stimme ruft — Hinterbliebene, eure Lebenszeit wird auch bald vergehn — Vergesset meiner nicht bis aufs Wiedersehn! R. J. P."

Ein Seufzer hob Lebolds Brust, er bedeckte die Augen mit der Hand und saß regungslos unter den stillen Strahlen der Sonne. Was ist das Leben! ging es ihm durch den Sinn. Der Grabstein eines Totengräbers, der neuntausend und vierhundert Leichen eingescharrt hatte, bevor er selbst in die Grube gelegt wurde, gewährte ihm jetzt Schutz und behütete

ihn vor dem sicheren Tode! .... Plötzlich fiel ihm ein, daß er ein Stück Brot im Tornister habe, ob er dem verwundeten Kameraden im weißen Waffenrock nicht etwas davon zum Kauen geben könnte? Er fragte ihn, ob er ihm ein Stückchen Brot zur Anfeuchtung in den Mund stecken solle? Er fragte ihn noch einmal. Es erfolgte keine Antwort.

„Kamerad! Wie ist dir? Hörst du mich nicht?"

Mit einem raschen Griff zog er ihm das Sacktuch vom Antlitz fort. Das war das Gesicht eines Toten! Scheu wendete Lebold den Kopf, um nach der andern Seite hinüber zu sehen, wo der junge Grenadier lag, den er durch die Brust geschossen. Der Unglückliche lebte noch immer, von Zeit zu Zeit machte er sogar Anstrengungen, sich zu erheben, und fiel jedesmal wieder zurück, wie ein Fisch, der auf den Sand geworfen ist. Lebold mußte sich abkehren, er vermochte den Anblick nicht zu ertragen, es krampfte sich alles zusammen in ihm. Unwillkürlich mußte er an die Mutter dieses großen jungen Menschen denken, dem er sein Lebenslicht ausgeblasen, und der dort drüben, trotzig mit dem Tode ringend, sein rosiges Kindergesicht vor Schmerz verzerrte. Unwillkürlich dachte er an seine eigene gute Mutter, was die wohl leiden müßte, wenn sie ihn jetzt hier sehen könnte, in Not und Gefahr, mitten unter Leichen und Sterbenden, und selbst nur durch ein steinernes Grabmal, durch den Grabstein eines Totengräbers, vom sicheren Tode getrennt. Wie ein unsagbar schneidender Schmerz ging es ihm durch die Seele, ein kurzes Aufschluchzen erschütterte seine Brust, und heiße Tränen liefen ihm über die Wangen, seine Hände falteten und seine Lippen bewegten sich.

„Herr! Gott! Unerforschlicher! Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!"

Er horchte auf und lauschte — was war es, das ihm da im Ohre klang? Wie Glockenläuten schwebte es über der weiten, sonnigen Ebene ....

Von Stadlau und von Hirschstetten, von Breitenlee und von Raasdorf, die verstreut in den stillen Saaten lagen, zog ein sanftes Klingen und Schwingen bis zu ihm herüber, aus allen Türmen der Kirchdörfer in der Ferne, soweit sie vom Feinde nicht bedroht waren, hatten die ehernen Feiertagsstimmen sich erhoben, daß es wie ein reiner, frommer Choral zusammenklang — denn es war Pfingsten, das Fest des Geistes, der über die Menschen kommt. Und mitten in seiner Herzensangst, umgeben von den Greueln der Vernichtung und der Verwesung, fühlte Lebold den Geist in sich erwachen. Und genau wie Wettl es damals gesagt hatte, als er sie zum letzten Male sah: er hatte es nicht mehr nötig zu glauben, denn er spürte es plötzlich wie eine beruhigende Gewißheit, daß ein tiefer Sinn sein mußte in all dem scheinbaren Widersinn des Lebens. Wie ein unsägliches Glück, wie eine unerwartet aufleuchtende Erkenntnis war es auf einmal in ihm: Wenn wir nur jeder treu unsere Stimme spielen, die uns zugeteilt ist — wir dürfen darauf vertrauen, daß es einen guten Zusammenklang gibt. Und wenn wir diesen Zusammenklang nicht hören oder ihn gar für einen Mißklang halten, so ist es nur, weil unser Ohr taub und blöde ist und unser Begreifen beschränkt .... Da kam eine Ruhe und eine Zuversicht über ihn, wie er sie nie vorher gekannt — jetzt mochte geschehen, was da wollte, jetzt mochte er siegen oder fallen, er war getröstet, denn der Geist wohnte in ihm.

„Dein Wille geschehe! Dein Wille geschehe!“

Das Schmettern einer Trompete gellte plötzlich außerhalb der Friedhofsmauer: Sturm! Das war Hilfe, das war die ersehnte Verstärkung! Wie eine riesige weiße Wolke brauste es mit „Hurra!“ gegen das Dorf heran: Ungezählte Scharen weißer Waffenröcke! Wie die Wahnsinnigen stürmten sie über die Leichen der gefallenen Kameraden durch die Breschen, kletterten in wütender Hast über die zerschossene Fried-

hofsmauer hinweg, mit schweren, stampfenden Schritten hörte Lebold sie an sich vorbei über die Gräber laufen, und aus den Donau-Auen herüber, aus denen die todesmutigen Streiter vorgebrochen waren, erhoben sich jetzt gleichwie die letzten Grüße, die ihr Regiment ihnen nachsandte, die feierlich getragenen Klänge der österreichischen Volkshymne:

„Gott erhalte, Gott beschütze
Unsern Kaiser, unser Land! . . . .“

Wie gestählt, wie mit neuen Kräften ausgerüstet, sprang Lebold empor. „Für Kaiser und Vaterland!“ Und mitgerissen wie von einem Wirbelsturm stürzte er sich mit gefälltem Bajonett gegen das Dorf, in dem ein mörderischer Straßenkampf wütete.

— — — — — — — — — — — —

Noch weit in die Gemeinde-Au hinein wurden die aus Aspern vertriebenen Franzosen verfolgt. Es gelang ihnen nicht wieder, das vielumstrittene Dorf zurückzugewinnen. Aber auch von den Verfolgern kehrten nicht alle in den schwer erkämpften rauchenden Trümmerhaufen zurück. Mancher hatte sich zu weit vorgewagt und war im Kampfe geblieben oder verwundet in die Hände des Feindes gefallen.

* *
*

„Was ist denn das für ein großes Schloß, aus dem sie so wütend herauspfeffern? Dort drüben, neben dem Park, mein' ich.“

Melcher, der eben wieder zu seiner Schwadron gestoßen war, beugte sich in seinem Sattel zur Seite, um an seinen Vormännern vorbeizusehen, und zeigte mit dem Pallasch in der Richtung des Schlosses, das er meinte.

„Das ist kein Schloß,“ sagte der Kamerad, den er gefragt hatte. „Das Schloß liegt viel weiter dahinten. Das, was du meinst, das ist der herrschaft-

liche Getreideschüttkasten von Eßling. Ich kenn' ihn gut, bin ja in Groß-Enzersdorf zu Haus."

„Ein Schüttkasten also? Und schaut beinah' wie eine Festung aus! Das wird eine harte Nuß sein für die Unsrigen!" meinte Melcher. „Aber warum nehmen sie denn nicht zuerst den Park daneben? In dem sieht man kein einziges Bajonett! Oder sind auch Franzosen darin?"

„Man sieht sie nur nicht," sagte der Kürassier, „weil sie hinter der Mauer und hinter den Bäumen stecken. Viermal schon, seit wir da stehen, sind unsere Grenadiere gegen den Park Sturm geloffen. Und jedesmal sind sie wieder zurückgeworfen worden."

„Und ihr habt nur alleweil zuschauen müssen?"

„Seit ein paar Stunden stehen wir wie die angemalten Türken in der Sonn' und dürfen nicht mittun."

„Also, dann wird es halt doch jetzt endlich einmal zur Attack' kommen müssen!" tröstete sich Melcher.

Er war froh, seinem abgehetzten Pferd zulieb vom Dienst des Ordonnanzreiters abkommandiert und wieder in seinen Zug eingereiht zu sein. Von Viertelstunde zu Viertelstunde hoffte er, daß die Trompete „Marsch—marsch!" blasen würde. Der Zwischenraum zwischen den Dörfern Eßling und Aspern, meinte er, wär' ein prächtiges Terrain für einen flotten Reitervorstoß. Es paßte ihm wenig, auf seinem Pferde ruhig in Reih' und Glied zu stehen und aus der Ferne zuzuschauen. Wie zu einer Parade aufgestellt, hielt das Kronprinzen-Kürassierregiment mehr als tausend Schritte dem Dorfe Eßling gegenüber. Es war ihm die Aufgabe zugefallen, den österreichischen Grenadier-Bataillonen des Feldmarschall-Leutnants d'Aspre zur Bedeckung zu dienen, die den herrschaftlichen Garten und Schüttkasten von Eßling nehmen sollten. Unruhig in ihren Sätteln wetzend, sahen die Reiter den Kampf der Geschütze

und des Fußvolkes sich abspielen, der den ganzen Nordrand des Dorfes entlang und von Osten her gegen den sogenannten langen Garten wütete.

Plötzlich flog eine Granate hoch über den Köpfen der Kürassiere hinweg. Melcher vernahm deutlich das eigentümliche Pfeifen und Schnurren des Geschosses in der Luft, er sah es, scheinbar nicht größer als eine Schwalbe, durch den klaren blauen Himmel sausen, und dann hörte er es krepieren, weit hinter der letzten Reiterreihe. Er lachte und spottete. Eine wahre Schande sei es, nichts zu treffen, wenn man auf ein ganzes stillstehendes Kürassierregiment ziele!

„Sie schießen schon die ganze Zeit her viel zu lang,“ sagte sein Nebenmann. „Aber ich fürcht', zuletzt werden sie sich doch auf uns einschießen!“

„Ewig werden wir doch nicht da stehen bleiben, sakrament noch einmal! Wenn ich nicht bald einem französischen Lumpenhund meinen Pallasch um die Ohren hauen kann, so reit' ich, weiß Gott, noch allein hinüber!“

Unablässig, Schlag auf Schlag, brüllten die französischen Haubitzen, die man in einer unendlichen Kette, vom äußersten Ende von Eßling bis hinüber gegen die Gemeinde-Au von Aspern aneinandergereiht sah. Aber die nicht minder ausgedehnten Zeilen der österreichischen Batterien und die stürmenden Kolonnen machten ihnen heiß zu schaffen. Um das Kronprinzen-Kürassierregiment konnten sie sich wenig kümmern. Es wurde ihnen vorderhand nicht gefährlich, darum hatten sie nur ab und zu einmal einen Schuß für die stillhaltende Reitermasse übrig. Und jedesmal, wenn sie auf die Kürassiere schossen, überschätzten sie die Entfernung und warfen ihre Granaten hoch über das Regiment hinweg, so daß noch keinem Roß und keinem Reiter ein Haar gekrümmt worden war.

Linker Hand hörte Melcher jetzt ein tausend-

stimmiges „Hurra!“ Zum fünftenmale rannten die österreichischen Grenadiere gegen die Mauer des herrschaftlichen Gartens von Eßling an. Eine ungeheure Ungeduld bemächtigte sich der zu Untätigkeit verurteilten Reiter. Unwillkürlich hatte mancher seinem Pferde die Schenkel gegeben und mußte es jetzt an der Trense zurückhalten. Zitternd vor Kampfbegier blickten alle nach ihren Offizieren, enttäuscht und mißmutig fügten sie sich, als diese durch ein stummes Emporheben der Hand sie zur Ruhe mahnten. Die Glut der Nachmittagssonne brannte auf den stählernen Rüstungen, die Pferde, von Bremsen belästigt, scharrten unwillig mit den Hufen, ein ununterbrochenes Klirren und Trampeln ging durch den riesigen, eng aneinandergedrängten Klumpen von Menschen- und Tierleibern. Plötzlich krachte eine feindliche Granate mitten in das Regiment hinein und riß eine große, blutige Lücke. Melcher wendete sich um, er sah Kürassiere und Pferde sich am Boden wälzen. Rasend fast vor Ungeduld hob er sich in den Steigbügeln, um nach seinem Obersten zu sehen. Jetzt würde der doch endlich die Attacke kommandieren? Aber nein! Unbeweglich wie ein ehernes Reiterstandbild saß der alte Graubart vor der Front in seinem Sattel.

Diesmal schien es den stürmenden Grenadieren zu glücken. Melcher sah sie über die Mauer des Herrschaftsgartens eindringen und von Baum zu Baum kämpfend an Boden gewinnen. Dagegen prallten alle Angriffe, die gegen den Getreidespeicher gerichtet waren, wirkungslos ab. Fast konnte man das große, viereckige Gebäude, das Melcher für eine Festung oder ein Schloß gehalten hatte, nicht mehr wahrnehmen; von oben bis unten stand es in bläulichen Pulverdampf gehüllt, aus allen Fenstern und Luken flammten die Feuergarben der französischen Musketen. Wenn man nicht über schweres Belagerungsgeschütz verfügte, so waren die starken, dicken Mauern des Schüttkastens sturmsicher. Und von ihm

aus bestrichen und beherrschten die Franzosen die ganze Nordkante des Dorfes. So konnte den in den Garten vorgedrungenen Grenadierbataillonen nicht, wie sie es wohl erwartet hatten, von der andern Seite her in die Hände gearbeitet werden. Es blieb ihnen nichts übrig, als vor den neu herangezogenen Verstärkungen der Franzosen abermals zurückzuweichen.

Bekümmert sah Melcher sie den herrschaftlichen Garten, den sie unter schweren Opfern erobert hatten, wieder aufgeben. Jetzt, meinte er, müsse doch endlich die Reiterei an die Reihe kommen! Abermals richtete er sich in den Steigbügeln auf, um nach seinem Obersten zu spähen — da scholl ein fürchterliches Getöse zu seinen Füßen, und er stand auf der Erde, das zusammengebrochene Pferd zwischen den Beinen. Eine zerspringende Granate, die knapp vor ihm eingeschlagen war, hatte es zerschmettert; er selbst aber, gedeckt durch den Leib des Rosses, war unversehrt geblieben. Entsetzt über den Anblick seines Tieres und erschüttert durch die Gefahr, der er eben entronnen, löste Melcher die Füße aus den Bügeln und schickte sich an, Sattel und Riemenzeug abzuschnallen und in Sicherheit zu bringen, wie es die Vorschrift gebot. Seine Hände zitterten, und während er an der Arbeit war, hörte er noch mehrere Granaten hintereinander über sich durch die Luft sausen. Den Sattel und das Zaumzeug auf dem Arm, lief er nach hinten und wendete sich im Rücken seines Regiments gegen den rechten Flügel der Division, um von dieser Seite, die ihm weniger gefährdet schien, den Fahrpark zu erreichen. Jetzt ging schon ein fortgesetztes Sausen und Schwirren durch die Luft, und Granate um Granate hörte man krepieren. Aber noch immer wurde zu lang geschossen, und es war weitaus gefährlicher, die Felder im Rücken des Regiments zu betreten, wo keine Soldaten sich befanden, als vorne in Reih' und Glied zu stehen. Gerade hinter dem rechten Flügel, ganz nahe vor sich, sah Melcher in kurzen

Zwischenräumen mehrere Bomben nacheinander in den Boden schlagen.

„Nach links geh zurück!" riefen ihm Kameraden zu. „Lauf, was du laufen kannst!"

Fast besinnungslos vor Angst tat er, wie sie ihn hießen, wendete um und rannte mit seinem schweren Sattel wieder nach der andern Seite, immer den Rücken des Regiments und knapp an der letzten Reiterreihe entlang. Wenn er nur schon über den freien Raum hinweg wäre, auf den so viele Geschosse niederhagelten! Wenn er nur erst wieder einmal ein Pferd hätte, und wenn er nur nicht zu spät kam, um die Reiterattacke mitzumachen, von der er meinte, daß sie jetzt nicht mehr lange auf sich warten lassen könne. Sein heißer Atem keuchte, und seine klirrenden Reiterstiefeln begleiteten trappend das verzweifelte Lied, das ununterbrochen wie von selbst in ihm sang: „Nur so nicht enden! Nur so nicht enden!"

Jetzt mußte er endlich doch die deckende Reitermasse verlassen. Entschlossen machte er linksum und lief, so schnell er laufen konnte, querfeldein über die freie Ebene. Aber noch hatte er keine fünfzig Schritt zurückgelegt, so stürzte er hin, von den Splittern einer platzenden Granate zu Tode getroffen.

„Und richtig kein Reitertod! . . ." das war der letzte Gedanke, der ihm durch den Sinn ging.

Und dann befand er sich auf einmal im Garten des lieben, treuen Guguckshauses und hörte die Webstühle klappern und die Sperlinge im wilden Weine zwitschern . . . und dann war er hinüber.

* *
*

Pfingstmontag am Abend kommt der blaue Guguck von einem weiten Weg, den er durch die Stadt gemacht, heim und bringt sich zwei Freunde mit, den Webstuhlmechaniker Schweibenroider und den Appreteur Woitech.

„Hol einen Wein, Wettl!“ sagt er ernst, „wir müssen uns stärken!“

„Um Gotteswillen,“ denkt sie, „ist es schon wieder schief gegangen —?“ Traut sich aber nicht zu fragen.

Wie der Wein da ist, heben die drei Männer ihre Gläser und stoßen bescheiden an und schauen sich ganz bekümmert und traurig in die Augen dabei. Und der Guguck sagt feierlich, aber mit gedämpfter Stimme, so als ob ihm jedes laute Wort weh täte: „Der Kaiser soll leben! Und der Erzherzog Karl auch!“

„Wenn nur der Lebold auch lebt,“ denkt die Wettl.

Inzwischen kommt auch noch der Reckenschuß an. Sie begrüßen ihn schweigend und bleiben stumm vor ihren Gläsern sitzen. Ob sie Nachricht hätten, wie es stehe? fragt er zag, ihre Niedergedrücktheit für ein schlimmes Zeichen nehmend.

Gut stünd' es! Ein fürchterliches Gedräng', heißt es, sei auf der Lobau. Der Napoleon geworfen und samt seiner Armee auf der Flucht nach dem rechten Donauufer zurück! Der Fluß hoch angeschwollen, die Brücken bedroht, der Erzherzog Generalissimus vermutlich hinter den Fliehenden drein!

„Und das erzählt ihr mit solchen Leichenbittergesichtern?“

Alle drei Männer seufzten und stützten die Stirn in die Hand.

„Wenn du gesehen hättest,“ sagte der Guguck, „was wir gesehen haben: Die armen, armen Verwundeten alle, die die Franzosen von der Lobau und von Kaiserebersdorf her in die Stadt hereinschaffen!“

„Ja, werden denn die Franzosen jetzt, wo sie geschlagen sind, Wien nicht aufgeben müssen?“ fragte Reckenschuß.

„Wien brauchen sie deswegen noch nicht aufzugeben,“ meinte der rote Igel; „denn aufs rechte Donauufer wird ihnen der Erzherzog Karl so leicht

nicht nachkommen. Sicher ist jedenfalls, daß ihre Blessierten und auch viele Österreicher darunter, die verwundet in ihre Hände gefallen sind, nach Wien hereingeschafft werden. Auf der Landstraße und am Rennweg haben wir die blutigen Transportkolonnen gesehen — es ist doch etwas Schreckliches, so ein Krieg!"

„Alle Fuhrwerke sind aufgeboten aus Stadt und Land," erzählte Schweibenroider, „ein endloser Zug von Leiter- und Zeiselwagen, Kaleschen und Bauernfuhrwerken, kurz von allem, was Räder hat! Und auf blutigem Stroh liegen die Verwundeten und Verstümmelten gebettet, halb verschmachtet, schreiend vor Schmerz, viele, die vielleicht schon tot sind, mit geschlossenen Augen, alles bunt durcheinander, Offiziere und Gemeine, Franzosen und Österreicher, wie man die armen Kerle halt auf dem Schlachtfeld zusammengeklaubt und in der Eil' auf die Wägen geschmissen hat!"

Die Thür ging auf, der Pimperonkel und Thomas traten ein. Auch sie waren ergriffen; auch sie hatten die langen Wagenreihen gesehen, die Tausende und Tausende von Schwerverwundeten in die Stadt schafften, auch ihnen hatte der schreckliche Anblick die Freude am Sieg der österreichischen Waffen, an dem man kaum mehr zweifeln konnte, getrübt und gedämpft.

„So lang ich leb', hab' ich so was Grauenvolles nicht gesehen!" sagte der englische Lord. „Von der St. Marcuslinie bis aufs Glacis herein eine einzige Straße von Blut, wie es von den Fuhrwerken heruntertröpfelt!"

„Es muß eine mörderische Schlacht gewesen sein!" meinte Thomas, indem er bekümmert an Lebold dachte.

„Ich bin froh, daß mir die Parlezvous gleich im Anfang meine Hakenbüchse weggenommen haben!" sagte der Guguck mit wackliger Stimme. „Beim ersten

Tropfen Blut, den ich gesehen hätt', wär' mir das Gewehr ohnedies aus der Hand gefallen. Heut' spür' ich es deutlich: zum Soldaten taug' ich wirklich nicht! Mir wird noch jetzt ganz schwach, wenn ich an das viele Blut denk'!"

Er leerte sein Glas und schenkte wieder ein. Auch der Schweibenroider trank sich eifrig Stärkung, und die rote Latern' in seinem wohlgenährten Gesicht fing an festlich zu leuchten. Der rote Igel gestand, daß er einen Sieg der Österreicher für ausgeschlossen gehalten habe. Früh am Morgen sei er auf die Roteturm-Bastei gegangen, um zu spähen, und dabei habe er französische Panzerreiter über den Stephansplatz gegen das Schlachtfeld ziehen sehen, wohl an die drei oder vier Regimenter. Der Boden habe unter ihrem stählernen Gerassel erzittert, ihm aber sei bei ihrem Anblick jede Hoffnung geschwunden.

„Und jetzt sind sie alle hin!" rief der Pimperonkel.

Woher er das wisse? fragte Woitech.

„Fast bis auf den letzten Mann sollen sie aufgerieben sein!" sagte der Pimperonkel. Er habe eine Feldflasche mitgehabt, um sich nicht ganz als überflüssiger Gaffer zu fühlen, und auf dem Rennweg einen verwundeten französischen Offizier gelabt; von dem wisse er es.

Der Wein begann allgemach die betrübten Herzen zu trösten und die schreckensstarren Gemüter aufzutauen. Die düsteren Bilder, die sie in sich aufgenommen hatten, verblaßten nach und nach, und sie fingen an, sich auch ein wenig zu freuen. Schließlich war es doch ein Sieg, wenn auch ein blutiger! Der erste Sieg, der über den Korsen errungen worden war! Es wollte ihnen noch immer gar nicht recht eingehen: Der Napoleon geschlagen! Der Napoleon auf der Flucht! Abermals hoben sie ihre Gläser: „Der Kaiser! Der Erzherzog Karl!" Sie tranken bewegt.

„Und unser gutes, altes Österreich!" sagte der

Guguck. Die Gläser klangen aneinander. Dem Guguck liefen die Tränen über die Wangen herunter. „Alsdann, sind die Parlezvous halt endlich doch gestolpert, wenn auch nicht gerade über den Kuruzzenwall!“

„Über die Friedhofsmauer von Aspern sollen sie gestolpert sein,“ sagte Schweibenroider eifrig. Er war stolz auf seinen Landwehrmann. „Um die Friedhofsmauer von Aspern, heißt es, hätten die aufgekrempten Hüte sich wie die Löwen gerauft und das Dorf schließlich auch genommen! Wackere Burschen!“ — Befriedigt, seinen Anteil am Siege festgestellt zu haben, lehnte er sich in seinen Sessel zurück

Der rote Igel schenkte ein leeres Glas voll, das noch auf dem Tische stand.

„Fräulein Wetti, wollen Sie nicht einen Augenblick hereinkommen?“

Sie hatte sich nebenan im Magazin zu schaffen gemacht, um allein zu bleiben, und von dort mit angehört, was in der Stube gesprochen wurde. Auch sie konnte des Sieges nicht recht froh werden, immer mußte sie an Lebold denken. Jetzt trat sie ein, bleich, verstört, mit zusammengepreßten Lippen.

„Sie müssen mit mir anstoßen!“ rief der alte Woitech. „Der Erzherzog Generalissimus hat es Ihnen nachgemacht und der ganzen Welt gezeigt, wie man den Franzosen jagt!“

Sie dankte, nahm das Glas und stieß an.

„Ich hab' wohl kein Verdienst dabei,“ sagte sie und versuchte zu lächeln.

Man hörte jemanden die Treppe heraufpoltern, mit einem Lärm, als käme ein halbes Regiment an. Das könne niemand anderer als die stille Andacht sein, meinten alle. Und richtig, gleich darauf donnerte der Mestrozzi zur Tür herein. Wettl ergriff die Gelegenheit, sich unauffällig wieder zurückzuziehen. Thomas folgte ihr, sie plauderten eine Weile miteinander, und er war in allem, was er sagte, so behutsam und schonend, und wenn er ihr auch nichts helfen konnte,

es tat ihr doch wohl, weil sie seine herzensgute Absicht fühlte. Wie es jetzt mit Fany stehe? fragte sie. Ein rechter Patsch sei er gewesen, bekannte er; ein richtiger ungläubiger Thomas! Aber jetzt habe ihm die Not den Star gestochen. Ein wahres Glück sei der Verlust des Vermögens und die Kriegsplage für ihn geworden. Eine solche Freud' am Leben wie jetzt, habe er noch nie gehabt.

„Und wenn nun auch noch die Franzosen zum Teufel gejagt werden und das Geschäft wieder zu gehen anfängt, so bleibt mir überhaupt nichts mehr zu wünschen übrig. Ich mein' immer," sagte er, „dir wird auch noch alles zum Guten geraten, Wettl!"

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, aber sie nahm sich zusammen und fragte, ob er denn von Schackerl noch etwas vernommen habe? Thomas wußte nicht viel von ihm. Seit jenem Abend, wo Fany vor ihm geflohen, habe Schackerl nichts mehr von sich hören lassen. Er würde sich wohl ein anderes Quartier gesucht haben, meinte er lächelnd. Inzwischen habe Schackerl die Stadt vermutlich wieder verlassen, da das württembergische Kontingent, so viel er in Erfahrung gebracht, gegen Ungarn oder Innerösterreich vorgeschoben worden sei.

„Für uns wird dieser interessante und vorurteilslose Held," sagte Thomas sehr behaglich, „wahrscheinlich für alle Zukunft ebenso verschollen bleiben, wie er es die letzten Jahre gewesen."

„Und niemand wird es bedauern," sagte Wettl. „Nicht einmal der alte Herr Tollrian." Sie seufzte. „Mir tut's weh, daß aus einem Menschen, der halb und halb ein Kind vom Guguckshaus war, ein solcher Windbeutel geworden ist."

Nebenan wurde es jetzt sehr lärmend. Sie hörten, daß eine patriotische Tischrede gehalten wurde, die mit einem dröhnenden „Evviva!" endete. Der Mestrozzi hatte es übernommen, den gebührenden Siegesjubel in Szene zu setzen. Der fröhliche Festlärm

tat Wettl im Herzen weh. Thomas fühlte es, obgleich sie nichts sagte. Er kehrte in die Stube zurück und ließ es sich angelegen sein, zum Aufbruch zu mahnen. Freilich dauerte es eine Weile, bis seine Bemühungen von Erfolg gekrönt wurden. Aber schließlich drang er durch. Wettl war ihm dankbar und froh, als das aus dem Stegreif veranstaltete kleine Siegesgelage abgebrochen wurde und die Herren sich endlich entfernten, die meisten ein wenig angeheitert und fast überzeugt, sie selbst hätten den Napoleon geschlagen.

Am andern Morgen wog die Wettl eben auf der großen kupfernen Wage die schönen roten, blauen und grünen Seidensträhne nach, die der Färber Kitzinger geliefert hatte, da fegte die Nähterin Lois ins Magazin und rief schon an der Tür: „Die Nadel ist heraus!"

Die Wettl ist ordentlich zusammengefahren bei dem unerwarteten Anruf und kennt sich erst gar nicht aus, aber die Lois läßt sich nicht lange fragen. Der Lebold wär' zurückgekommen, verwundet zwar, aber nicht lebensgefährlich!

Die Hand auf dem Herzen starrt die Wettl sie an und nimmt ihr mit den Augen jedes Wort von den Lippen. Wo er denn läge?

Zu Hause, in der Kaiserstraße, im groben Schrollhaus! Wegen Überfüllung der Spitäler hab' man ihn gern in die häusliche Pflege übergeben, zumal die Franzosen behaupteten, es gäb' keine Landwehr mehr, der Napoleon hätt' sie aufgelöst.

„Und denk sie sich, Jungfer Wettl, in einem Kreinzenwagen hat er gelegen, mit einem wächsernen Gesicht wie ein Toter, unter einem ganzen Haufen von blessierten Franzosen, wie man halt so auf dem Schlachtfeld alles, was sich noch ein bissel gerührt hat, aufgeklaubt und drunter und drüber auf die Fuhrwerke verladen hat. So haben sie ihn bei der St. Marcuslinie hereingefahren, und der alte Schroll geht wie viele andere auf den Rennweg hinaus, den

Zug anschauen, und sieht auf einmal auf dem blutigen Stroh seinen Lebold! Der war aber gerade bewußtlos geworden."

Wettl fühlte noch nicht genau so, als ob die Nadel wirklich schon ganz heraus wär'. Ob er denn schwer blessiert sei? fragte sie bebend.

„In die Schulter hat er eine blaue Bohne gekriegt, eine französische. Noch diese Nacht hat der Chirurgus sie herausgezogen. Und das erste war, wie er wieder zu sich kommt, daß er den Wundarzt fragt, ob er denn die Triebstange noch werde regieren können? Der aber lacht und sagt, um ein bissel geschickter hätte der Franzos schießen müssen, wenn er den Lyoner Seidenwebern hätt' einen Konkurrenten vom Leib schaffen wollen."

Der Guguck trat ins Magazin, der spannte gleich, daß etwas los war, und ließ sich berichten.

„Na alsdann," rief er behaglich, „was hab' ich denn gesagt? Das hab' ich mir doch gleich gedacht: einen so Wackeren läßt unser Herrgott doch nicht umkommen!"

Was denn der alte Schroll dazu sage? wollte er wissen.

Ja, der! Hinter dem Blessiertenwagen sei er hergegangen bis zum großen Militärkrankenhaus, wo sie den Lebold abluden. Dort hab' er mit den Behörden alles ins Reine gebracht und dann in die Kaiserstraße Botschaft an die Schrollin gesendet, daß sie eine Gelegenheit nehmen und den Lebold abholen sollt'. Sie hab' es auch gleich getan, und wie sie mit sieben Schwertern in der Brust in den Hof des Spitalgebäudes tritt . . .

„Was glauben Sie, Herr von Kebach," rief die Lois begeistert, „was da gewesen ist? Den groben Schroll sieht sie neben seinem Sohne an der Erde knien, wo man ihn mit vielen anderen Blessierten einstweilen gebettet hatte! Der Lebold war noch immer nicht zu sich gekommen, und die Mutter hat

keinen Gedanken gehabt, als wie sie ihn laben könnt'. Erst nachträglich, wie sie ihn endlich zu Haus in seinem Bett und geborgen weiß, da fällt es ihr ein, daß der Alte wirklich vor seinem Buben gekniet war, wie sie einst vorhergesagt, daß Gott es lenken könnt'. Und jetzt hat sie sich daran erinnert, wie der Schroll damals gesagt hat: ja, wenn es wirklich so käme, dann könnt' von ihm aus alles wieder gut sein."

Also erzählte es die Lois, und also hatte es sich auch zugetragen. In Wettls Herzen war die Sonne aufgegangen und auf ihrem Antlitz auch. Als die Lois sich entfernt hatte, da fiel sie ihrem Vater um den Hals, und der ließ sich recht gern liebkosen und meinte nur, eigentlich käm' er unverdienterweis zu diesen guten Busseln, aber er wolle sich einmal einbilden, er stehe hier an Stelle des lieben Gottes, der das Schicksal mache, und streiche an seinerstatt den Dank eines glückseligen Menschenkindes ein.

„Aber wenn du vielleicht glaubst, Wettl," sagte er schließlich, „daß jetzt auf einmal alles gut sein wird zwischen dem Lebold und seinem Vater, so bist du auf dem Holzweg. Denn was ein Schroll ist, bleibt sein Lebtag ein Schroll, und was ein richtiger Bandmacher ist, sein Lebtag ein Bandmacher. Und der aus der Kaiserstraße, der schaut mir schon gar nicht danach aus, als ob er leicht anders werden könnt', als er einmal ist."

Der Guguck hatte keinen schlechten Blick bewiesen. Zwar verzieh der Schroll seinem Sohne und zürnte ihm nicht länger; aber als Lebold sich auf dem Wege der Besserung befand und das Gespräch einmal darauf kam, erklärte er ihm, in sein Geschäft könne er ihn nicht mehr nehmen, das habe er schon vorher gesagt. Wer sich einmal beim Soldatengesindel herumgetrieben, der tauge nichts mehr zu einem bürgerlichen Gewerbe, der Lebold mög' sich etwas andres suchen, es gebe Berufe genug. Die Mutter erhob Vorstellungen und erinnerte daran, wie sie ihren

Mann im Hofe des Militärkrankenhauses gefunden habe, vor dem Lebold kniend. Aber er gab es nicht zu, vor dem Lebold gekniet zu haben, nur neben ihm sei er gekniet, um ihm behilflich zu sein, da er verwundet gewesen. Und als sie noch einen Einwand machen wollte, da schnitt er ihr das Wort ab: Er sei der „Vatter" und habe seine Entscheidung getroffen, und jeder im Haus habe zu schweigen, wenn er einmal entschieden habe. Und kurz und gut, es bleibe dabei, und er habe noch andere Buben, die könne er nicht benachteiligen zugunsten eines solchen, der an seiner Bandmühl' nur so lang ausharre, als es ihn gerade freue, und dann auf einmal wieder mit Säbel und Schießprügel umherlaufe.

„Ganz im Guten übrigens, und nicht als ob ich bös auf ihn wär'!" setzte er hinzu, indem er sich heftig mit allen fünf Fingern durch das silberweiße Haar fuhr. „Schlecht ist der Lebold nicht geworden unter dem Soldatenvolk, so viel seh' ich schon. Mein Bub bleibt er, und ich hab' ihn gern. Aber mein Geschäft hab' ich auch gern. Es ist mindestens so viel wert als die ganze Soldatenspielerei, und beim Militär nehmen sie auch keinen, der ihnen einmal davongelaufen ist."

Mit dieser Entscheidung mußte es sein Bewenden haben.

* * *

Lebold hatte der Kaplanei sagen lassen, der Melcher lasse sie schön grüßen, und die Wettl lasse er auch grüßen. Am Morgen des zweiten Schlachttages habe er ihn gesehen und gesprochen, und Melcher sei wohlbehalten und ein flotter Ordonnanzreiter gewesen. Als sie diese Botschaft erhielt, hätte das alte Weiblein am liebsten einen Purzelbaum geschlagen. Wie oft war sie, seit sie wußte, das wirklich Krieg sei, des Nachts von einer schwarzen Katze gedrückt worden, als ob ein Berg auf ihr läge! Die übertriebenen

Ängsten schlugen jetzt in eine übertriebene Zuversicht um. Wenn der Melcher noch am zweiten Schlachttage wohlbehalten gewesen sei, meinte sie, so könne es Gottes Wille nicht sein, daß ihm etwas zustoße; denn wenn Gott es ihm bestimmt hätte zu fallen, so hätt' er ihn schon am ersten Tag ins Gras beißen lassen können. Das so lange Zeit hindurch gemarterte Mutterherz füllte sich bis zum Rande mit süßen Hoffnungen. Die ganze Welt schwamm auf einmal in rosigem Licht. Und als eines Morgens eine wirkliche schwarze Katze auf dem Dache saß, da geschah das Unerhörte, daß die Kaplanek keine böse Vorbedeutung darin erblickte. Im Gegenteil: die schwarze Katze hatte sich die Pfoten geleckt und dann fein säuberlich die Ohren und den Bart gestriegelt. Das bedeute unerwarteten Besuch, erzählte die Kaplanek im ganzen Haus. Sie wisse es bestimmt, der Melcher werde heute noch kommen. Nach der schrecklichen Schlacht würden sie ihm doch sicher Urlaub geben, damit er sich auch ein wenig erholen könne. Immer wenn eine Katze sich recht schön putze, komme diesen selben Tag noch jemand, den man nicht erwartet habe.

Es war etwas so Seltenes, sie nicht Unheil krächzen zu hören, und sie ging mit einem so strahlenden Gesicht umher und redete so zuversichtlich, daß schließlich alle daran glaubten, es könne gar nicht anders sein, und der Melcher müsse wirklich heute noch erscheinen. Der Guguck gab Wettl einen Wink und redete leise mit ihr im Magazin. Er habe beschlossen, den Melcher freizusprechen und ihn zum Zeugmachergesellen zu befördern. Wenn einer sich um das Vaterland so verdient gemacht und eine siegreiche Schlacht gegen den Napoleon mitgeschlagen habe wie der Melcher, so dürfe er als Meister schon ein Auge zudrücken, und bei der Gilde würde er es schon machen. Und dann besprach er mit Wettl, was für Vorkehrungen zu treffen wären, um den neugebackenen Gesellen würdig zu empfangen. Sie war selig, daß

dem guten, wackeren Melcher eine solche Freude bereitet werden sollte, und begann sogleich in Haus und Garten umherzulaufen und zusammenzusuchen, was notwendig war, um einen Webstuhl für ihn zu schmücken, wie es bei Freisprechungen Herkommen und Brauch war.

Ohnedies stand seit ein paar Wochen ein Webstuhl frei: der des Schnaus. Der Geselle Schnaus hatte nämlich, als der Vincenz verschwunden war, um auf den Basteien zu kämpfen, aufbegehrt und zum Meister gesagt, spazierengehen oder in Schanzgräben liegen sei freilich lustiger, als den ganzen Tag am Webstuhl sitzen, und er verlange besser gehalten zu werden als der Vincenz und einen höheren Lohn. Darauf meinte der Guguck, wenn es ihm nicht recht sei, könne er auch gehen, sein grantiges Gesicht passe ohnedies nicht ins Guguckshaus. Gut, so werde er gehen, wenn seine Zeit um sei, erwiderte der Schnaus, das Weben sei ihm schon lange verleidet, er wisse sich eine verwitwete Greislerin und wolle heiraten. Schön, sagte der Guguck, wenn er lieber Greisler werden und Zweschpen und Boxhörndeln verkaufen wolle als weben, so solle er nur schnell machen, daß er fortkomme, lieber heut' als morgen. Der Schnaus aber bestand auf seinem Schein, denn er war auf ein halbes Jahr aufgedungen, und blieb einstweilen noch da. Jeden Tag ärgerte sich der Guguck, daß er ihn immer noch sehen mußte. Zum Glück hatte der Vincenz, als er wieder zurückgekommen war, in Erfahrung gebracht, daß der Schnaus bei der Roslini Bettdecken steppen ließ für seine neue Einrichtung. Er neckte ihn und sagte, ob er nicht wisse, was der Pater Abraham a Santa Clara gepredigt habe, daß man beim Heiraten zuerst an die Tugend und nicht an die Tuchet denken müsse. Das nahm der Schnaus so krumm, daß er dem Guguck erklärte, mit dem Vincenz könne er nicht mehr dieselbe Luft atmen, und er gehe sogleich und verzichte darauf, seine Zeit zu machen. Bravo,

das sei das vernünftigste Wort, das er je von ihm vernommen, sagte der Guguck, und das ganze Haus war froh, als der Schnaus fort war.

Die Wettl arbeitete den ganzen Morgen, den Webstuhl, der früher dem Schnaus gehört hatte und in Zukunft dem Melcher gehören sollte, mit bunten Bändern und herrlichen Rosen zu schmücken, die sie im Garten geschnitten hatte. Fany, die zufällig ins Guguckshaus kam, um nach Wettl zu sehen, half fröhlich mit; auch ihr machte es Freude, daß der Melcher überrascht werden sollte. In ein wahres Kirchtagsschaustück verwandelten sie den Webstuhl, und dabei plauderten sie traut miteinander, und Fany konnte nicht genug erzählen, wie glücklich sie sich jetzt fühle, und wie gemütlich es bei ihnen sei, in ihrer bescheidenen Wohnung im zweiten Stock; groß sei sie ja nicht, aber groß genug für zwei Leute und allenfalls auch noch für — ein Drittes.

„Darf man Glück wünschen?“ fragte Wettl überrascht.

Fany nickte selig und küßte sie.

„Erinnerst du dich, Wettl, wie ich am letzten Neujahrstage bei dir geweint hab'? Wer hätte damals denken können, daß dieses böse Kriegsjahr mir so viel Segen bringen würde!“

„Der Herr Vater hat es ja gleich gesagt,“ meinte Wettl lächelnd, „daß man am Neujahrstag einen Schweinsrüssel essen und an alles Gute glauben muß.“

Als auf dem Webstuhl fast keine Blumen und Bänder mehr Platz hatten, hingen sie am Querbalken über dem Webersitz noch eine ganze Reihe Weinflaschen auf, die sie gemeinsam aus dem Keller geholt hatten, die besten Sorten, die sich fanden: Klosterneuburger, Grinzinger, Heiligenstädter und Gumpoldskirchner. Und zwischen je zwei Flaschen baumelten an farbigen Bändern abwechselnd immer ein paar Mohn- und dann wieder ein paar Nußbeugeln, die die Kaplanek in ihrem Auftrag von der

Mariahilferstraße geholt hatte. Als sie fertig waren, fanden sie, daß alles wunderschön sei, und betrachteten den geschmückten Stuhl noch lange von allen Seiten.

Aber wie so manches Liebeswerk, sollte auch dieses ein verlorenes sein. Denn schon wenige Stunden später saß Wettl in ihrer Stube und weinte um den Melcher, fast wie man um einen Bruder weint. Es war wirklich unerwarteter Besuch ins Guguckshaus gekommen: ein Bote vom Grundgericht, der nach der Kaplanek fragte und Melchers Totenschein und ein paar Kleinigkeiten überbrachte, die ihm gehört hatten, und auch den goldenen Maria-Theresia-Dukaten, den ihm sein Göd, der alte Tollrian, als Taufgeschenk in die Wiege gelegt. Die arme Kaplanek war wie vernichtet. Am Abend kam der alte Tollrian herüber, er hatte den Melcher gern gehabt. Aber der Richtige war er nicht, eine weinende Mutter zu trösten. Der Melcher sei gut aufgehoben, meinte er, jetzt wisse er wenigstens nichts mehr von sich. Denn zum Glück sei das Leben im Jenseits doch nur eine Fabel, es wäre ja trostlos, wenn es ewig kein Ende gäbe!

„Wenn einer in diese Welt hineingeboren wird," sagte er, „so ist es, wie wenn man einen unheilbar Kranken in den Kontumazhof bringt. So lang er darin ist, hofft und hofft er auf Heilung und findet sie doch nie. Und es gibt nur eines, das ihn wieder gesund macht: das Auslöschen."

Nach dem fehlgeschlagenen Versuch, sich das Leben zu nehmen, hatte er sich noch wütender in seine Philosophie verbissen als vorher. Er schämte sich, letztwillig Seelenmessen für sich angeordnet zu haben, und war entschlossen, die Scharte wieder auszuwetzen. Den Schackerl hatte er aus seiner Erinnerung gestrichen; er sah ein neues Lebensziel vor sich: er wollte den Beweis erbringen, daß auch ein Ungläubiger und Gottesleugner ein hohes Alter erreichen und eines ruhigen Todes sterben könne. Beinahe fühlte er sich

jetzt glücklich in diesem „Kontumazhof der unheilbar Kranken“, weil es etwas zu beweisen gab, und weil er, sollte der Beweis nicht mißlingen, sich vor Schwermut und Selbstmordgedanken zu hüten hatte.

Auch für die Kaplanek war wieder einmal etwas bewiesen. Wenn es einen Trost im Leide für sie gab, so war es der, daß es mit der schwarzen Katze als Unheilkünderin doch seine Richtigkeit habe. Das einzige Mal, wo sie nicht daran geglaubt hatte, waren ihre Zweifel auf eine fürchterliche Weise zuschanden geworden. Fast war sie jetzt geneigt, die schwarze Katze als eine Botin Gottes zu nehmen und es für sträfliche Verstocktheit zu halten, wenn man seine deutlichen Fingerzeige unbeachtet lasse oder gar als Aberglauben geringschätze. Einmal ließ der Lebold sie ins Schrollhaus an sein Krankenbett bitten. Er hatte dem Melcher versprochen, sich um seine Mutter umzusehen, und meinte, es müsse dem alten Weiblein ein Bedürfnis sein, von einem Freunde, der wenige Stunden vor Melchers Tod noch mit ihm gesprochen hatte, Näheres zu erfahren und sich ihn durch seine Vermittlung gleichsam noch einmal lebend vor Augen zu stellen. Aber er täuschte sich; die Kaplanek ließ ihn gar nicht viel zu Wort kommen und hatte wenig Aufmerksamkeit für seine Erzählung übrig. Viel wichtiger waren ihr ihre Katzengeschichten, und des langen und breiten setzte sie ihm auseinander, wie sie es schon längst hätte wissen können, daß es so kommen müsse, wenn sie nicht gegen ihre bessere Einsicht die vorbedeutenden Zeichen unterschätzt oder unrichtig ausgelegt hätte.

Dem Lebold selbst war der Tod Melchers sehr nahe gegangen. Durch Wochen hindurch befand er sich in gedrückter Stimmung. Nicht nur weil er den Jugendfreund und Kriegskameraden verloren hatte — auch weil das Ziel, für das sie beide gekämpft und geblutet, nicht erreicht worden war. Durch die Einnahme von Aspern war die Schlacht für die Fran-

zosen zwar eine verlorene gewesen, aber der Umstand, daß sie Eßling behaupteten, hinderte eine wirksame Ausnützung des Sieges vonseiten der Österreicher. Und der weitere Verlauf des Feldzuges rechtfertigte die Hoffnungen nicht, die man nach dieser ersten großen Niederlage, die dem Korsen beigebracht worden, hatte hegen dürfen. Ein Waffenstillstand machte den kriegerischen Ereignissen bald ein Ende, aber die Franzosen blieben in Wien, bis die eingeleiteten Friedensunterhandlungen zum Abschluß gekommen sein würden. Die rücksichtslosen Kontributionen, die Ausschreitungen des französischen Militärs, der Geldmangel, die Brotteuerung bedrückten die Bevölkerung hart. Zu diesen Sorgen um die Allgemeinheit gesellte sich der Kummer, den Lebold um seine eigene Zukunft empfand. Er wußte nicht, was jetzt aus ihm werden sollte, da der Vater ihm die Rückkehr in die Werkstatt verweigerte, und es gab Augenblicke, in denen er fast meinte, der kleine Blasengel und der Woitech-Pepi hätten vielleicht gar so unrecht nicht gehabt, daß sie sich fern vom Schuß hielten. Aber das waren nur ganz vorübergehende Mahnungen von Zaghaftigkeit, die mit seinem leidenden Zustand zusammenhingen. Je mehr er seine Kräfte zurückkehren und die Genesung nahen fühlte, umso ruhiger und fester faßte er seine Zukunft ins Auge. Nicht um alle Schätze der Erde hätte er die große Erkenntnis hingegeben, die auf dem Friedhof von Aspern, als er auf dem Grabe des Totengräbers kauerte, in ihm aufgegangen war. Und er wußte, daß das Gefühl der Sicherheit, das damals über ihn gekommen war, ihn unverlierbar durch sein ganzes ferneres Leben begleiten würde.

Die Schrollin hatte ihren Sohn mit jener Hingabe gepflegt, deren nur eine Mutter fähig ist. Gleich in den ersten Tagen, als er noch im Wundfieber lag, hatte er sie einmal zu sich herangewinkt und ihre Hand ergriffen.

„Hab Dank, Mutter, innigen Dank! Wie viel Herzensangst hast du um mich gelitten!“

Sie streichelte ihm übers Haar und sah ihn forschend an.

„Es ist doch nicht vergeblich gewesen, Lebold?“

Mit dem vergeistigten Blick der Kranken lächelnd, sagte er:

„Am Pfingsttag war es, da ist der Geist über mich gekommen. Du hast recht gehabt, Mutter: wir sollen nicht aufhören an die Wunder unseres Herzens zu glauben — nie! — nie!“

Sie küßte ihn und weinte. Was hatte sie um dieses Kind gelitten! Aber jetzt weinte sie, weil sie glückselig war!

Lebold zog mit seiner Schußwunde länger herum, als der Arzt vorausgesehen hatte. Es war, als ob sie immer wieder zögerte, sich zu schließen, solange der Feind in der Stadt stand und die Wunden des Vaterlandes noch bluteten. Der Sommer ging darüber hin, und der Kastanienbaum vor der kleinen Gloriette des Schrollgartens, unter dem der Genesende oft saß, um die frische Luft zu atmen, die von den Hängen des Wienerwaldes herüberstrich, bekam bereits gelbe Blätter. Einmal, an einem klaren, ruhigen Spätsommertage, fand der alte Schroll seinen Sohn dort auf der Bank sitzend, fragte mit väterlicher Teilnahme, wie es ihm gehe, und setzte sich zu ihm. Sie sprachen über gleichgiltige Dinge, bis der Vater sich plötzlich erinnerte, daß er ihm einen Brief zu übergeben vergessen habe, der an ihn eingelaufen war. Er zog ihn aus der Tasche, Lebold erbrach das Siegel, las aufmerksam und erstaunt und reichte das Blatt dem Vater hin. Der Brief kam von einem jungen Offizier des Hofkriegsrates, einem Oberleutnant Ehrenstein, demselben, der an jenem Pfingsttage den Sturm auf den Friedhof von Aspern kommandiert und dafür mit dem Maria-Theresien-Orden ausgezeichnet worden war. Er habe zufällig vernommen, schrieb der Ober-

leutnant, daß Lebold bezüglich seiner Zukunft noch keine Entscheidung getroffen habe, und schlage ihm vor, sich ganz dem Soldatenstand zuzuwenden. Mit dem Obersten hätte er schon gesprochen, und dieser sei bereit, ihm den Weg in die militärische Laufbahn zu ebnen, es bedürfe also nur noch der Zustimmung Lebolds, so sei die Sache abgemacht.

„Hm," machte der Schroll, indem er ihm den Brief zurückgab. „Den Vorschlag wirst du dir gut überlegen müssen."

„Mein Entschluß ist bereits gefaßt," sagte Lebold.

„Du wirst annehmen?" fragte der Vater gespannt.

„Nein," sagte Lebold; „ich hab' den Sommer über Zeit genug gehabt, über meine Zukunft nachzudenken. Ich bin ein Weber und will es bleiben!"

„Du weißt aber, daß du mein Geschäftsteilhaber nicht werden kannst, und daß dir meine Werkstatt verschlossen ist? Wir haben genug darüber geredet, und du kennst mich; wenn ich einmal etwas gesagt hab' . ."

„Ich weiß es, Herr Vater," sagte Lebold. „Aber es gibt Werkstätten genug auf dem Schottenfeld, und wenn jetzt wieder ruhige Zeiten kommen, dann werden ein paar arbeitsame Hände, die doch schließlich nicht ganz ungeschickt sind, nicht zu feiern brauchen. Sie selbst, Herr Vater, haben auch als einfacher Weber angefangen, wie mir erzählt worden ist; warum soll ich nicht dasselbe tun? Und warum sollt' es nicht auch mir glücken können? Ich spür' es: zum Soldaten bin ich nicht geboren, aber ein guter Bürger möcht' ich gern werden. Ich hab' mir gut gemerkt, was der Herr Vater mir damals gesagt hat, über den deutschen Bürgerstand in unserm Vaterland, und wie er seine Aufgabe auffassen und erfüllen soll. Und wenn ich es recht tüchtig mache und durch Arbeit und Fleiß vielleicht einmal hinaufkomme, und wenn der Geist dabei in mir lebendig bleibt — wer weiß, ob ich nicht einmal,

wie der Herr Vater es damals gemeint hat, werd' mitbauen dürfen an dem großen Dom der Zukunft . ."

Das Auge des ernsten alten Mannes ruhte mit Wohlgefallen auf seinem Sohne.

„Es gefällt mir gut, wie du es denkst und sagst, und wenn ich nicht schon gesprochen hätt', so würd' ich mir's jetzt noch einmal überlegen. Aber das Wort ist wie eine Kette, die den Willen fesselt, darum soll man sich zweimal bedenken, eh' man einmal etwas ausspricht. Mein ganzes Leben hab' ich mit mir gekämpft und bin doch ein Schroffer geblieben, noch mit weißem Haar. Es steckt halt in einem jeden von uns etwas von dem alten, schwachen Adam . . ."

Er seufzte, stand auf und legte seine Hand auf Lebolds Schulter. „Aber wenn du auch nicht bei mir bleiben kannst, Lebold," sagte er weich; „einen Freund und Helfer sollst du jederzeit an deinem Vater finden! Darauf kannst du dich verlassen!"

Er stieg die Stufen des kleinen Hügels an der Gloriette hinunter, und Lebold sah ihn langsam durch den Garten gehen und gegen das Haus seinen Blicken entschwinden . . . .

* *
*

Wie ein prangender, und doch gleichsam mit stiller Wehmut geflochtener Kranz aus rotem und gelbem Laube reihten die milden, sonnigen Herbsttage sich aneinander . . . Jetzt endlich hieß es, die Unterhandlungen seien dem Abschluß nahe, und der Friede gesichert, jeden Tag könne man die Unterzeichnung des Vertrages gewärtigen. Auch Lebolds Wunde war nunmehr so weit verheilt, daß die Mutter ihn eines Tages mit einem kleinen Lächeln fragen konnte, ob er denn nicht Lust hätte, einmal einen Besuch in der Zieglergasse zu machen, um sich auch ein wenig zu zerstreuen. Er war ihr dankbar, daß sie seine Sehnsucht ahnte, und glücklich, dem Zug seines Herzens endlich folgen zu dürfen. Die Brust von Freude

geschwellt, machte er sich auf den Weg nach dem Guguckshaus.

Zufällig traf er Wettl allein, und sie saßen einander gegenüber in der Bannmeile des Zampelstuhls, beide bewegt und wortkarg und fast ein wenig fremd und schüchtern. Sie blickte ihn nur immer an, still liebend und bewundernd, ihren Kriegshelden, der für das Vaterland geblutet, und das Herz tat ihr weh, weil er so blaß und angegriffen aussah und traurig schien. Sie konnte sich in ihn hineindenken, wie er es empfinden mußte, daß er jetzt nichts war und nichts hatte, und sie seufzte insgeheim über die Härte des alten Schroll, der den ihm wiedergeschenkten Sohn seine Hingabe an Kaiser und Land so schwer entgelten ließ. Lebold zog seine Brieftasche hervor und zeigte ihr ein getrocknetes Veilchen.

„Kennen Sie es, Wettl? Es hat mich in allen Schlachten begleitet und war mir lieb. Aber mein Talisman war nicht dieses Veilchen. Mein Talisman das waren die Worte, die Sie mir auf den Weg mitgegeben, damals in Schönbrunn — erinnern Sie sich?"

Sie nickte.

„Vertrauen und Kraft und Gottesfrieden, noch in der schlimmsten Not — so haben Sie es damals gesagt. Und das Saatkorn, das Sie mir ins Herz gelegt, ist aufgegangen, wirklich in der schlimmsten Not!"

Er erzählte ihr von dem schrecklichen Ringen um den Friedhof von Aspern. Man hörte jemand die Treppe heraufkommen, die Tür flog auf und der Guguck stand da, mit einem Gesicht wie die aufgehende Sonne, und streckte dem Lebold beide Hände entgegen: „Grüß Ihnen Gott, Herr Kriegskamerad!"

„Der Herr Vater hat nämlich auch ein Gewehr gefaßt, aus dem Zeughaus!" sagte Wettl erklärend.

„Das will ich meinen!" rief er. „Aber von den

Kriegstaten reden wir ein anderesmal. Jetzt erzählen Sie mir zuerst, wie es Ihnen geht."

Dem Lebold tat die fröhliche Gemütlichkeit des Guguckś wohl. Er ging aus sich heraus und plauderte frei und offen, und als Kebach geradezu nachfragte, gestand er auch, daß er vorderhand noch nichts Rechtes mit sich anzufangen wisse, weil er in das Geschäft des Vaters nicht mehr eintreten könne und eine andere Verwendung noch nicht gefunden habe.

„Na alsdann, das hab' ich wissen wollen," sagte der Guguck. Und dann warf er so beiläufig hin, daß er einen Gehilfen brauchen könnte, und wenn der Lebold umlernen wollt' ....

„Zeug ist halt doch noch ganz was anderes als Band!" sagte er selbstbewußt.

Der Lebold war über und über rot geworden. „Ein schönes Band ist schon auch was Schönes!" sagte er.

„Na ja, aber wieviel Seide ist denn darin!"

„O bitte, bei den Florbandeln zum Beispiel, die wir machen, ist sogar sehr viel Seide!"

„Sehr viel Seide? Hören Sie mir auf! Man kann ja durch und durch schauen!"

„Bitte, Herr Kebach," sagte Lebold, „durch Seidendünntuche kann man auch durchschauen, deswegen ist das doch kein Bofel!"

„Wer redet denn von Bofel!" brauste der Guguck auf. „Aber daß nicht viel Seide bei diesem Bandelzeug dabei ist, sag' ich, und wenn's nicht so wär', tät' ich's nicht sagen."

„Bitt' recht schön um Verzeihung," beharrte Lebold, „aber da irren Sie sich doch ein kleines bissel. Es gibt freilich Bandeln, bei denen fast keine Seide ist, aber wir fabrizieren auch schwerere Ware und sogar ganzseidene Bänder, bei denen ist Schuß und Kette ganz gleich von Seide wie beim schwersten Stoff."

„Ich hab' von den Florbandeln geredet!" sagte Kebach ausweichend.

„No ja, bei den Florbandeln," meinte Lebold, „setzt ja niemand voraus, daß sie ganzseiden sind, es ist ja auch der Preis danach. Aber verhältnismäßig, will ich nur sagen, ist gar nicht so wenig Seide dabei für so eine leichte und billige Ware. Und besonders bei unseren Florbandeln ist viel mehr Seide als bei allen anderen, und die unsrigen sind doch nicht um einen Kreuzer teurer. Der Pointner zum Beispiel, in der Bandgasse, der fabriziert zu demselben Preis viel leichtere, als die unsrigen sind. Ich muß es doch wissen, Herr Kebach, weil ich selber die Stühle für die Florbandeln eingerichtet habe!"

„Na ja, meinetwegen, gut!" lenkte jetzt der Guguck ein. „Ich will ja nichts sagen! Gezählt hab' ich die Fäden nicht in Ihren Florbandeln. Von mir aus können sie aus Seide oder aus Zwirn oder aus Draht sein — ist mir ganz gleichgiltig, geht mich auch gar nichts an . . . ."

Er war ein wenig abgekühlt, saß stumm und sinnierte vor sich hin. Es kam ihm vor, als hätte Lebold seinen wohlmeinenden Antrag abgelehnt. Das kränkte und ärgerte ihn.

„Gut, gut!" sagte er endlich und zuckte die Achsel. „Auch recht! Mir kann es gleich sein. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich . . . . Alsdann, wenn Sie nicht mögen . . . ."

Lebold lächelte. Er faßte Kebachs Rechte in seine beiden Hände, drückte sie warm und schaute ihm offen und innig in die Augen.

„Aber mit tausend Freuden mag ich! Ich kann gar nicht sagen, wie ich Ihnen dankbar bin! Wenn Sie mich wirklich in die Lehre nehmen wollten . . . . Mühe werd' ich mir gewiß geben! — Aber die Bandeln, die ich bis jetzt gemacht hab', die brauch' ich mir doch deswegen nicht verschimpfieren lassen — was?"

Er sah Wettl an, sie lachten beide. Der Guguck blickte etwas verdutzt vor sich hin, dann wendete er

sich zu seiner Tochter und sagte: „Eigentlich hat er recht!“

Sie besprachen jetzt die näheren Umstände, wie sie es einrichten würden. Als Lehrbub und Latzenzieher müsse der Lebold anfangen, sagte der Guguck. Dann käme das Weben der glatten Zeuge an die Reihe und endlich das der gemusterten. Da Lebold von der Bandmacherei her Vorkenntnisse mitbringe, so würde es nicht gar so lang hergehen, bis er bei der Gilde beantragen dürfe, ihn als Gesellen freizusprechen.

„No, und nachher heißt es halt ein feines Meisterstück weben. Das meinige, wie ich noch jung war, war ein schwerer, schneeweißer Flandrischer mit broschierten Rosenknosperln darin. Sie, das war ein feiner! Ist das Brautkleid meiner guten Seligen daraus gemacht worden .... Also ist es Ihnen recht so, wie wir jetzt alles verabredet haben?“

Lebold dankte von Herzen. Alles sei ihm recht, und er wolle sich gewiß mit größtem Eifer an die Arbeit halten und seinem Lehrmeister keine Schande machen. Aber ein Bedenken sei ihm noch gekommen.

„Schon wieder ein Bedenken?“ meinte der Guguck ungeduldig.

Ja, wenn er nun so täglich ins Haus käme, um zu lernen, ob dann nicht am End' ein Gerede unter den Leuten entstehen würde, und ob das der Wettl nicht unangenehm wär'?

„Wär' es dir unangenehm, Wettl?“ fragte der Guguck.

Sie schlug die Augen nieder, lachte und sagte: „Nein!“ —

„No, wenn es *ihr* nicht unangenehm ist — wär' es Ihnen vielleicht unangenehm?“

„O mir nicht im geringsten!“ sagte Lebold strahlend. „Mir tät' das gar nichts machen!“

„Also, so lassen Sie die Leut' reden! Die Leut' haben ja immer was zu reden, und meistens ist sogar etwas Wahres daran, wenn die Leut' reden!“

„Mir wär's schon recht, wenn etwas Wahres daran wär'," meinte Lebold. „Aber ein Lehrbub und Latzenzieher wird halt der Wettl nicht anstehen!"

„Ich schau nicht gar so auf den Stand," sagte Wettl lächelnd.

Sie flogen einander in die Arme.

„No alsdann," sagte der Guguck behaglich; „vor lauter Bedenken hätt' er beinah' den Mund nicht aufgemacht! Sie, merken Sie sich das, Lebold, wenn man gern etwas haben möcht', muß man wenigstens ‚Muh' sagen, anders ist es schon nicht im Leben!"

Alle drei schraken zusammen. Kanonendonner erschütterte die Erde, daß die Scheiben klirrten. Schlag auf Schlag, als ob abermals die Stadt beschossen würde, dröhnte es durch die Luft. Was war das? Fing denn der Krieg noch einmal von vorne an? Der Guguck eilte ans Fenster und riß es auf. Der Reckenschuß ging zufällig unten vorüber. Was denn los wäre? rief der Guguck hinab.

„Friede! Friede! Der Friede ist geschlossen!"

Sie standen beisammen, der Guguck und Lebold und Wettl, und lange sprach keines von ihnen ein Wort, die hellen Tränen liefen ihnen über die Wangen, und sie schämten sich dessen nicht ....

Der Guguck atmete tief auf. „Jetzt können wir an unser Werk gehen, jetzt kommt wieder der Bürger an die Reihe mit seiner friedlichen Arbeit."

Lebolds und Wettls Hände fanden sich.

„Ein Leben der Arbeit, Wettl!" sagte er mit fester Stimme. „Ein Leben der Zuversicht und der Liebe!"

— — — — — — — — — — — —

Als etwas später Lebold aus dem Hause ging, begleitete Wettl ihn durch den Hof, und dabei hatte sie ihren Arm in den seinigen gelegt. Wie sie allein zurückkehrte, kam die Roslini aus ihrem Gelaß hervor.

„Was hab' ich gesehen, Wettl? Laß dich umarmen, Kind! Bist du denn recht glücklich?"

Wettl erzählte glückselig, wie alles sich gefügt.

Plötzlich erschrak sie heftig, unterbrach sich und erblaßte.

„Was ist dir, Wettl?“

Sie zeigte empor. Über das Dach schlich die schwarze Katze und verschwand im Bodenfenster. Durch die Gemütsbewegungen, die sie seit Monaten durchgemacht, durch das ermüdende Geschwätz der Kaplanek, das durch den Tod Melchers doch gleichsam eine Bestätigung erfahren hatte, durch die tiefe Erregung, in der sie sich im Augenblicke befand, war Wettl einer vorübergehenden kleinen Anwandlung von Aberglauben unterlegen.

„Das hat etwas zu bedeuten,“ sagte sie leise.

Roslini lächelte. Sie zog Wettl mit sich fort. Was sie denn wolle? fragte diese. Sie möge nur mitkommen, beharrte Roslini, sie müsse ihr etwas zeigen, etwas sehr Nettes. Sie führte sie die Stiege hinauf und dann noch höher über die Dachbodentreppe auf den Dachboden. Oben war es dämmerig. Wettl erinnerte sich, daß die Kaplanek einmal von einer Katze erzählt hatte, die verfolgt wurde und auf einmal in einem dunklen Winkel saß, Feuerräder statt der Augen im Kopf. Sie fürchtete sich beinahe, als sie hinter Roslini die hallenden Bretter entlang ging, die über die roten Backsteine gelegt waren. Die Herzensangst, die sie solange um den Lebold und um den Großvater gelitten, mochte doch eine gewisse Überreizung in ihr zurückgelassen haben, die sich erst jetzt meldete, da die Spannung völlig gelöst und sie wieder ganz befreit und glücklich war.

„Um Gotteswillen, was ist denn das?“

Aus einem mit Bodenkram vollgeräumten Winkel starrte ihr ein Gesicht entgegen, bleich wie eine Leiche.

„Das ist ein alter Haubenstock aus Pappe,“ sagte Roslini lachend; „noch von der Großmutter her, aus der Zeit der großen Hauben. Aber komm nur weiter!“

Endlich blieb Roslini stehen und schob vorsichtig einen alten Kistendeckel, der schräg gegen eine Ecke

gelehnt war, zur Seite. Da lag die schwarze Katze hingestreckt wie ein kleiner Tiger in dem Nest, das sie sich mit Roslinis Hilfe bereitet hatte, inmitten von sechs oder sieben niedlichen Kätzchen von verschiedener Farbe, schwarz, grau, gelb, weiß, gefleckt und gestreift, und sah mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Sorgfalt und Liebe auf ihre Jungen nieder. Eins nach dem andern leckte und putzte sie mit ihrer rosigen Zunge und machte sie alle spiegelglatt, und dabei warf sie von Zeit zu Zeit einen ruhigen, ernsten Blick nach den beiden Zuschauerinnen hinüber, ohne jede Scheu und Furcht. Sie schien sich nicht die geringste Sorge zu machen, als fühle sie sich sicher und geborgen, und als könne sie sich bestimmt darauf verlassen, in der Ausübung ihrer Mutterpflichten nicht gestört zu werden.

„Je, wie herzig!" rief Wettl die Hände zusammenschlagend.

„Das hat etwas zu bedeuten!" sagte Roslini lächelnd.

„Geh, du bist garstig!" rief Wettl und lief ihr davon. Am Fuß der Treppe erst holte Roslini sie ein.

„Also, Wettl, sag einmal, fürchtest du dich noch vor der schwarzen Katz'?"

„Du geheime Katzenmutter!" drohte Wettl lachend. „Wir scheuchen, und du züchtest sie; sogar noch unter dem Dach des Guguckshauses!"

Sie könne nichts dafür, beteuerte Roslini. Ganz zufällig sei sie dazugekommen, das arme Tier habe sie gedauert, und da habe sie ihr halt ein wenig geholfen, ihr Lager zurecht machen und sie vor dem Blick der Menschen zu schirmen.

„Davonjagen," meinte sie, „konnte ich doch eine Mutter mit sieben unmündigen Kindern nicht!"

„Es gibt wirklich nichts herzigeres als so ein Katzerl!" sagte Wettl; „am liebsten hätt' ich selbst eins, wenn mir nicht um den guten Großvater wär' . . . .